BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

4 Per. 15 f/1858 1861

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 1. Erscheint jeden Sonntag. 18. Juli 1858.

Der Vater im Schnee.

Von W. Alexis.

„Gott erhalte Sie, Herr Pfarrer," sagte der Schäfer, „Sie haben einen schweren Weg."

Dabei band er die Laterne um den Hals des Pferdes und zog seine Mütze ehrerbietig ab. Der Pfarrer dankte ihm schweigend durch einen Händedruck.

„Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten."

Er lenkte nun das steife Pferd von der Thüre ab, in den schon hoch verschneiten Weg ein.

„Halten Sie sich ja rechts an die Stangen, Herr Pastor," rief der Schäfer ihm noch ein Mal nach. „Machen Sie die Ohrenklappen herunter, der Wind bläst jetzund immer schärfer. Links von dem Schneestangen ist ...."

Aber der Wind ließ den Reiter nicht mehr hören und der Schäfer trat kopfschüttelnd in die Thüre zurück.

„Daß man noch nicht genug hat mit dem Kreuz und Jammer," sprach er bei sich, „daß er noch Neues in's Haus schicken muß, wie den Schnee vom Himmel, man weiß nicht, wo es herkommt, und wo es hin soll."

Der Weg von der einsamen Schäferei bis zum Pfarrhause war dem Pfarrer nie so lang vorgekommen, und doch war es nur eine Stunde. Das klare Frostwetter, bei dem er ausgeritten, war längst vorbei; während seiner sauern, langen Arbeit in der Hütte hatten sich die Schneeflocken aus Südwest über die weite Ebene gelagert, und so schnell sich entladen, daß nun nichts als ein großes Schneemeer vor ihm lag.

Der Wind pfiff und heulte, und wühlte im gefallenen Schnee, und häufte Berge auf und ab. Das Pferd keuchte, die Laterne klirrte an seinem Halse, die Steigbügel, obschon mit Stroh umwickelt, waren eiskalt.

Und doch war das für den Pfarrer die geringere Sorge, wenn er an das Elend dachte, dem er entgegenritt. Hatten nicht die Springfluthen in diesem Frühjahre die fetten Niederungen weithin überschwemmt, war nicht der Wohlstand der Bauern dahin geflossen, hatten die Wellen nicht an seiner Armuth gezehrt, wie an den Schätzen der Reichen? Hatte er nicht mit dem geldstolzen Edelmanne, dessen weites Freigut an seine kleine Pfarre stieß, der ihn nur mit geringschätzender Herablassung grüßte, auf demselben Damme rettungslos zugesehen, wie die Fluthen die Heerden des reichen Herrn und die letzte Kuh aus dem Pfarrhofe fortschwemmten?

Dort stand er, die Hände gen Himmel ringend, umklammert von seiner jammernden Gattin. Die Wiege mit seinem Kleinen schwamm dahin, er konnte sie nicht aufhalten. Und der reiche, stolze Herr raufte sein Haar, auch *sein* Kind fluthete im ersten kleinen Bett auf den stürmischen Wogen. Er schrie, er fluchte dem Himmel, er betete. Er bot Tausende. Umsonst. — Kein Nachen war weithin zu sehen. Da wollte im Uebermaße des Schmerzes der reiche Mann sich in die Fluth stürzen, er wußte selbst nicht, ob in eitler Hoffnung, das Kind noch zu retten, ob in der Verzweiflung, welche die Vernichtung sucht.

Der Pfarrer hatte sich losgerissen von dem Sohne und von der Frau, und umfaßte im letzten, entscheidenden Augenblicke mit kräftigem Arme den Wahnsinnigen.

„Es ist ein Gott über Dir!"

Er hielt ihn zurück, er hielt ihn mit festem Arme, fest noch, als sein Auge das Unvermeidliche sah. Die beiden Wiegen des Armen und des Reichen stießen zusammen. In einem Augenblicke war es geschehen, und ein neuer Wasserschwall verschlang die Umgestürzten. Es waren zwei Väter, ein armer und ein reicher; aber der arme war nun der reichere, denn der Reiche war nun nicht mehr Vater.

Das Herz blutend, betäubt vom Jammergeschrei des Weibes, durchnäßt, im rollenden Sturme, der von der Nordsee her über die empörten Wogen tobte, mußte er trösten, körperlich stützen den vor ihm Vergehenden, Zusammensinkenden, und die Erde bebte unter ihm, der Damm barst, die Fluth brach immer mehr Stellen durch, die wenigen Geretteten von den Andern trennend, und die finstere Nacht brach herein.

An die Nacht — es war nicht die erste fürchterliche seines Lebens — dachte jetzt der heimkehrende Pfarrer, und das Blut rann ihm wieder durch die Adern. Er

A1 72

Digitized by Google

dachte, wie der harte stolze Mann damals ihn umklammerte, nicht von ihm lassen wollte, selbst als der späte Nachen ihnen Rettung brachte. Immer wollte er neue Worte des göttlichen Trostes hören, und aus dem Munde dessen, der selbst des Trostes bedürftig, ihn doch so reich seinem Feinde schenken konnte. Der Pfarrer hörte noch die Vorwürfe seines Weibes, das ihn herzlos schalt, weil er über den reichen Herrn sie, ihr hingerafftes Kind, und das erst leben sollte, vergaß. Er hatte die Leidende ja nicht vergessen, aber er hoffte auf eine schönere Ernte. Die Frau wollte sich freilich zufrieden geben, als sie hörte, daß der bekehrte reiche Mann mit vollen Händen ihrer Armuth gedenken werde. Er aber war schon zufrieden, als er das Wunder in dem Hartherzigen lebendig sah, als beide von der fürchterlichen Stunde an Freunde waren, als der reiche ein neuer Mensch, ein Vater seiner armen Nachbarn, ein rettender Hilfsengel für die ganze Gegend zu werden versprach.

Er gedachte auch eines anderen Augenblicks. Die Fluthen waren zurückgetreten, Armuth und Verzweiflung schlichen um die Trümmer der Döfer und die zerstörten Höfe. Wie klein wurden die Gaben, die so groß schienen, in den Zeitungen von London und Hannover, wie klein, als sie die Commissarien den Einzelnen zutheilten! Als der Spaten wieder feste Erde fand, grub man zwei kurze schmale Gräber dicht neben einander, wie die Aecker der Väter, und zwei Kinderleichen, die man im Gestrüppe hangen gefunden, wurden dort eingescharrt. Es war die letzte Handlung des reichen Herrn, als er mithalf, den grünen Rasen darüber zu decken. Noch selben Tages legte er sich, krank seit jener Schreckensnacht, auf das Lager und stand nicht wieder auf.

Zu schnell war der Tod an sein Kopfkissen getreten. Auf dem Papiere stand der Name des Predigers, große Summen standen dabei, und dann folgten die Namen Aller, die gelitten, aber es fehlte ein Federzug, nur ein Name, der des kalten, blassen Mannes. Die arme Frau des Pfarrers mochte es nicht glauben, sie schüttelte die erstarrte Hand, er wollte nicht aufwachen, nicht einmal auf so lange, seinen Namen zu kritzeln.

„Mein Gott, was soll nun aus uns werden! Was sollen wir thun," rief sie, fast so in wahnsinniger Verzweiflung die Hände ringend, als da die Wellen ihr Kind forttrieben.

„Wir müssen als Erben des Todten seinen Willen ausführen," sagte ruhig lächelnd ihr Gatte, und übersah die Liste Aller, die der Selige mit seinem irdischen Gute aus ihrem Elende reißen wollte.

Das konnte der Pfarrer nun nicht. Er konnte kein kein Geld unter sie spenden; denn von denen er, was ihm zukam, empfangen sollte, das waren ja die Hülfsbedürftigen selbst. Aber er ging Tag und Nacht umher, war überall mit Rath und Trost zur Hand, brachte hier dem ganz Entblößten einen geretteten Rock, dort der Kranken ein letztes Bettstück.

Dann, wenn er nach Hause kam, weinte seine junge Frau, die einst bessere Zeiten gesehen, die er nach manchem harten Kampfe errungen, die ihm in erster glühender Jugendliebe in seine Armuth gefolgt war, sie weinte heiße, bittere Thränen und wandte sich nun von ihm, und wollte ihm nicht Rede stehen.

„Er hat keine Liebe für sein Weib, er hat kein Vaterherz für sein Kind," stöhnte sie in ihren Träumen auf, und der Friede in seinem öden Hause war dahin.

* * *

Die Maiensonne hatte wieder geschienen über die Marschfelder von Ostfriesland; der Bauer hatte die Grenzsteine wieder aus den Schlamm ausgegraben; der Pflug ging wieder über die trocknenden Felder, und die geretteten Heerden trieb man wieder in die weiten Koppeln. Die Juniussonne wärmte, die Juliussonne brannte auf die üppig aufgeschossenen Aehren. Der Pfarrer berechnete den dürftigen Gewinn für den Herbst, und er wagte der Frau, die im Kindbette lag, Hoffnung einzusprechen. Das Nöthige für den Haushalt könnte wieder gekauft werden. Sie seufzte und lächelte. Aber schon während sie den Kopf umwandte und die Augen wieder schloß, zogen die schwarzen Wolken über den Kirchthurm, und ehe sie aufgewacht, hatte der Hagel ihre, des Pfarrers, die Hoffnung von drei verarmten Gemeinden vernichtet.

„Er hat kein Herz! Er kann noch lächeln", rief sie, und stürzte sich über das Lager ihres schlummernden Säuglings.

Bei wem das Elend einmal einkehrt, da, sagt das Sprüchwort, ißt es sich satt, und will nicht wieder fort.

Der Sonnenschein saugte böse Dünste aus den Sümpfen, die auf den Niederungen geblieben waren. Fieber gingen umher, und klopften auch an die Thür des Pfarrhauses. Sie tödteten nicht, aber sie erlahmten die letzte Kraft. Wenn der Mann genas, legte die Frau sich nieder. Die Parochialen brachten keine Opfer, der Mangel ward täglich dringender.

Mit den erloschenen Augen stand die Gattin neulich Morgens da und sah auf den leeren Napf, wo sie sonst des Pfarrers Frühstück anrichtete.

Digitized by Google

„Unſere Kuh iſt auch krank", ſagte ſie, und es ſchien, als fliege auch ein Lächeln über ihre bleichen Lippen.

„Iſt doch unſer Kind geſund," erwiederte der, ſich über die Wiege bückend. „Und das Waſſer im Brunnen iſt wieder klar und ſüß."

Da brachen jetzt ſchon lange verhaltene Thränen ihr aus den Augen, und mit Heftigkeit warf ſie ſich auf das Bett.

„Wie, hat der Brunnen auch das Fieber, iſt er vergiftet!" rief der Mann.

„Es ging nicht länger", erwiderte ſie ſchluchzend, „ich habe an den Vater geſchrieben."

„An den Vater", ſagte er.

Das Wort Vater klang ſo in ſeinem Munde, als ob es kein Vater geweſen wäre, und er ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

„Sollten wir denn verhungern!" ſchluchzte ſie fort. — „Wenn er die Noth wüßte, wenn er es nur Einmal mit eigenen Augen ſähe — ſelbſt die Stiefmutter würde ſich erbarmen. — Sieh nur, Gotthelf, als er mich und dich über die Schwelle ſtieß, mochte er es doch nicht ſo arg gemeint haben. — Seinem Schiffer, der das Bein in ſeinem Dienſt brach, gibt er doch das Gnadengeld." —

Sie ſprach in Pauſen, immer erwartend, der Pfarrer werde einfallen. Erſt jetzt geſchah es, als er zur Thüre hinausging.

„Das Gnadenbrod will ich, das von Gott kommt, ſonſt von Niemand!" rief er heftig.

Elend, Krankheit, Mangel waren längſt im Hauſe. Der Unfriede kam hinzu. Sie aßen Morgens und Mittags bei dem dürftigen Tiſche, und ſprachen kein Wort, ihre Blicke begegneten ſich nicht. Der Winterſturm, der in die Kamine fuhr, und das Schreien des Kindes, das waren die einzigen Leute in dem öden Hauſe.

Wohl trat die Pfarrerin alle Abend, wenn der Landbote kam aus der Stadt, auf die Hausſchwelle, aber für ſie kam kein Brief. Sie ſchlich ſtill in ihre Kammer, und vermied die Blick des Pfarrers. Man brannte kein Licht.

* * *

Eines anderen Morgens huſtete das Kind, ſeine kleinen Augen waren entzündet. Der zarte Leib zitterte, wenn man ihn anfaßte, und Wange und Stirn glühten.

Die Eltern löſten ſich wachend an ſeiner Wiege ab, ſein Zuſtand war zuſehends ſchlimmer.

„Wird Dir endlich auch bange um's Herz?" rief ſie wie voll kaltem Hohn, der doch die innere Verzweiflung nicht verbarg.

Ihm war bange, ſehr bange. Er ſchlang den Mantel um, und ritt durch Sturm und Wind den weiten Weg nach der Stadt, den Arzt zu holen.

Auf gewohnte Weiſe bog ſein Thier um die Ecke und hielt vor dem Kaufladen, wo er ſonſt ſeine Bedürfniſſe halten. Wie lange hatte nicht er, nicht ſein Knecht hier angeſprochen. Etwas betroffen wollte er das Thier fortreißen, da klopfte der Krämer mit der braunen Schürze an das Glasfenſter und ſchob die Scheiben weg.

„Apropos, Herr Paſtor, ſehen wir uns einmal. Die Rechnung iſt ausgeſchrieben, und der Saldo von fünf Viertel Jahr. Bringen Sie uns das Geld, ſo kommen Sie juſt zur rechten Zeit — ſonſt habe ich ſchon den Herrn Advokaten von wegen der Exekution inſtruirt."

„Iſt denn die liebe Frau nicht zu Hauſe?"

„Todt, todt, Herr Paſtor. Gerade zu rechter Zeit, die hätte mir mit ihrer Nachſicht die ganze Nachbarſchaft auf den Hals geladen. Gerade zur rechten Zeit todt, kann keinen Credit mehr geben, keinen Aufſchub. Wenn alle Welt überſchwemmt ſein will, und Hagelſchlag leiden und das Fieber haben, ſo kann ich meine Bude ſchließen und ich will ein ehrlicher Mann bleiben."

„Ihre liebe Frau war eine gute —"

„Weiß alles, was ſie war, habe ihren Leichenſermon mit ſieben Laubthalern baar bezahlt, brauche gar nichts weiter zu wiſſen; aber mein Geld will ich auf Heller und Pfennig. Und daß Sie ſich präpariren können, es iſt alles ſchon richtig gemacht, und übermorgen klopft der Exekutor an Ihre Thür. Wenn Sie heute noch zahlen wollen, bis halb zehn bleibt mein Laden offen, und ich will ein Uebriges thun, und das Mandat gratis zurücknehmen."

Der Schieber flog zu, und der Pfarrer ritt vor des Doktors Thüre. Die Flaſchen Johannisberger wurden eben entſiegelt, als der Pfarrer ihn herausrufen ließ.

„Das wird nichts zu bedeuten haben," ſagte der Doktor, die Serviette in der Hand, auf dem Treppenflur, „nichts als eine katarrhaliſche Erkältung. Nehmen Sie etwas Lakritzenſaft, und das Huſten wird ſich geben."

„Um Lakritzenſaft, Herr Doktor, bin ich nicht drei deutſche Meilen geritten."

Der Doktor ſtocherte ſich in den Zähnen, und ſah ſchaudernd auf das Wetter draußen, indeſſen der Vater mit dringender Umſtändlichkeit das Uebel ſeines Kindes ſchilderte.

„Kinderkrankheiten, lieber Herr Paſtor", ſagte er etwas nachdenkender.

„Kinder, Herr Doktor, ſind auch Geſchöpfe Gottes."

Digitized by Google

„Gewiß, gewiß, kommen aber viel leichter durch. Ich will Ihnen etwas verschreiben."

„Herr Doktor, Sie haben nicht meinen leidenden Kleinen gesehen; ich bin ein Laie. Ich mag die Symptome falsch aufgefaßt haben. Was Sie verschreiben, ist vielleicht Gift."

„Pastor, das Kind steht in Gottes Hand, und des Menschen Auge und des Menschen Arm reicht nicht, um alles zu sehen und alles zu fassen."

„Aber dort wiehern in Ihrem Stalle zwei starke, feurige Rappen, Sie selbst sind ein gesunder Mann" —

„Bis der Nachtsturm auf der Haide mir auf die Brust fällt."

„Ich bin hingeritten in diesem dünnen Mantel!"

(Fortsetzung folgt.)

Bremser-Lied.

Ich fahr' mein Leben durch mit Dampf,
Voran den Eisenrappen.
Mich freut es nicht, wo mit Gestampf
Die plumpen Hufe trappen.
Jetzt heissa geht's den Berg hinab,
Mein Rappe läuft den schnellsten Trab.
Zugmeister kommt, er warnt und spricht:
Vergeßt doch ja das Bremsen nicht!
Das Bremsen nicht, das Bremsen!

Im Freundeskreis beim Glase Wein —
Hei! wie die Freuden winken!
Trink' aus, mein Brüderchen! Schenk ein!
Wir zählen nicht, wir trinken.
Je mehr wir leeren Glas auf Glas,
Um so viel lust'ger wird der Spaß.
Zugmeister kommt, er warnt und spricht:
Vergeßt doch ja das Bremsen nicht!
Das Bremsen nicht, das Bremsen!

Es gibt nichts Schöners auf der Welt,
Als tagernd unter Rosen
Ein holdes Lieb, das Treue hält,
Zu küssen und zu kosen.
In Herzensgrund die Funken sprühn
Und Mund an Mund die Küsse glühn.
Zugmeister kommt, er warnt und spricht:
Vergeßt doch ja das Bremsen nicht!
Das Bremsen nicht, das Bremsen!

Die Freiheit hoch! Der Willkür Band
Wird keck von uns zerbrochen,
Und all' dein Schimpf, o Vaterland,
Werd' blutig einst gerochen.
Nur vorwärts! Nicht zurückgeschaut,
Bis deutsches Recht ist ausgebaut!
Zugmeister kommt, er warnt und spricht:
Vergeßt doch ja das Bremsen nicht!
Das Bremsen nicht, das Bremsen!

Die Andern schrei'n voll grimmen Zorns:
„Wir bringen euch die gute,
„Die edle Zeit des Rittersporns,
„Des Säbels und der Knute."
Sie packen Jeden beim Genick:
Zurück, ins alte Joch zurück!
Zugmeister kommt, er warnt und spricht:
Vergeßt doch ja das Bremsen nicht!
Das Bremsen nicht, das Bremsen!

Fried' ist mein Reich. Ich bin der Held,
Die Menschheit zu erlösen.
Gott selbst hat mich dazu bestellt,
Zu züchtigen die Bösen.
Schon kommen die Verdächt'gen d'ran,
Mein Machtwort thut sie in den Bann!
Zugmeister kommt, er warnt und spricht:
Vergeßt doch ja das Bremsen nicht!
Das Bremsen nicht, das Bremsen!

O, seht den Bremser freundlich an!
Sein Beispiel kann euch nützen,
Er wird euch auf der Eisenbahn
Und auch im Leben schützen.
Es fährt gewiß das Herz nicht schlecht,
Versteht ihr nur das Bremsen recht.
Zugmeister sei der Kopf. Er spricht:
Vergeßt doch ja das Bremsen nicht!
Das Bremsen nicht, das Bremsen!

Räthsel.

Vier Wörtelein
Gar winzig klein,
Bei jedem nur
Der Zeichen drei,
Und doch bestimmen
Sie vielerlei;
Ja, ohne sie
Sprichst du fast nie
Ein Substantiv.
Das erste hat dieselbe Wendung
In erster, zweiter und dritter Endung,
Das and're brauchst bei einer Maus
Und auch bei mehreren im Haus,
Es bildet zwei Nominativen
Und auch zwei Accusativen.
Im dritt' und vierten Wort
Setzt sich das erst' in zweit' und vierter Endung fort,

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 2. Erscheint jeden Sonntag. 25. Juli 1858.

Der Vater im Schnee.

Von W. Alexis.

(Forts.) „Sie haben Recht, sagte der Arzt, das könnte mich nicht zurückhalten. Aber verlangen Sie, der Sie das Wort Gottes predigen, das auch das Wort der Vernunft sein soll, daß ich um ein Kind von einigen Monaten mehrere Dutzend meiner alten Patienten im Stiche ließe? Jeder von ihnen weiß, was er leidet, kann mir distinkt antworten auf meine Fragen. Ich weiß ihre Krankheitsgeschichte, mir hat der liebe Gott ihre Pflege, ihre Behandlung, ich kann sagen, ihr Leben in die Hand gegeben. Ich muß für sie einstehen; Ihr Kind steht kaum aufgezählt auf der Liste der Lebendigen, unsere Kunst hat noch nichts mit ihm zu thun, es ist alles Zufall, und ein Kind ist speziell in Gottes Hand, wie eines im Mutterleibe. Wollen Sie es nun verantworten, wenn ich die Nacht zu drei Kranken gerufen werde, denen meine Kunst vielleicht Rettung bringen kann, wollen Sie es verantworten, wenn ich Ihres einzigen Kindes wegen mich sechsunddreißig Stunden vom Hauptkreise, dem ich verpflichtet bin, entferne? Wollen Sie, können Sie das mit gutem Gewissen, dann gehe ich mit Ihnen."

Der schweigende Prediger empfing nach fünf Minuten ein Rezept des Doktors, der am nächsten Sonntag auf seiner Landtour bei ihm anzufragen versprach.

Der Mörser des Apothekers stampfte das verschriebene Pulver. Jeder Stoß des Klöpfels fiel dem harrenden Vater schwer auf das Herz. Er konnte nicht in der Zeitung lesen, die ihm der Provisor hingelegt hatte, die Buchstaben verschwammen ihm! Und doch fesselte ihn ein Artikel. Ein Vater, ein reicher, glücklicher gepriesener Mann, dessen Rang so hoch stand, dessen Name so stolz klang, wie er selbst niedrig stand und wie demüthig der seine tönte, dem hatte die Bosheit sein einziges Kind geraubt. Der vornehme Mann erhob nun Hilfeflehend in den Zeitungen aller Länder seine Vaterarme, er bot Geld und Schätze dar, und rief alle guten Menschen an, ihm zu helfen, sein Kind ihm wiederzubringen. Und was sagte der fürchterlich lange Gedankenstrich dahinter? — Daß es vielleicht zu spät sei?

„Der Himmel gebe, daß es helfe!" sagte der Provisor, als er dem Pastor das Päckchen überreichte.

Nun wollte er schnell die Stadt verlassen, und hatte im Schmerz vergessen, daß ihn die Straße von der Apotheke nach dem Thore vor einem Hause vorbeiführte, das er immer vermied. Es war ein stattlich schönes Haus mit bunt lackirten Säulen und Marmorstufen. Reinlich war Holz und Stein wie nur in Holland, große blanke Spiegelscheiben, und den Messingklinker der bronzirten Thüre hätte keine schmutzige Hand angreifen dürfen. Da ritt er herzklopfend vorbei, als es wieder an die Scheiben pochte. Beim letzten Winterabendsonnenschein blickte ein feinschniegeltes, aber dickes Gesicht heraus, und rief ihm zu:

„„Wart' Er!""

Er wartete. Das Fenster klirrte auf, das geschniegelte Gesicht erschien wieder, glänzend im Abendroth, mit unverwüstlicher Ruhe, und die dicke Hand warf ihm einen versiegelten Brief herunter:

„Ich nehme keine Bettelbriefe an. Sag' er das bei sich zu Hause."

Der Prediger hatte den Brief gefaßt, das Fenster klirrte wieder zu. Kein Menschengesicht ließ sich mehr hinter den Scheiben sehen. Es war, als hätte der kalte Abendhauch seinen ganzen Frost über das große, steinerne Gebäude ausgegossen.

* * *

Die Nacht gestern war sternenklar gewesen, als der arme Pfarrer, die Drohung des Krämers, das Pulver des gewissenhaften Arztes, den versiegelten Brief des hartherzigen Vaters in der Tasche, heimritt.

Sein müdes Pferd hielt an den wohlbekannten Scheunen; er mußte es mit Gewalt weiter reißen, der Apotheker hatte den letzten Schilling bekommen. Ein hell angestimmtes „Befiehl Du Deine Wege," war ihm Trank und Speise, bis er im grauen Morgenschein seinen Kirchthurm erkannte.

Die Thür war nicht verschlossen, kein Knecht, keine Magd empfing ihn. Oben fand er die arme Frau, erschöpft von der Nachtwache, auf dem Boden liegend neben der Wiege. Nur ihr Kopf ruhete auf dem Schem-

Digitized by Google

mel, auf des Kindes Stirn ſtand der nahe Tod geſchrieben. Sie ſprach kein Wort, kaum drückte ſie die Hand, die er ihr bot. Sie wollte nichts von Troſt wiſſen.

„Es kann ja Niemand unglücklicher ſein.“

„Doch, doch Chriſtine,“ ſagte er. „Wir ſind gefaßt auf dieſes Unglück? ſeit Wochen können wir uns darauf vorbereiten, es ſchlägt nicht wie ein Blitz bei klarem Himmel ein. Ich las drinnen von einem Vater, der war noch unglücklicher als wir. Einem reichen Lord, den Du oft haſt preiſen hören, als einen Herrn der Herrlichkeit, haben böſe Menſchen ſeinen einzigen Sohn und Erben geraubt. Spurlos iſt er mit ſeiner Wärterin verſchwunden, und mit ihm das Glück und der Friede einer großen Familie. Unſer Kind, wenn es ſtirbt, nimmt der, gegen deſſen Willen kein Widerſpruch iſt, zu ſich. Es wird nicht verdorben. Rein kommt es oben an, wie es rein von uns ſchied. Den armen Knaben, deſſen zarte Kindheit auf Flaumfedern ſich wiegen ſollte, deſſen weiche Wangen kein rauhes Lüftchen treffen durfte, ſchleppen Leute fort, die ihn früher nicht anſehen durften. Sie ſchlagen ihn, wenn er ſchreit. Iſt er durſtig, geben ſie ihm Branntwein zu trinken, hüllen ſeine zarten Glieder in ſchmutzige Lumpen, beſchmieren ſein feines Geſicht mit Fett und Ruß, werfen ihn auch auf faules Stroh in dumpfe Keller. Chriſtine, der Vater findet vielleicht ein in Jammer geſtorbenes Kind, vielleicht hat eine ruchloſe Hand — ach es gibt noch Aergeres. — Wenn die Vorſehung Jahre vorüber rollen läßt, hat er ihn vielleicht doppelt verloren, der Vater findet ſtatt eines ſchuldloſen Knaben einen ruchloſen wieder, einen Abſchaum der Menſchheit. —“

Die arme Frau hatte heute gar keine Gefühle für fremde Leiden. Sie wehrte den Tröſtenden nur mit der Hand ab.

Der Pfarrer rührte jetzt dem Kleinen das Pulver ein; der armen Frau hatte er nichts mitgebracht.

„Nichts“, ſagte ſie, und ihr ſtieres Auge fiel auf die Bruſttaſche ſeines geöffneten Oberrocks.

„Da iſt etwas“, und ſie hielt den Brief, ihren Brief, den unentſiegelten Brief an den hartherzigen Vater in Händen. Einige Minuten las ſie ſtumm und ſtill die Aufſchrift, als könne ſie es noch nicht glauben, dann weinte, ſchrie und lachte ſie, und knüllte ihn in ihren Händen.

„Du biſt nicht Tochter allein, du biſt auch Mutter“, ſagte der Gatte, ſie mit ernſtem Blick auf die Wiege verweiſend.

„Ich bin keine Tochter mehr“, antwortete die Unglückliche, „ich bin keine Mutter mehr.“

Jetzt erſt ſah er die Worte auf dem Couvert: „Ich habe keine Tochter mehr. Wenn ſie fortlaufen will von ihrem Bettelpfarrer, kann ſie als Magd in meiner Küche Platz finden.“

„Warum mußte ich Dir folgen!“ rief ſie, ihrer nicht mehr bewußt. Der Pfarrer zitterte, und von dem Augenblick an hatte er kein Wort mehr gewechſelt mit ſeiner verlorenen Gattin.

* * *

Das war, wie er oft nachher ſagte, der fürchterlichſte Augenblick in ſeinem Leben geweſen. Dagegen war die Nacht Licht, die einbrach, dagegen das Unwetter, das jetzt um ſie tobte, Linderung.

Er hatte ſich in ſeiner Kammer erſchöpft auf das Bett geworfen, er konnte nicht ſchlafen, nicht wachen, als es anpochte, ein neues Unglück zu melden. Er wurde zu einem Sterbenden gerufen, doch nicht im eigenen Hauſe. Sein Kind lebte noch.

Der Schäfer war es aus der einſamen Hütte. Ein armes Frauenzimmer, verirrt vom Wege, lag in Todesnöthen in ſeiner einzigen Stube und jammerte um Rettung, um Tod und noch dringender um einen Beichtiger.

„Ja gewiß, Herr Paſtor, die fährt gradwegs in die Hölle, wie ſie ſchreit, wenn nicht ein Seelſorger kommt. Es mag auch nicht ganz richtig ſein, denn ſie blutet etwas, als hätte ihr einer arg zugeſetzt, und ſie wäre nur juſt mit knapper Noth davon gekommen, aber darauf will ſie ſich gar nicht einlaſſen. Am Leibe mag auch nicht mehr viel zu thun ſein, denn der Froſt iſt zugeſchlagen, aber ſie ſchreit ſo jämmerlich nach Einem, der ſie hört, daß das Lamm im Stalle ängſtlich werden könnte. Und Sie ſind doch hier nur der einzige Seelſorger. —“

Es war ein ſchwerer Kampf, aber der Sieg bald errungen. Das ächzende Kind konnte ihm nicht beichten. Er empfahl es einem Höheren, küßte ſeine heiße Stirn und überließ es der Mutter, die nicht einmal aufſah, als er die Thüre zudrückte.

So ohne irdiſchen Troſt war er noch nie in die kalte Winternacht hineingeritten. Der Auftritt, den er kaum in des Schäfers Hütte erlebt, konnte dem wunden Herzen auch keinen geben, als er jetzt heimritt.

Mit dem in immer dichteren Flocken herabfallenden Schnee löſte ſich nicht die ſtarre Kälte. Schon bis über das Knie trat das ſteife Pferd ein. Keine Sporen hal-

Digitized by Google

ten es in Trab bringen können. Des Reiters Knie, wo der Wind den Mantel fortwehte, wurden ſtarr wie die Fußſpitzen, die Hand, die den Zügel hielt, war ſteif, der Hauch, der aus dem Rachen des Thieres zurückſchlug, war ihm ſchon eine Wohlthat. Und wenn er auch dem Pferde die Sporen gab, wenn es ihn im geſtreckten Laufe durch Schnee und Unwetter dahintrug, — was fand er zu Haus? Kaum ein Feuer im Ofen, Armuth, Verfall ringsum. Ein Kind, ſein Kind, ſein letztes Kind, lag vielleicht todt in der Wiege, und ſtatt mittheilenden Troſtes, Klagen, Verwünſchungen aus dem Munde einer Gattin, deren Herz er verloren, die den Himmel anklagte, daß ſie ihr Loos mit ſeinem getheilt hatte.

Und er dachte zurück an die Hütte, welcher er eben den Rücken gewandt. Eines wie ſchweren, ſchweren Todeskampfes Zeuge war er dort geweſen! — Eine böſe That taſtete auf der Bruſt des armen Weibes, und ließ ſie nicht ſterben, trotz Wunden und Erſchöpfung. Die Bruſt wallte auf, die Hand ſtreckte ſich Hilfe flehend aus; aber die Zunge wollte nicht mehr ordentlich gehorchen. Sie war geſchlagen worden, wohl in mörderiſcher Abſicht, und doch klagte ſie ſich ſelbſt an, ſie wäre die Mörderin. Sie flehte um Buße, um Vergebung, ſie betheuerte ihre Reue, ſeit drei Tagen und drei Nächten, aber der Herr ſei unbarmherzig geweſen. Immer erhob ſie die Arme, als verlange ſie nach einem geliebten Gegenſtande, der ihr entriſſen worden. Sie bat ihn, er ſolle ihr verzeihen, ſie hätte ihn ja immer geliebt, oben ſolle er ſie nicht verklagen. So konnte ſie im Wundfieber zuſammenhängend ſprechen, aber auf die Frage des Geiſtlichen ſtockte die Zunge, die Lippen rangen vergeblich, einen Namen vorzubringen, nach dem er fragte. Als er drei Stunden vergebens verharrt, ſank das arme Weib in einen ruhigern Schlummer, der ſie zu einem längern vorzubereiten ſchien.

So hatte ſie der Pfarrer verlaſſen. War da nicht mehr Friede auf dem Strohliſſen der reuigen Sünderin, die ihren Geiſt aushauchte, als in dem eigenen Hauſe, beim röchelnden Kinde, bei der verkommenden, ihm fluchenden Gattin, wo Morgen der Gerichtsdiener anklopfte, mit dem Todtengräber um das Letzte, das ſein war, zu hadern?

Er fragte ſich, ob ſeine Kräfte es aushalten würden, wenn er, erſchöpft, erfroren in dem Augenblick über die Schwelle trat, wo ſein Kind zum letzten Mal athmete?

Ein friſcher Gedanke, ein kräftiges Lied hatten ihn oft im Unmuthe geſtärkt. Es war ja nicht das erſte Mal, daß er in Nacht und Winter ritt, daß die Glieder lahmten, das Blut ſtockte. Wo aber ſollte heute der friſche Gedanke herkommen, der ſeine Seele erhob? Das Lied ſtarb auf der Zunge.

Ihn überkam ein entſetzlicher Gedanke. Vergebens drängte er ihn fort. Immer ſüßer, immer verführeriſcher umſchlich er ihn. Bisher hatte er durch beſtändige Bewegung der Arme und Schenkel das Blut in Bewegung erhalten, jetzt hielt er ſie ſtill; die Zügel ruhten in der ſteifen Hand, er lenkte nicht mehr das Pferd. Das Blut pulſirte langſam, die Ruhe that ihm wohl, die aufgeregten Gedanken ſchweiften nicht mehr umher, ihn ängſtigend.

Was war der Tod? — Was war ihm der Tod? Er hatte kein Kind, keine Gattin, kein Glück mehr zu verlieren. Sein Arm war ſchwach; er konnte Niemanden mehr helfen. — Was war ſein Leben hier? Wo ſeine Ausſicht? — Es war überall ſo dunkel, als die Schneenacht.

Der Zügel war ſeiner Hand entglitten. Er fühlte es nicht. Der Schnee wirbelte in immer dichteren Flocken um ihn. Es war nicht unangenehm, wie ſie auf ſein erſtarrtes Geſicht fielen. Er ſah nichts, er fühlte nichts als das matte Gewimmel beim matten Scheine der Laterne. Hinter den weißen Flocken, ſo weit das Auge drang, Flocken an Flocken; ſo über ihm, ſo neben ihm, und tiefer und tiefer verſank ſein müder Brauner in den lockeren Schnee unten. War das das Bild der Ewigkeit, ritt er dahin, wo keine Nacht iſt, und kein Tag, wo kein Gegenſtand mehr das Auge feſſelt, wo kein Himmel iſt und keine Erde, kein Anfang und kein Ausgang? Kein Riß in den Wolken zeigte den nächtlichen Sternenhimmel, auch die Schneeſtangen, aufgeſteckt, um den leicht verwehten Weg in den weiten ſpurloſen Niederungen zu finden, waren ihm aus dem Geſichte verſchwunden. Es kümmerte ihn nicht, er bemerkte es kaum. Sein Auge war ſtarr hingerichtet auf den Kopf ſeines Pferdes. Das Aufſtöhnen des geplagten Thieres war der einzige Laut, den er vernahm. Wie es ſo unterweilen aus der hohlen Bruſt heraus kam, ſtimmte es in die Monotonie des Auftritts. Der ſchneidende Wind hatte ſich gelegt. Der wohlthätige Gaſt, der Allerbarmer Schlaf, verſcheucht durch die Anſtrengung von zweien Nächten und zweien Tagen, ſenkte ſich auf ſeine Augenlider. Ihm war gar nicht mehr bang zu Muthe.

Da ſtand plötzlich das Thier ſtill. Es war vorhin ſo langſam, im Schnee ſich durcharbeitend, geſchritten, daß der arme Mann das Innehalten kaum bemerkt hätte.

Digitized by Google

Wenn er geſchlafen, ſo hatte er mit wachenden Augen geſchlafen.

Das Pferd ſtutzte die Ohren. Das war ein neues Bild für ihn, der, er wußte nicht wie lange, aber es war ſehr lange, nichts vor ſich geſehen hatte, als den Kopf und die niedergebeugten Ohren ſeines Pferdes und den Schnee, der ſich auf dem Kopfe deſſelben gefammelt, bei jeder ſtärkeren Bewegung zu beiden Seiten abfiel. Es ſtöhnte tief auf, aber das Stöhnen des Pferdes war nicht der einzige Ton, der ſein Ohr traf. Es wimmerte etwas von nah oder fern, er wußte es nicht zu unterſcheiden. Wußte er ſich doch ſelbſt kaum von ſeinem Daſein Rechenſchaft zu geben! Der Schnee lag handdick auf ſeinem Mantel, vor ihm auf dem Schooße auf ſeinen unbeweglichen Armen. Er konnte ſelbſt ein Steinbild geworden ſein, ſeit uralter Zeit daſtehend, von Regen und Wind getroffen, von Schnee belaſtet. Der lange tiefe Schmerz war vergeſſen, er mußte wieder geweckt werden.

Da that der Schrei, der jetzt das Wimmern unterbrach. Es war nicht ſein Kind, das ſtöhnte viel kläglicher, viel ſanfter; nicht die gebeugte Mutter, auch die arme Frau nicht, die er eben ſterbend verlaſſen. Es war ein geäfflicher, lang aushaltender Schrei der Verzweiflung.

Wo war er, wo konnte der Schrei herdringen? — Nichts um ihn, als rings die alte Schneenacht. Er ſah keinen einzigen Gegenſtand, keine Schneeſtange weit umher. Wie weit mochte er vom Wege abgekommen ſein!

(Fortſetzung folgt.)

Schwere Wahl.

Das Freien macht wahrlich uns Mädchen viel Qual,
Wie find't eine Jede den rechten Gemahl?
Wieviel man auch grübelt, wieviel man auch wählt,
Hat man doch am Ende den Rechten verfehlt!

Wählt man den Gelehrten — dem iſt Alles gleich,
Kocht gut man, kocht ſchlecht man, iſt's hart oder weich;
Er ſitzt unter'n Büchern und grübelt und ſchreibt,
Fragt nicht, wie die Gattin die Zeit ſich vertreibt.

Nimmt man einen Kaufmann — der rechnet und wägt,
Wie viel ſeine Heirath Prozente ihm trägt;
Er läuft auf die Börſe, die Clubbs, in'n Verein,
Die Frau ſitzt zu Haus bei den Kindern allein.

Und kriegt man'n Doktor — der iſt nie zu Haus,
Sie holen ſelbſt Nachts aus dem Bett ihn heraus;
Beſucht ſchöne Weibchen, zu lindern ihr Leid,
Und hat für die Frau keinen Augenblick Zeit.

Bei Künſtlern — da hat man nun gar ſeine Noth,
Sowie bei Poeten; ſie haben kein Brod,
Sie maten Paläſte, bau'n Schlöſſer auf Sand,
Doch leer bleibt der Brodſchrank und leer bleibt die Hand!

Juriſten — die ſtreiten ohn' Ende und Ziel,
Prozeſſe gibt's leider im Leben zu viel,
Sind ſchlau, wie Füchſe, gewinnen beim Streit —
Nur keinen Juriſten, der iſt zu geſcheit!

Ein Lehrer — der hat erſt groß Leid auf der Welt!
Er ſoll ſtets viel leiſten und kriegt wenig Geld.
Die Reichen ſehen über die Achſel den Mann,
Drum ſteht mir der Lehrſtand vor allen nicht an.

Soldaten — das wär's! Die gefallen mir gut,
Sie ſind ja ſtets fröhlich und haben auch Muth;
Doch müſſen ſie fort in den Krieg in die Schlacht,
Drum ſag' ich Soldatenlieb auch gute Nacht.

Wie wär's mit den Pfarrherrn? Ein ehrender Stand!
Man gäb' einem Solchen wohl gerne die Hand? —
Sie ſprechen beſtändig von Nachſicht, Geduld,
Und geben zu Hauſe der Frau ſtets die Schuld.

Bedenken bei Jedem! Gar ſchwer iſt die Wahl,
D'rum bleibt man hübſch ledig und ohne Gemahl.
Iſt todt man, dann find't man wohl ſeinen Theil,
Und wenn nicht, ſo bietet man Federwiſch' feil.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 1.

Der Die Das Den

Räthſel.

Die Sonne ſtrahlte ſo,
Der Tag war eben ſo,
Die Vögelein ſangen ſo,
Da ging ein Mädchen ſo
Auf einer Wieſe ſo; —
Ihr blaues Aug' war ſo,
Ihr Mündchen eben ſo,
Ihr ganzes Antlitz ſo.
Ach! rief ſie, wie iſt's ſo!
Da kam ein Jüngling ſo
Entgegen ihr: — „Wie ſo —
Biſt du, ſprach er, ſo ſo
Wie junge Roſen!“ — So
Fand ſie dies Wort, und ſo
Lacht ihm ihr Mund; gar ſo
Verging die Zeit, und ſo
Küßt ſie ihn, er ſie ſo,
Der Jüngling bat dann ſo
Um ihre Hand, und ſo
Schloß ſich ihr Ehband.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 3. Erscheint jeden Sonntag. 1. August 1858.

Der Vater im Schnee.

Von W. Alexis.

(Forts.) Von der linken Seite schrie es jetzt wieder, aber das Wesen, das den Schrei ausstieß, mußte doch noch entfernt sein. Der Geistliche versuchte sich im Bügel zu regen; er schüttelte wohl den Schnee ab, aber seine Füße waren todt, die Schenkel wollten den Dienst versagen. Er fühlte, er war am Rande des Todes gestanden. Noch wenige Minuten und sein Puls hätte aufgehört mit Schlagen.

Da kreischte es noch einmal jämmerlich auf, und das Blut zuckte ihm plötzlich durch die Adern. Er gewann Kraft, das Bein herumzuschwingen, und aus dem Bügel zu steigen. Laut rief er nun in die Nacht hinein:

„Wer jammerte hier?"

Es war einen Augenblick still, dann stöhnte es:

„Hier — hier!"

Es kam aus der Tiefe, Luft und Entfernung mochten die Worte forttragen. Der Geistliche wußte nun die Richtung. Er watete, das Pferd am Arme, dahin, die Laterne warf nur ein ungewisses Licht vor sich hin. Er wäre zugetreten, nur der Instinkt des Pferdes rettete ihn. Es blieb stehen, bäumte sich und stampfte auf dem Boden.

Der Pfarrer ward aufmerksam. Er streugte das Auge an, und entdeckte durch den Schneeregen eine Tiefe vor sich. Ein unbesonnener Schritt vorwärts, und er wäre hilflos hinabgestürzt, wo unten vermuthlich ein anderer Verunglückter seine Klagetöne ausstieß.

Es war einer jener Gräben oder Wasserhälter, wie sie in der Gegend häufig sind. Weit aber mußte der Reiter vom Wege ab sein, denn kein Kanal kreuzte oder lief an demselben. Nacht und weiße Decke ließen ihn nicht erkennen, wie tief und wie ausgedehnt der Abgrund war.

„Unglücklicher! liegst du dort unten," rief er, um an der Stimme ein Wahrzeichen zu haben.

„Hier — hier!" jammerte es wieder, aber es war nichts zu entdecken.

„Bist du an der Wand hinabgestürzt?"

„Hilfe! Hilfe! — Ich sterbe. — Ach mein Gott!"

Der Prediger glaubte jetzt aus dem Schall den Ort zu entdecken; rechts, dicht unter ihm, es konnte nicht allzu tief sein. Die Seele Gott empfehlend, setzte er sich nieder in den tiefen Schnee, und sich, so lange es ging, haltend am festgefrorenen Erdrande, ließ er den Körper hinabgleiten. Es glückte wider Erwarten, der Zufall hatte ihn eine abschüssige Stelle wählen lassen; und nicht über drei Mannshöhen tief stand er auf festen Grund.

Das Pferd, neugierig oder aus Instinkt, beugte den Hals hinunter und der Laternenschein erlaubte ihm, umherzuschauen. Doch selbst als es von Neuem aufstöhnte, konnte er noch nicht das Wesen entdecken.

„Hebe Deine Hand in die Höhe, wenn Du es vermagst!"

Da regte es sich im Schnee; ein Arm hob sich langsam, um gleich wieder zu fallen. Der Geistliche arbeitete nun mit Händen und Füßen und er fand einen Mann, dessen sterbende Kräfte ihm nicht erlaubten, dem späten Retter entgegen zu kommen.

„Ueberfiel Dich hier der Frost?"

„Ich stürzte."

„Wo sind Deine Wunden?"

„Ueberall."

„Reich mir den Arm. Stütze Dich!"

„Zu spät."

Es war zu spät. Was die Wunden nicht gethan — er war, verirrt im Schneetreiben, auf das glatte Eis hinabgestürzt, — hatte der Frost vollendet. Vergebens suchte der Geistliche ihn aufzurichten, der Kopf sank immer wieder zurück. Er rieb die Stirn mit Schnee, er griff ihm in den Busen. Vergebens, das Sterberöcheln wurde immer deutlicher. Nur den linken Arm vermochte er noch zu bewegen und deutete damit immer nach der andern Seite hin. Er wollte etwas sagen, seine Lippen arbeiteten, wiewohl keine andern Töne herauskamen, als ein ängstliches: „da — dort."

„Unglücklicher! Du stehst am Rande der Ewigkeit. Laß die Sorgen um irdisches Gut fahren. Dein Leben ist hin —"

Digitized by Google

„Meines —“ ſtöhnte der Mann.

„Wende Deinen Sinn zu dem, der es Dir gab und es Dir nimmt, nach ſeinem unergründlichen Wohlgefallen!“

„Meines,“ ſtöhnte er, noch heftiger das Wort betonend, auf, und richtete vergeblich die Bruſt empor — „Ach — ich — verloren — aber das Kind —“

„Noch ein Weſen außer Dir?“

„Rettet, rettet — das Kind — Jeſus Chriſtus — rettet — ich ſterbe!“

„Ein Kind?“ fragte der Geiſtliche, über die Bruſt des Sterbenden hinknieend. „Sprich, wo?“

Er erhielt keine Antwort mehr von ihm. Mit einem gräßlichen hohlen Seufzer hauchte der Arme ſein Leben aus. —

In der tiefen Grube, die der herabfallende Schnee zu füllen drohte, ſtand der verlaſſene Geiſtliche neben dem Todten. Schon deckte wieder eine weiße Hülle die undeutliche Geſtalt, die er kaum herausgearbeitet, damit ſie frei ſterben könne, und noch barg dieſelbe Hülle ein zweites Weſen, das vielleicht noch zu retten war. Wo, in der weiten Höhlung lag es? — Er lauſchte, er glaubte ein Wimmern zu hören. Es war das Gewieher ſeines Pferdes. Das Kind war vielleicht mit dem Todten an derſelben Wand hinabgeſtürzt. Er glaubte einen dunkeln Punkt hervorragen zu ſehen, er wollte ſich hinarbeiten — da wurde das Pferd oben unruhig, es drehte den Hals und wendete ſich um. Der letzte Lichtſchein war verloren. Eine fürchterliche Angſt und Hoffnung durchrieſelte ihn, er war gerettet, denn kein Glühwein, keine Bettwärme hätte ſo die erſtarrten Glieder löſen, ſo das Blut in lebendigen Lauf bringen können, als der Schreck, das Licht zu verlieren. Die Hände faltend ſtand er da, und bat in ſtummer Angſt ſein Thier. Aber es drehte ſich und er ſtand in der ſo finſtern Nacht allein.

„Schuldloſes Weſen, ſo trete denn vor des Ewigen Thron mit meinem Kinde hin.“

Nun war keine Möglichkeit, er mußte nur daran denken, ſelbſt die Höhe wieder zu gewinnen. Noch aber fiel ihm ein, er hatte eine Brieftaſche in der Bruſt des Todten gefühlt. Er ſtreifte den Schnee noch einmal weg und arbeitete eben, die an das Kleid befeſtigte Ledertaſche abzulöſen, als es dicht daneben athmete. Der Lebensfunke war da. Er griff hinüber nach der andern Seite des Körpers und hatte ſich nicht getäuſcht. Mit raſtloſer Schnelligkeit arbeitete er; der Schnee fuhr unter ſeinen Händen auseinander, und ein in Pelze dicht eingewickeltes Kind war gefunden. Es athmete friſch wie eben aus einem betäubenden Schlafe erwacht. Die dichte warme Hülle mochte, wie ſie früher beim Falle geſchützt, das Kind zugleich mit der Schneelaſt über ihm, vor dem Froſte bewahrt haben.

Er raffte es auf, drückte es an ſeine Bruſt, küßte ihm auf die warmen Lippen, und die erſten unarticulirten Laute hauchten auch ihm Lebensluſt ein. Wie er aus der Grube herausgekommen, wußte er ſelbſt nachher nicht anzugeben, das aber wußte er, das Gefühl der Rettung des Kindes hatte ihm die Kraft verliehen. Sein gehorſames Pferd kehrte im Augenblick um, als er, die theure Laſt im Arm, die letzte Anſtrengung machte, ſich auf die Höhe hinauf zu ſchwingen. Es leuchtete ihm, ſchüttelte den Schnee ab, und ließ ihn mit ſeiner neuen Bürde aufſteigen.

* * *

Er war glücklich. Und wodurch? Daß eine Laſt auf den Schultern des Armen lag! Es mochte ein Kind zwiſchen drei oder vier Jahren ſein. Noch wohl erhalten, davon überzeugte er ſich bei jedem Schritt, aber wie weit war er noch von ſeiner Wohnung, wie oft konnte noch bis dahin der Hauch der bittern Kälte das zarte Weſen erſtarren, und er brachte in ſeinen Armen ein todtes Kind ſeinem — todten Kinde!

„Wind iſt kalt,“ ſprach in engliſcher Mundart, deren einfache Laute aber weniger von denen der oſtfrieſiſchen Küſte verſchieden ſind, das Kind, und der Geiſtliche ſpornte ſein Thier an.

„Eher ein Pferd, als ein menſchliches Weſen!“ dachte er und zählte die Minuten.

Sie wurden zu Viertelſtunden, und das Pferd lief für die Umſtände gut. Er herzte und drückte das Kind, um es zu beſchwichtigen, und ſagte, ſie kämen bald zur Mutter.

„Mutter iſt blutig“, ſagte das Kind.

Jetzt ſah er in weiter Ferne über den Schnee ein Licht ſchimmern. Es mochte aus einer Büttnerhütte am Dorfe herkommen. Das todtmüde Pferd wieherte ihm entgegen und blieb am Zaune ſtehen. Der Prediger ſtieg behutſam mit dem Knaben ab und klopfte an das Fenſter, aus dem der Lichtſchein kam. Er klopfte mehrere Mal, aber es kam keine Antwort. Die Scheiben waren mit Eis bedeckt, er konnte nicht durchſehen. Als nichts half, ſtieß er das ſchlecht in den Angeln hängende Fenſter ganz auf und ſah — ein öbes Zimmer und in der Mitte eine Leiche. Eine Lampe brannte zu ihrem Kopfe, und ſchien auf das weiße Geſicht. Es war die arme

Digitized by Google

Frau, zu der er heute gerufen worden; und es war die Schäferhütte, die er bei Anbruch der Nacht verlaſſen. Das Pferd, wohl gepflegt vom Schäfer, hatte ihn im Kreiſe dahin zurückgetragen, von wo er zu dem ſauern Weg ausgeritten war. Nur daß Menſchen und lebende Weſen damals in der Hütte waren, die Leiche ſchien den Schäfer, ſeine Frau, ſelbſt die Hunde verſcheucht zu haben. Es war keine Spur von ihnen zu finden, nur der häßliche ſchwarze Kater ſtierte mit ſeinen glühenden Augen von der Ofenbank auf den Leichnam. „Ach die Mutter ſieht ſo bös aus," ſagte der Knabe, als er mit ihm in die unheimliche Stube trat.

„Iſt das deine Mutter?" fragte nun der Geiſtliche, von der neuen, wunderbaren, ſchrecklichen Fügung ergriffen, und ſein finſterer Blick ruhte bald auf dem Kinde, bald auf der Todten.

Das Kind, erſchreckt, fing an zu weinen und jammerte heraus: „Ja, ja, es iſt Mutter." Aber es kam ſo ängſtlich hervor, als preſſe nur die Furcht ihm die Antwort aus.

„Armes Kind, ſollteſt Du ſo Deine Mutter wieder finden, dann ſieh' ſie Dir noch einmal an, präge ihr letztes Bild Dir in Dein Gedächtniß."

„Nein, nein, nein — böſe Mutter," ſchrie es, und ſträubte ſich.

Ein Lichtſtrahl durchzuckte plötzlich den Geiſtlichen. Er riß die Brieftaſche auf und wenige Blicke in die Papiere beſtätigten ihm, was der Argwohn im Moment ihm eingeflüſtert hatte. Er küßte den Knaben und rief: „Glückſeliger Vater, der du noch hoffen kannſt. Dein Kind iſt gerettet."

Die Briefſchaften und Documente ließen keinen Zweifel, daß der gefundene Knabe das geraubte Kind des vornehmen Engländers ſei, der in allen Zeitungen der Welt die Räuber verfolgte und alle Menſchen anrief, ihm zu helfen.

* * *

Aber war ihm ſchon geholfen? Der Knabe rief: ihn hungere ſo ſehr. Dabei war er müde und klagte. Er wollte, die Mutter ſollte aufſtehen und ihm zu trinken geben.

Die Mutter konnte nicht aufſtehen, und der gute Pfarrer hatte ſich bald überzeugt, daß in der ganzen Schäferei nichts zu finden war. Die Schafe waren längſt nach einer andern Schäferei ausgewandert, die Einwohner, furchtſam, wie er ſie kannte, würden vor Tages Anbruch nicht zurückkehren. Und hatte nicht ſein Kind, nicht ſeine Gattin, auch ſeine abgefallene Gattin ein ſtärkeres Recht auf ihn, denn ſie war die Mutter ſeines ſterbenden Kindes! Er geſtand ſich einen Grund, der ihn forttrieb, nicht ein. Er hätte nicht mit der Leiche eine Nacht in der öden Winterhütte einſam verleben mögen.

* * *

Es hatte aufgehört zu ſchneien, als er noch einmal das zitternde Pferd beſtieg. Er lenkte es in die Schneeſtangen, er hoffte vor dem Morgengrauen das Dorf zu erreichen. Dichter in ſeine Pelze verhüllt, ruhte der Kleine vor ihm; er hatte ihn für den ſchlimmſten Fall feſtgebunden.

Wer ſtraft den Unglücklichen, wenn zwiſchen dem dumpfen Schmerz des gebeugten Vaters und Gatten den armen Mann, den Menſchen eine hellere Vorſtellung umgaukelte! Er hielt einen Schatz in Händen. Das reiche Löſegeld des Vaters konnte *ſeinem* ſterbenden Sohne kein Leben einhauchen, auch nicht die Liebe ſeines Weibes ihm wiedergeben, aber wie reich iſt die Welt, die Jugend lag noch nicht zu fern hinter ihm, wie viel Sorgen kann der Sorgenfreie beſchwichtigen, wie anders wirkt der Niedergedrückte und der Lebensmuthige?

Aber ach der rauhe Oſtwind fing wieder an, ſeit das Schneetreiben aufgehört. „Mich friert," ſagte der Kleine, und ſchlang ſeinen Arm um den Hals des Reiters. Der Reiter fror auch; er zählte die Minuten, die Pulsſchläge, er fühlte jeden Tritt des ächzenden ſchwachen Thieres unter ſich. Er fühlte noch mehr, er wünſchte den Schnee zurück.

Da hielten ſie plötzlich inne und ſtürzten im nächſten Augenblicke. Der Reiter und ſein Kind lagen im tiefen Schnee. Ihr Pferd, das übermatte, abgelebte Thier ſank keuchend zuſammen, um nicht wieder aufzuſtehen; das Lichtſtümpfchen in der Laterne verlöſchte mit dem letzten Athemzuge des geplagten Thieres.

„Auch das noch!" Mehr ſagte der Pfarrer nicht, aber er hielt den bebenden Knaben gen Himmel. Der Wind hatte in den Wolken gewüthet, und der erſte Stern blitzte nieder.

„Muth, Muth, mein Knabe; oben ſieht Dich ein Vater. Er wird mir Kräfte geben."

Er küßte das Kind, hauchte auf ſein erſtarrtes Geſicht und es in ſeine Arme ſchließend, trat er beherzt den Weg an. Es war keine Zeit, ein Lebewohl zu ſagen dem treuſten Gefährten ſeiner Armuth und Noth. Der Knabe neſtelte ſich ihm an den Hals. So ſchritt er fort, jeder Tritt war eine Arbeit; aber der Wind, der

Digitized by Google

den höheren Reiter scharf getroffen, war günstiger dem Fußgänger.

Die Aufregung hatte ihm neue Kräfte gegeben. Er trug das Kind eine geraume Strecke ohne anzuhalten, ohne auszuruhen.

„Wo ist der andere Vater?“ fragte der Kleine.

„Oben im Himmel“, antwortete er.

„Nein, der Vater liegt unten,“ sagte der Knabe, „ich will nicht zu dem bösen Vater.“

„Ich bringe Dich zu Deinem guten, sei ruhig.“

„Der gute Vater hat mich aber nicht im Schnee getragen.“

„Er wird Dir wieder ein buntes Kleid schenken, wenn Du ruhig bleibst.“

„Der gute Vater ist sehr weit.“

„Der gute Vater ist Allen nah.“

Der Knabe schlief ein. Sein Athem wärmte dem Pfarrer die erstarrende Wange. Jetzt aber konnte er nicht mehr, er hielt erschöpft an. Richtig war er gegangen, er erkannte die Stelle, doch wie sollten seine müden Füße noch durch dies Meer von Schnee sich und den schlummernden Knaben tragen? Noch drei Büchsenschüsse war das Dorf, und sein Hilferuf konnte kein menschlich Ohr erreichen.

(Schluß folgt.)

Werdet wie die Kinder!

Unter Druck und Angst hienieden
Seufzet unser banges Herz,
Sehnt vergeblich sich nach Frieden,
Findet nichts als Quat und Schmerz.
Zweifet draben seinem Glauben,
Seiner Liebe Haß und Neid,
Ja die Hoffnung selbst zu rauben,
Decket Nacht die Ewigkeit.

Gottheit, die dies arme Leben
Uns allmächtig eingehaucht,
Hast du's darum uns gegeben,
Daß es sich in Schmerz nur taucht?
Nein, wir sollen schon auf Erden
Unsers Daseins doch uns freu'n,
Laßt uns wie die Kinder werden
Und wir werden glücklich sein!

Kinder glauben! Jede Blüthe,
Jedes Würmchen, jeder Laut
Sagt dem kindlichen Gemüthe:
Diese Welt hat Gott gebaut.

Wie ein Paradieseswächter
Schützet fromme Einfalt sie
Vor dem zweifelnden Verächter
Ewig reiner Harmonie.

Kinder lieben! In dem Schooße
Warmer Liebe blüh'n sie auf;
Mutterliebe, wandellose,
Leitet ihren zarten Lauf
Und sie sollten fort sich sehnen
Aus der Liebe sel'gem Land?
O des Hasses bitt're Thränen
Bleiben ihnen unbekannt!

Kinder hassen! Sonnenhelle
Baut der Zukunft goldnes Thor
Auf der Jugend grüner Schwelle
Sich zu Himmelshöh'n empor.
Und mit jedem Morgenrothe
Und mit jedem Sternenschein,
Zieht der Freude Götterbote
Durch die Pforte segnend ein.

Hat uns also Leid betroffen,
Das des Herzens Frieden bricht:
Laßt uns wie die Kinder hoffen,
Ihre Hoffnung täuschet nicht.
Laßt uns glauben noch auf Erden,
Laßt uns lieben kindlich rein;
Laßt uns wie die Kinder werden
Und wir werden glücklich sein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 2.

Schön.

Räthsel.

Das Wörtlein, warum ich frage dich,
Es errathet hier selber sich.
Hast du mich frei, so hält man dich
Für redlich und für offen,
Hast du mich hoch, so lässest du
Auf viel Verstand uns hoffen,
Hast du mich saftig, o dann läßt
Es auf Besorgniß schließen,
Hast du mich hart, so will man daß
Du unverschämt seist, wissen,
Doch wenn du mich von Eisen hast,
Hab' ich nicht gern zu schaffen
Mit dir, denn von dir prallen ab
Wohl alle geist'gen Waffen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 4. Erscheint jeden Sonntag. 8. August 1858.

Der Vater im Schnee.

Von W. Alexis.

(Schluß.) Das Ohr des Pastors traf ein Ton. Die Dorfglocke läutete. So früh, was wollte es sagen? — Nur einzelne Töne ließ der Wind herüber. Es konnte ein Begräbniß, es konnte sein eignes Kind sein, zu dessen Leiche sie einläuteten. Nein, das konnte nicht sein, sie hätten ihn erwartet, ein Tag mußte darüber vergehen. Es konntr Niemand beerdigt werden, Niemand ward ihm gestern gemeldet. Aber der Glockenton hallte wieder und wieder in seiner Brust. Er sah das kleine Grab, den stillen Zug, die gramgebeugte Mutter auf der Erde mit der Verzweiflung ringen. Ihm wurde so unendlich weich und wehe. Es sprengte ihm die Brust und tödtete ihn nicht, er fühlte, sein Kind war todt. —

„So will ich diesem Vater sein," rief er und hob es wieder auf die Schulter. „Ihr armen matten Glieder, ihr würdet doch aushalten, wenn es mein Heinrich wäre."

Oben theilte sich die Decke, der Himmel wurde klar, die Sterne glänzten ihm freundlich entgegen, schon röthete sich der östliche Saum der zurückziehenden Wolken, und im ersten Tagesgrauen konnte er den Kirchthurm entdecken. Er zeigte die Spitze dem Kinde, als könne es diesem Muth geben, als würde der Knabe von der freudigen Aussicht leichter werden. Aber immer schwerer lastete er, die Kniee wurden dem Vater schwach, er sank an eine Schneestange gelehnt nieder, gerade als der erste Sonnenstrahl die weißen Dächer röthete.

„Dein Wille geschehe!" sprach er.

„Warum gehst Du nicht weiter? 's ist so kalt", wimmerte der Kleine.

Er konnte nicht antworten. „Vielleicht überlebt er mich wie in der Grube seinen Räuber", dachte er und drückte ihn fester in seine Arme. „Es kommt vielleicht Einer des Weges, wenn noch Leben in seinen Adern ist, und sie reißen ihn aus den Armen des kalten, starren Mannes, und retten ihn seinem Vater."

Da pfiff es gellend durch die Morgenluft. Es antwortete rechts und links. Auf der weiten Schneefläche wurde es lebendig. Gestalten, Menschen zu Pferde und zu Fuß bewegten sich heran, alle auf ihn los. Noch einmal rollte das Blut ihm durch die Adern. Er hob den Knaben auf.

„Rettet das Kind!" rief er, und sank dann kraftlos nieder.

* * *

Aber nicht zum Tode. Er erwachte gegen Mittag in seiner Stube. Es war freundlich und warm. Auf dem Tische standen Stärkungen und Erfrischungen, seit lange nicht gesehen unter dem Strohdache. Ein Mann mit blondem Barte, von hoher Gestalt und würdig ernsten Mienen, einen Knaben in seinen Armen, stand unfern von ihm.

Der Knabe war der von ihm gerettete und zeigte jetzt mit den kleinen Fingern auf ihn:

„Der andere Vater im Schnee wacht auf!"

Der blonde Mann trat heran, drückte ihm die Hand und sagte auf Englisch: „Der Himmel wird Ihnen vergelten, was sie für mich gethan."

„So nahe waren Sie?" fragte nach einigem Besinnen der Prediger.

„Und kaum nahe genug zur Rettung. Seit vierundzwanzig Stunden war ich den Bösewichtern schon auf der Spur. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß der Schurke die treulos erkaufte Wärterin meines Kleinen auch verlassen, vielleicht ermordet, als sie Reue empfand, und allein mit dem Kinde in Nacht und Wetter entflohen war. Ich selber allarmirte die Dorfschaften, der Bösewicht wäre nicht durchgekommen. Wer aber hätte mein Kind vor dem Grimme des Wetters gerettet, wenn nicht die Vorsehung Sie, würdiger Mann, dahin führte. Mit Gold will ich Ihr Haus decken lassen, aber bezahlen kann Sie der Vater nicht, denn Niemand kann mir meines Kindes Leben bezahlen."

„Wo ist mein Kind," rief der Pfarrer, schmerzlich erinnert und streckte die Arme aus.

„Bei dem andern Vater im Himmel, und bittet für seine arme, schuldvolle Mutter," rief die Gattin und hatte sich hingeworfen vor seinem Lager, ihr thränenvolles Gesicht in des Pfarrers Händen verbergend.

Digitized by Google

„Du haſt den Schmerz überſtanden, unglückliche Mutter!"

„Sein Herz ſchlug zum letzten Male, als der Hahn krähte. Aber ſchon vorher, gewiß ſchon vorher war es geſchehen, daß ich Dir nacheilen wollte, Dich anflehen, Du ſollſt vergeſſen, was ich geſprochen. Ich habe es nicht geſprochen, es war der Schmerz, der Wahnſinn. Es war eine entſetzliche Nacht, ich habe gebüßt, ſchwer gebüßt, und mein Kind wird oben für mich bitten."

„Wie heiter die Sonne ſcheint, es iſt Alles gut, Alles verſöhnt," ſagte der Pfarrer, indem er ſich aufrichtete und die Reuige an ſein Herz ſchloß.

„Alles!" ſeufzte des Pfarrers Frau. „Wir haben kein Kind."

„Ihr ſeid jung," ſagte der Engländer.

„Und ich habe keine Eltern," fuhr die Frau fort.

„Sie ſtießen Dich nur von ſich, ſie haben Dein Kind nicht getödtet," entgegnete der von den Verhältniſſen unterrichtete Fremde. „Ich habe keinen Vater mehr, denn er war's, der um ein nachgebornes Kind reich zu machen, mir den Sohn rauben ließ."

„Im Schnee der Winternacht und in der Nacht der Welt wacht Allen ein Vaterauge," ſagte der Pfarrer.

Die Mordthat.

Aus den Papieren eines Rechtsgelehrten
von Caroline Leonhard-Pierſon.

„Es iſt ſo unfreundlich draußen, ich glaube faſt, es wird ſchneien, bleib daheim!" bat mit herzlichem Tone Eliſabeth ihren Gatten, welcher eben die Feder weggelegt hatte und nach ſeinem Hute griff.

„Du weißt, daß ich nirgends lieber als bei Dir bin," entgegnete Hugo und ſah die Frau mit vieler Freundlichkeit an; aber ich muß einen Gang in das Freie machen und überdem muß ich für mein Trauerſpiel den Schluß noch finden. Was ich anfangs für gut hielt, gefällt mir jetzt nicht mehr und ein guter Schluß muß das Ganze krönen, ſonſt ſind die erſten vier Akte halb verloren!"

„Das iſt wahr!" entgegnete Eliſabeth, „ich will Dich nicht halten, nur bleibe nicht allzulange aus, die Kinder wollen immer nicht eher zu Bette gehen, als bis Du wieder zu Hauſe biſt; auch erwartet Dich ein Lieblingsgericht."

„Gute Eliſabeth, immer denkſt Du an mich, niemals an Dich, gib nur nicht für mich zu viel Geld aus," erwiederte Hugo mit jener Güte, welche ſelbſt bei minder begabten Menſchen ſich zur Poeſie verklärt.

„O, habe keine Sorgen, lieber Engel!" unterbrach ſie ihn freundlich, „das grüne Zimmer mit der Alkove, was jetzt im Winter leer ſteht, habe ich, Deiner Einwilligung gewiß, vermiethet an einen Engländer Mr. Buller. Dieſer Herr liebt eine ruhige Straße, wird uns, da der Eingang von jener Seite iſt, nicht geniren, und weil er faſt nie ausgeht und das Gaſthausleben nicht liebt, ſo hat er mir halbjährig 25 Guineen bieten laſſen, wenn ich ſeine häuslichen Angelegenheiten mit beſorgen laſſen wolle, Thereſe hat Zeit genug dazu, ſie iſt flink und geſchickt und wir gewinnen. Oder iſt es Dir nicht recht?"

„Vollkommen, denn Du thuſt immer das beſte; früher that es mir oft weh, wenn ich Dich, die im Reichthum Erzogene, entbehren ſah, beſonders weil ich weiß, daß Du um meinetwillen einen reichen Mann abgewieſen haſt; aber jetzt habe ich vollkommen Zuverſicht zu Dir bekommen, ich weiß, Du liebſt mich, ich bin Dir Erſatz für Alles und darum lobe ich Deinen Entſchluß. Wir brauchen wirklich das grüne Zimmer nicht. Ich bin jedesmal glücklich, wenn ich der Kinder helle Stimmchen im Nebenkabinet erſchallen höre und wahrlich, Eliſabeth, ich könnte gar nicht ſchreiben, wenn mir nicht, ſo oft ich aufblicke, Dein liebes Geſicht zulächelte, das im Frühling ſchon wieder roſig werden ſoll."

Der junge Mann küßte die Frau und ging, von ihr bis zur Treppe begleitet. Als ſie in das Gemach zurückkam, rief ſie Thereſen und gebot ihr, das grüne Zimmer zu heizen, weil der Engländer wahrſcheinlich morgen kommen würde und das Zimmer lange nicht geheizt worden ſei.

Thereſe entgegnete etwas ſchnippiſch: „Das wollte ich eben von ſelbſt thun; gnädige Frau wiſſen ja, daß ich weiß, was zu thun iſt!"

Eliſabeth antwortete nicht, legte ſich in das Sopha und las, das jüngſte Kind ſchlief ruhig in ſeiner Wiege, die dreijährige Eliſabeth ſpielte mit der Puppe.

Thereſe war ſeit ihrem ſiebenzehnten Jahre in Eliſabeths Dienſten und ihr gefolgt, als dieſe ſich mit dem Dichter Hugo vertheirathet hatte. Jetzt war ſie vierundzwanzig Jahre alt, und da ſie eine große hübſche Geſtalt, ſchwarze Haare, pechſchwarze Augen und blendend weiße Zähne hatte, ſo galt ſie, beſonders wenn ſie roth ausſah, für ein ſehr hübſches Mädchen. Aller innern und wahren Bildung entbehrend, hatte ſie ſich doch das gute Deutſch ihrer Herrſchaft und die Manieren der Damen

anzueignen gewußt. Sie war ordentlich, fleißig und geſchickt, deshalb konnte ihr Eliſabeth die Führung des kleinen Hausweſens anvertrauen nnd Thereſe fühlte ſich ziemlich frei. Weil Hugo die Dienerin aus Stolz Sie nannte, glaubte Thereſe, er achte ſie beſonders; und da ſie viel auf Putz hielt und ſich farbenreicher und moderner ankleidete, als ihre Herrin, ſo hielt ſie ſich für ein ſchönes, gebildetes, des glänzendſten Looſes werthes Mädchen. Im letzten Wochenbette war Eliſabeth in Lebensgefahr geweſen, deshalb hatte Thereſe längere Zeit als Wirthin geſchaltet. — Eliſabeth empfahl ihr ihre Kinder. — Hugo ſagte einigemale, um ihre Bereitwilligkeit anzuerkennen: „Es iſt ein Glück für mich und die Kleinen, daß Sie da ſind!“ Und ſeitdem bildete ſich Thereſe ein, ſie würde Hugo's zweite Gattin werden. Aber Eliſabeth genas, Thereſe mußte ſich wieder in der Sphäre einer Dienerin bewegen und von dieſer Zeit an fand ſie das Schickſal ungerecht und ihr Neid gegen ihre Herrin ward nach und nach zum unverſiegbaren Haſſe. Für ihren ſchönen Herrn, der immer ſehr höflich gegen ſie war, hatte ſie das entgegengeſetzte Gefüht und ſie begriff nur nicht, warum er ſie, die ſchöne blühende Jungfrau, überſah, und mit Leidenſchaft ſeine Gattin, das bleiche kränkliche Geſchöpf, liebte.

Eben hing ſie wieder dieſen Gedanken nach, als die Klingel gezogen ward. Einige Träger brachten des Engländers Sachen und bald nachher erſchien er ſelbſt und entſchuldigte ſein Kommen mit dem Lärmen, der ihn aus dem Gaſthofe vertrieben habe. Er erkundigte ſich nach Herrn Hugo, dann nach der Frau vom Hauſe nnd ließ ſich bei ihr, als der neue Miethsmann Mr. Buller, anmelden.

Eliſabeth ſaß am Theetiſch als er eintrat und erſtaunte, als ſie ſtatt einem ältlichen Manne, wie ſie erwartet harte, einen jungen Mann von ſehr intereſſantem Aeußern ſah, der geläufig Deutſch ſprach. Eliſabeth, die ausgezeichnet Engliſch redete, ſprach in ſeiner Mutterſprache mit ihm und Buller fühlte ſich ſogleich heimiſch in dem freundlichen Zimmer, der zaeten Feau gegenüber, die ihm gefiel, weil ſie vollkommen ladymäßig ausſah. Sie war nicht ſchön, aber nicht leicht konnte man eine intereſſantere Erſcheinung ſehen, das bleiche edle Geſicht, von feinem braunen Haar umwallt, durch ſchöne ſinnige Augen belebt, flößte ihm Intereſſe ein, die ſanfte Sprache und das Gedankenvolle in ihrer Unterhaltung ſprach ihn an.

Eliſabeth hingegen freute ſich, in ihrem neuen Hausgenoſſen einen Mann zu ſehen, welcher für Hugo ein gewünſchter und äußerſt angenehmer Umgang zu werden verſprach. Der Engländer erinnerte ſich endlich, daß es Zeit ſei, zu gehen, und Eliſabeth hielt ihn nicht zurück.

Die Stunde des Nachtmahls ſchlug — Hugo, der nie zu ſehlen pflegte, war noch immer nicht da. Eine namenloſe Angſt bemächtigte ſich ihrer, die von Minute zu Minute wuchs.

Thereſe bemerkte mit geheimer Schadenfreude, wie ihre Herrin bald an das Fenſter, bald zur Thüre trat, Hugo's Kommen zu erlauſchen.

„Wenn ihm nur kein Unglück geſchehen iſt,“ ſagte ſie endlich zu Thereſen.

Dieſe lächelte höhniſch und entgegnete: „Haben Sie keine Sorge, gnädige Frau, die Herren haben oft Wege, nach welchen eine Frau nicht fragen darf.“

„Schweige!“ rief Eliſabeth erzürnt.

Thereſe ſagte mit unbeſcheeiblicher Malice: „Wie Sie befehlen!“

Es ſchlug Elf, es ſchlug Zwölf, Hugo war noch immer nicht da; endlich nach Ein Uhr trat er in das Zimmer, roth, aufgeregt, offenbar froh.

Als Thereſe, die noch nach ſeinen Befehlen fragte, das Zimmer verlaſſen hatte, ſprach er zu Eliſabeth: „Ich bin glücklich geweſen, liebes Herz, auf dee Straße fand ich einen alten Bekannten, den Buchhändler Urban aus der Schweiz, er nahm mich mit ſich nach ſeinem Hotel und er erinnerte ſich einer allen Schuld und zahlte ſie — zwanzig Louisd'or — hier ſind ſie!“

Eliſabeth nahm das Gold und ließ es ſpielend durch ihre ſchlanken Finger gleiten.

„Schenkſt Du mir die Hälfte? ſagte ſie lieblich.

„Gern, aber wozu?“

„Um dieſes Jahr das Chriſtfeſt ſo zu feiern wie ich möchte und wie es in meiner Eltern Hauſe war!“

Er lächelte. Dann erzählte ſie von Me. Buller und nachher gingen ſie, nachdem ſie die Kinder betrachtet hatten, ſich zur Ruhe zu begeben.

Hugo arbeitete mit Luſt abwechſelnd an ſeinem Trauerſpiele und an dem neuen Romane — Eliſabeth durchſprach mit ihm ſeine Pläne, ſchrieb den Roman mit ihrer zierlichen Handſchrift ins Reine und feilte daran, da ihr genialer, phantaſiereicher Mann nicht ſelten Worte ausließ oder wiederholte; auch arbeitete ſie allerlei niedliche Sachen für ihren Gatten und die Kinder zur Chriſtbeſcheerung.

Me. Buller hatte Hugo's Bekanntſchaft gemacht und nicht lange Zeit brauchte es, um aus dem jungen poeti-

Digitized by Google

ſchen Engländer und dem deutſchen Dichter ein paar Freunde zu machen.

Eliſabeth ſtörte die Männer nie in ihren Geſprächen, ſie belebte ſie oft auf anmuthige Weiſe und Mr. Buller gewann die ſanfte blaſſe Frau lieb.

„Aber iſt ſie denn ſchön? Hat ſie glänzende Kenntniſſe und irgend einen blendenden oder hinreißenden Reiz?“ fragte er ſich bisweilen und er mußte ſich darauf antworten: „Nein, nein, nein! — Aber ſie ſieht in ihrem einfachen, ſauberen Anzuge immer ſo freundlich aus, ihre Stimme iſt ſanft, ihre Bemerkungen ſind tief und fein, wenn ſie den Thee macht mit den feinen Händen, oder ſchöne Blumen unter ihrer Nadel oder ihrem Zeichnenſtifte aufblühen, Alles kleidet ſie gut und ſie thut Einem wohl, wie der Mond.“ — Am ſchönſten erſchien ihm Eliſabeth zwiſchen den Kindern, und oft ſagte er zu Hugo: „Wahrlich, Sie ſind ein reicher Mann, ſolch eine Frau, ſolche Kinder! Möchte meine Ehe einſt ſo glücklich ſein wie die Ihrige!“

Thereſe ſah die Anweſenheit des jungen Engländers mit wunderlich gemiſchten Empfindungen. Sie verließ ſtets verdroſſen das Wohnzimmer, wenn er eintrat, da ſie an dem Geſpräche nicht Antheil nehmen durfte und auch nichts davon verſtand, ſie bediente Mr. Buller mit großer Aufmerkſamkeit, aber innerlich geärgert und beſchämt, daß ſie ihn bedienen mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schuß.

„Willſt du, mein Seppi, mit mir gehn
„In's ſchöne Wieſenthal,
„Der Blümlein bunt Gemiſch zu ſeh'n
„Beim muntern Liederſchall?“
Da ließ der Knab' des Spieles Tand
Und folgte froh des Vaters Hand,

Der Vater ſucht des Wildes Spur
Mit tödtendem Gewehr,
Und ſchreitet durch die Blumenflur
Mit Späherblick einher;
Er ſchaut nach oben, ſchaut zur Erd',
Und hat den Blick zum Wald gekehrt.

Der Knabe hüpft mit frohem Sinn
Im Thalgrund raſch voraus,
Und wo die Blümlein bunter blüh'n,
Pflückt er ſich einen Strauß
Und haſcht nach jedem Schmetterling,
Der an den Blüthenkronen hing.

Von wilder Raubbegierde heiß
Fliegt durch des Himmels Höh'n
Ein Adler, im ſtets nähern Kreis,
Um Beute zu erſpäh'n; —
Und plötzlich aus der Wolken Schooß
Stürzt kühn er auf den Knaben los.

Des Raubthiers jähen Flug entdeckt
Des Vaters ſcharfer Blick;
Durch drohende Gefahr geſchreckt,
Ruft er das Kind zurück,
Das arglos durch die Wieſe lief,
Nicht hörte, daß der Vater rief.

Und näher, näher kommt das Thier —
Der Knabe bleibet taub.
Jetzt — weh! ſchlägt es mit Gier
Die Klauen um den Raub
Und hebt das Kind und fliegt im Nu
Dem hohen Reich der Wolken zu.

Entſetzen füllt des Vaters Herz,
Die Pulſe klopfen laut,
Da er — das Auge himmelwärts —
Den Theuren oben ſchaut;
Er eilet näher, klagt und ruft;
Doch ſtolz durchfliegt das Thier die Luft.

Da faßt ihn der Verzweiflung Hand,
Raſch greift er nach dem Lauf,
Und zielt — und ſchießt — wie Tell gewandt —
Nach ſeinem Kind hinauf!
Und dunkel flimmert's um ihn her,
Er zagt, es ſinket ſein Gewehr.

Nun ſteht er vor Erwartung ſtarr,
Und Schrecken malt ſein Blick.
Und ſieh' — getroffen ſinkt der Aar
Gemach in's Thal zurück,
Und hält verwundet noch das Kind,
Bis er im Sturz die Erd' gewinnt.

Zur Stelle ſtürzt der Vater hin,
Von Höllenangſt verzehrt;
O welche Freud' umfanget ihn,
Das Kind — iſt unverſehrt;
Das noch vom bangen Schrecken bebt,
Und weinend ſeine Hände hebt.

Da drückt er's wonnig in den Arm,
Und weint vor ſel'ger Luſt,
Und dankt dem Himmel brünſtig warm,
Wie Tell, aus frommer Bruſt,
Daß Gott des Armes Kraft gelenkt
Und ihm den Liebling neu geſchenkt.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 3.

Stirn.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 5. Erscheint jeden Sonntag. 15. August 1858.

Die Mordthat.

Aus den Papieren eines Rechtsgelehrten
von Caroline Leonhard-Pierson.

(Forts.) Zu dieser Zeit heirathete ein reicher Mann in der Nachbarschaft seine junge hübsche Köchin, und Tag und Nacht seufzte nun Therese nach einem ähnlichen Glücke. Ihre Herrin schien gesünder als jemals — auf Hugo durfte sie nicht hoffen, jetzt richtete sie ihre Blicke auf Mr. Buller.

Eines Sonntags, zur Zeit des Christmarktes, ging Therese schönstens herausgeputzt aus, um einem Vergnügen beizuwohnen. Auf der Straße begegnete ihr Mr. Buller, welcher ein hübsches Buch für Elisabeth und ein seidenes Halstuch für sie gekauft hatte. Er wollte noch einen Weg machen, fand sich aber in der fremden Stadt nicht ganz zurecht und sagte lachend zu Therese: „Ei, ich hätte Sie fast nicht erkannt, Sie sehen ja aus wie eine Lady — wollten Sie mich wohl nach der Rosengasse führen?"

„Sehr gern!" entgegnete ihm Therese und ging mit geheimem Stolze neben dem vornehmen hübschen Manne einher.

Einige Freundinnen begegneten ihr und sahen sie mit lächelnden Blicken an — Therese lächelte auch. Als sie den nächsten Morgen einkaufen ging, sagten einige andere Dienstboten auf dem Markte zu ihr: „Ist es wahr, daß Dich der reiche Engländer heirathet? Nun es ist noch Wunderlicheres geschehen!"

Therese antwortete darauf nicht — sie zeigte nur das schöne Tuch, welches ihr Mr. Buller gestern geschenkt hatte, um sie für ihren Weg zu bezahlen.

So kam das Mädchen nach und nach immer mehr auf die fixe Idee, daß Mr. Buller sie heirathen würde — daß er sich noch nicht gegen sie erklärt hatte, schob sie auf ihre Herrin und war ihr dafür gram, ja sie würde gar nicht länger bei ihr im Dienste geblieben sein, hätte sie sich dadurch nicht die Gelegenheit erhalten wollen, Mr. Buller täglich zu sehen.

Eines Morgens kam der Briefträger und brachte einen Brief an Mr. Buller — bald darauf gab dieser Theresen eine Banknote von 400 Pfund und schickte sie damit zum Banquier, diese in Louis'or umzusetzen. Als Therese zurückkam, war Hugo ausgegangen, eine Freundin von Elisabeth hatte die Kinder zu sich geholt und diese bot Theresen, sie auf das nächste Dorf zu begleiten nach der Mühle, wo sie das Mehl zu den Christstollen kaufen und sich einen Tannenbaum bestellen wollte.

Das Wetter war gut, die Erde trocken — es war ein herrlicher Wintertag.

Herrin und Dienerin schritten rüstig weiter und kamen Abends um sieben Uhr beim Scheine des Vollmonds nach Hause.

Als Elisabeth in das Zimmer trat, fand sie Hugo noch nicht — auch Mr. Buller schien nicht zu Hause zu sein. Die Kinder wurden in einem Wagen eben zu Hause gebracht. Die Theestunde schlug, weder Elisabeth's Gatte, noch der Freund erschienen. Therese hätte gern eine spitzige Bemerkung gemacht — als es aber Zwölf schlug und beide Männer noch nicht da waren, wurde ihr Angst.

„Sie werden in der Oper gewesen und dann in ein Gasthaus gegangen sein, weil sie zu mir nichts gesagt haben und wahrscheinlich kein Nachtessen erwarten," sagte Elisabeth.

Der weite Weg in der kalten Luft hatte sie müde gemacht, sie legte sich deßhalb zu Bette und schlief bald neben ihren Kleinen sanft ein.

In der Nacht um Zwei kam Hugo nach Hause, Therese öffnete ihm und lauschte dann nach ihrer Gewohnheit; jedoch diesmal sprach ihr Herr nicht mit der Frau — er wollte ihren sanften Schlummer nicht stören — aber sie hörte, daß Hugo Geld ausschüttete und zu sich selbst sprach: „Freue Dich, Elisabeth, nun haben Noth und Sorge ein Ende, aber was ich heute that, soll nicht wieder geschehen, und könnte ich noch so reich werden."

„Gerechter Himmel", murmelte Therese, „was mag er gethan haben und wo ist Mr. Buller?" Sie schlich sich in ihr Bette und schlief endlich vor Müdigkeit ein.

Am andern Morgen, als Therese das Wohnzimmer reinigte, hörte sie, das Ohr am Schlüsselloch, ihre Herrin

Digitized by Google

zu Hugo ſagen: „Gott Lob, daß Du da biſt, ich war in Sorge um Dich; übrigens, lieber Hugo, iſt mir geſtern der Jude begegnet, er wird wohl bald mahnen."

„Sei ohne Furcht, mein Herz, er ſoll noch heute bezahlt werden, mein neueſtes Werk hat mir viel eingebracht!"

„Wirklich? Wie viel denn, Hugo?"

„Zwei tauſend Thaler!"

„Himmel, da kann ja ein deutſcher Dichter reich werden, das hätte ich doch nie gedacht!"

Während des Frühſtücks, bei welchem Thereſe die Kinder zu bedienen hatte, ſagte Eliſabeth zu ihrem Gemahl: „Haſt Du nicht Mr. Buller geſtern geſehen? Ich habe ihn gar nicht bemerkt!"

„Es iſt wahr, er hat wohl heute ſein Frühſtück nicht bekommen?" entgegnete er.

„Die Thüre iſt verſchloſſen," ſagte Thereſe, „und er hat mir auf wiederholtes Klopfen nicht geantwortet."

Hugo erſchrack und Leichenbläſſe legte ſich für eine Sekunde über ſein Antlitz. Raſch ſprang er auf und öffnete mit ſeinem Hauptſchlüſſel die Thüre.

Im Zimmer war Alles ſtill, in dem Alkoven Bullers Bette unberührt. Faſt Alles ſtand an Ort und Stelle wie früher, nur der Koffer fehlte und mehrere Kleidungsſtücke lagen herum, auch einige Schubfächer ſtanden auf.

Auf dem runden Tiſche in der Mitte des Zimmers lag ein Brief an Hugo adreſſirt, von Mr. Bullers Hand geſchrieben.

Haſtig erbrach jener das Schreiben und las:

„Mein theurer Hugo!

Ein Brief beſtimmt mich abzureiſen, ſogleich. Ich kann Ihnen und Madame Hugo nur ſchriftlich Lebewohl ſagen, da ich Sie beide nicht zu Hauſe fand. Gott ſegne Sie! Ich hoffe recht bald zurückzukehren, bis dahin Ihr

Charles Buller."

Mit dieſem Briefe in der Hand, trat Hugo in das Zimmer ſeiner Gattin und theilte ihr den Inhalt des Briefes mit.

Eliſabeth war ſehr betroffen und ſagte ängſtlich: „Fort iſt Mr. Buller? Was iſt geſchehen? Mir ahnet Unheil!"

„Warum, mein Kind? Wenn ihm etwas begegnet wäre, hätte er es doch ſicher geſchrieben, Familiennachrichten werden ihn nach Hauſe getrieben haben — und kommt er nicht bald zurück, ſo ſchreibt er doch gewiß nächſtens!" erwiederte Hugo.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, die Engländer ſind wunderliche Leute, dazu kannſt Du nicht einmal an ihn ſchreiben, er hat uns nichts von ſich erzählt, als daß ſeine Eltern in London wohnen und der Name Buller iſt nicht ungewöhnlich — wie ſoll ihn ein Brief von Dir in dieſer Rieſenſtadt erreichen?" bemerkte Eliſabeth.

Hugo antwortete nicht, aber Bullers Abreiſe war ihm ſchmerzlich, weil er ihn wirklich lieb gewonnen hatte und ohnehin von Kopfweh geplagt und reizbar, war er heute nicht guter Laune. Als nun Eliſabeth wiederholt von Mr. Buller ſprach, rief er heftig und unmuthig: „Schweig', ich will von dem Engländer nichts hören; kein Wort davon!"

Noch heftiger verbot er Thereſen das Reden, als dieſe von Mr. Buller ſprach, und mürriſch und verdrießlich verließ ſie das Zimmer.

Eliſabeth ſaß ſtill bei ihrer Nadelarbeit und dachte an den Hausgenoſſen und ſeine ſchnelle Entfernung, Hugo ſchrieb, die Kinder waren glücklich wie immer, Thereſe jedoch wirthſchaftete und tobte in der Küche herum, denn wieder eine ihrer Hoffnungen war nun zu Waſſer geworden.

„Es geht nicht mit rechten Dingen zu," murmelte Thereſe nach ihrer Gewohnheit, in der Küche Monologe zu halten, „dem Mr. Buller iſt Etwas geſchehen, dieſe Sache iſt nicht ganz geheuer, der Herr weiß davon, das mit dem Briefe war nur eine Farce; engliſch geſchrieben iſt es, da kann man es nicht leſen, und der Herr kann ſagen, was er Luſt hat."

So immer ihren Gedanken nachhängend, arbeitete ſie bis zur Mittagsſtunde. Als ſie in das Wohnzimmer gehen wollte, den Tiſch zu decken, hörte ſie den Namen Thereſe von Hugo nennen. Wie feſt gebannt blieb ſie ſtehen, das Ohr war wieder raſch am Schlüſſelloche und ſie hörte Hugo raſch und ſcharf ſagen: „Du fragſt, warum ich Thereſen forthaben will? Sie iſt mir unausſtehlich, liebe Eliſabeth. Fleißig und geſchickt, auch in Geldſachen ehrlich, das mag ſie ſein; aber anmaßend, falſch, zudringlich. Ich bin überzeugt, ſie möchte mit mir einen Liebeshandel anfangen und Mr. Buller wurde unaufhörlich von ihrer plumpen Gefallſucht verfolgt. Ich bitte Dich, ſchaffe ſie lieber heute als morgen fort, gib ihr den Lohn auf Ein Jahr zum Geſchenk, nur laſſe mich am Chriſtabende dieſes fatale Geſicht nicht mehr ſehen, das überall herum ſpionirt."

Eliſabeths ſanfte aber klingende Stimme ließ ſich hierauf vernehmen: „Es wird mir nicht leicht, ihr das zu ſagen; indeß da Du es wünſcheſt, ſoll es noch heute

geſchehen. Jetzt aber erzähle mir, was iſt noch mit Charles geworden?"

Thereſens Geſicht war während dieſer kurzen Unterredung blaßgelb vor Wuth und Aergerniß geworden — dee Name Chaeles, Mr. Bullers Taufname, feſſelte jedoch ihre geſpannte Aufmerkſamkeit aufs Neue und ſie lauſchte wieder.

Leider unterbrach ein Beſuch ſie, der Schneider kam, um, wie ſie wußte, ihre Herrſchaft zu mahnen, und ſchadenfroh riß ſie die Thüre des Wohnzimmers auf und ließ ihn eintreten.

Als ee herauskam, nickte er Thereſen freundlich zu und ſagte: „Endlich einmal zur guten Stunde, hat denn Ihre Herrſchaft geerbt?"

„Nicht, daß ich wüßte, ſind Sie denn wirklich bezahlt worden?"

„Freilich, liebes Thereschen, und mit ſechs blanken Louisd'ors."

Der Schneider ging.

Thereſe war in der höchſten Aufregung; aber ſie faßte ſich und war dieſen Tag beſonders fleißig und dienſtfertig, ſo daß Eliſabeth ihr Nichts ſagte.

Abends um ſieben Uhr, als die Kinder eben eingeſchlafen waren und das Ehepaar friedlich am Theetiſche ſaß, kam Thereſe plötzlich zur Thüre hereingeſtürzt, vor Vergnügen glühend, weil ſie eine Neuigkeit zu erzählen hatte.

„Der Hof iſt voll Menſchen!" ſchrie ſie, „auch auf der Straße vor unſerem Hauſe wimmelte es voll Volks. Soll ich vielleicht hinabſchauen, was vorgegangen? Sie ſchreien Mord!"

„Gerechter Himmel!" ächzte Eliſabeth und ſank auf den nächſtſtehenden Stuhl.

„Mord in unſerm friedlichen Hauſe?" rief Hugo und zitterte.

Thereſe warf einen unheimlichen Blick auf ihren Herrn und verſchwand.

Hugo bemühte ſich, Eliſabeth zu beruhigen, die konvulſiviſch zuſammenzuckte. Er rief Thereſen, um nach dem Arzte zu ſenden, vergebens, das Mädchen war nicht zu finden.

Eine Stunde ſpäter ward heftig an der Klingel gezogen, Hugo öffnete, ein Polizei-Beamter mit mehreren Dienern ſtand vor der Thüre und erklärte Hugo, daß er ſein Gefangenee ſei und ihm folgen müſſe.

Hugo fragte: „Warum?"

Der Polizei-Commiſſarius, welcher ſeine Romane kannte und mit Vergnügen las, ſagte ihm: „Er möge ihm nur getroſt folgen, es müſſe ein Mißverſtändniß obwalten. In dem an ſeine Wohnung gränzenden Hofe hatte ein Hund einen daſelbſt verſcharrten männlichen Leichnam herausgeſcharrt und Thereſe hatte auf der Polizei geſagt: der Leichnam ſei der des ſeit voegeſtern verſchwundenen Mr. Bullers und der Mörder iſt ihr Beodherr."

Hugo war ſtarr über ſolche Bosheit. Er ging, um Hut und Mantel zu nehmen, ſuchte mit einigen zärtlichen und ermuthigenden Worten Eliſabeth zu beruhigen und ließ ſie unter der Obhut einer ſchnell herbeigerufenen Hausgenoſſin zurück.

Zitternd ſaß Eliſabeth bei Madame Reiner, die ihr freundlich zuſprach und Thereſens Abſcheulichkeit gar nicht genug bereden konnte.

„Seien Sie doch ruhig, Frau von Walden", ſagte ſie freundlich, „es muß ſich ja Alles ſogleich aufklären und Herr von Walden wird noch heute zurückkehren. Thereſe iſt ein elendes Geſchöpf, wie ich nie eins ſah, ſie möchte gern Frau v. Walden ſein und Mrs. Buller dazu und ihre gekränkte Eitelkeit und gereizte Eiferſucht hat ſie zu ſolcher Bosheit verleitet!"

„Und glauben Sie wirklich, daß Mr. Bullers Leichnam gefunden ward?"

„Nein! Die Neugier lockte mich in den Hof, da ſah ich den Leichnam, die Kleider fehlten bis auf das Hemd und Unterkleider, das Geſicht ward durch Meſſerſtiche entſtellt, aber obgleich der Leichnam von Mr. Bullers Größe und Stärke war, ſo wollte ich doch meinen, daß jener helleres Haar hatte, als der Ermordete. Woher der Leichnam iſt und wie in unſern Hof gekommen, das kann ich mir freilich nicht erklären, wohnt doch in unſerm kleinen Hauſe Niemand, als Sie mit Ihrer Familie, ich mit meiner Tochter und Köchin, und der alte lahme Baron mit ſeinem alten, faſt eben ſo lahmen Bedienten."

Stunde auf Stunde verrann, Hugo kehrte nicht zurück und Eliſabeth verfiel in ein Fieber, in Folge ihrer Angſt und tiefen Erſchütteeung.

Den nächſten Morgen erſchien bei der armen geängſteten Frau ein Polizei-Commiſſarius, auch ſie zum Verhöre abzuholen.

Zuerſt hatten zwiſchen Hugo und dem Protokollführer folgende Feagen uud Autworten ſtattgefunden.

„Wiſſen Sie, wo Me. Buller ſich befindet?"

„Nein, er iſt ſchnell abgereiſt und der Brief, in welchem er mir dies mittheilt, findet ſich in meinem Schreibtiſche."

„Haben Sie zu Ihrer Gattin geſagt: Chaeles iſt erſtochen und vergraben?"

Digitized by Google

Hugo ſagte faſt lachend hierauf: „Allerdings, ich erzählte ihr von dem Helden meines neueſten Romans, welcher im nächſten Kapitel erſtochen werden ſoll. Das Manuſkript liegt in meinem Schreibtiſche.“

„Wie iſt der Taufname Mr. Bullers?“

„Charles!“

„Woher haben Sie die Goldſtücke, die Sie vor zwei Tagen mit nach Hauſe gebracht haben, an demſelben Tage, an welchem Mr. Buller verſchwand?“

Hugo erröthete und ſagte nicht ohne einige Verlegenheit: „Ich gewann ſie vom Baron Stahlburg im Spiel.“

Wir übergehen die folgenden Fragen, ſie konnten alle nicht zur Zufriedenheit des verhörenden Beamten beantwortet werden.

Eliſabeth wurde allein verhört, ihre Antworten ſtimmten mit denen ihres Gatten vollkommen überein, nur nicht die Antwort über das Geld — hierauf ſagte ſie: „Sie wiſſe nur von zwanzig Louis'dors, welche ihr Gatte von dem Buchhändler Urban aus der Schweiz erhalten, und von zwei Tauſend Thalern, die er für ſein neueſtes Werk bekommen habe.“

Eliſabeth wurde wieder in ihre Wohnung zurückgebracht und erhielt Hausarreſt — Hugo, den ſie nicht zu ſehen bekam, blieb in dem Kriminalgebäude.

(Schluß folgt.)

Zwei volle Häuſer.

O du Schwalbenneſt, mit Jungen
Angefüllt zum Ueberlaufen,
Wie viel eßbegier'ge Zungen
Steckt wohl aus der Neſtlingshaufen?
Wie das wimmelt, wie das trimmelt,
Da ein Köpfchen, hier ein Schwanz!
Wie das piepert, zwitſchert, kreiſchet,
Ein Broſämlein bettelnd heiſchet!
Wer da zuſieht, dem mag bangen,
Ob die Alten ſattſam fangen,
Um die Schnäblein all' zu ſpeiſen.
Aber ſie vom früken Morgen
Sammeln frei von Erdenſorgen,
Zwitſchernd in vergnügten Weiſen.

Euer Häuslein, liebes Pärchen,
Gleicht dem vollen Schwalbenneſte,
Goldne, braune, ſchwarze Härchen,
Alle Muſter auf das beſte.
Welcher Jubel, welcher Trubel,
Eines lacht und eines weint.
Auf den Bänken, auf den Stühlen,
An den Fenſtern, auf den Pfühlen,
Auf der Diele welch' Gewimmel!
Wagt in euren Kinderhimmel
Mal ein Fremder einzutreten,
Eiertanz muß er verſtehen,
Um zum Kanapee zu gehen,
Ohn' ein Füßchen zu zertreten.

„Wie iſt's möglich“, ruft der alte
Kinderloſe Achſelzucker,
„Daß er alle ſie erhalte,
Dieſer kläglicharme Schlucker?“
Frühſtückſtunde giebt dir Kunde,
Wenn ihr Jubel grüßt das Brod,
Wenn es bittet, tangt und reichet,
Nach dem Tiſch auf Stühle ſteiget,
Wenn an ſüßen Butterbroden
Hundert blanke Zähnchen ſchroten.
Dann beſchaue dir die Alten,
Ob ſie nicht, was ſie durch Darben
Für die Neſtlinge erwarben,
Reich verzinſt zurück erhalten!

O du biedres Ehepärchen,
Heil ſei deinem vollen Neſte!
Eure Jahre ſeien Jährchen,
Eure Wochen voller Feſte!
Mög' es krimmeln, mög' es wimmeln
Froh und munter immerdar!
Mögen eure ſchmalen Töpfchen
Stets genügen all den Köpfchen,
All den Händchen, die ſich recken,
All den Zünglein, die da ſchlecken!
Mög' das Völkchen ſich entfalten,
Daß an redlichem Gemüthe
Und an opferluſt'ger Güte
Einſt ſie gleichen ihren Alten!

Räthſel.

Haſt du eine ſchlechte,
Laß ſie nicht heraus,
Haſt du eine gute,
Halte damit Haus,
Haſt du eine kühne,
Nimm Dich wohl in Acht,
Haſt du eine ſchöne,
Zu Papier gebracht!
Haſt du eine hohe,
Halt ſie feſt ſogleich,
Haſt du deren viele,
O wie biſt du reich.
Haſt du aber Eine,
Dann geht's nicht hinaus,
Eine oder keine —
Geh' in's Narrenhaus.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 6. Erscheint jeden Sonntag. 22. August 1858.

Die Fiakerpferde.

Gedicht von C. Weiß.

Drei Fiakerpferde, ein Brauner, ein Schimmel und ein Fuchs, stehen mit ihren Droschken auf dem Lauferplatz; der Regen fließt in Strömen hernieder; die Kutscher sitzen halbträumend in ihren Wagen und rauchen schwarzen Quack Nr. 0, indeß die Pferde ihre sorgenschweren Häupter zur Erde gesenkt halten. Der Braune ergreift endlich nach langem Schweigen das Wort:

Brauner.

Na, wos döß für a Wöter is,
Döß is zo[illegible] Teuf'l hul'n,
Und wenn mer nix in Mog'n haut
Nau genga aus die Kuhl'n.
Su staiht mer dau, was nit warum,
Kam löft a nasser Hund no rum,
Wen soll'n mer denn soahr'n?

Schimmel.

O Broudee schweig, sunst fall'n mer ei
Döi Zeit'n, meini gout'n,
Denn denk' ih on mein letzt'n Herrn,
Su thout des Herz mir blout'n;
An alter Jungg'sell is dös g'wöst,
Su wöi mers oft in Böichern löst,
Der mit'ra Mad hausg'halt'n.

Die Bärb'l, ach! döi woar mer gout,
Ih woar ihr anzis Löb'n,
Und wenns mi putzt und g'söittert haut
Hob i ihr an Lecker göb'n;
Nau haut's g'sagt: Hans, du bist mei Schatz,
Göih, gib mer no a moal an Schmatz
Nau krögst a Metzla Habern.

Fuchs.

Wos woar i für a Kerl sunst,
Thout draf der Fuchs ohsanga,
Mi hätt' ihr sög'n soll'n in Stoat,
Dös woar a weng a Pranga,
Mei Zam und Satt'l der woar schöi!
Und su a Deck git's goar nit höi,
G'schrutzt haut's vo lauter Silber.

Denn ih woar da an Herr Baron,
Dös woar a herrlis Löb'n,
Dau hait's g'wieß su a Fress'n wöi
Oeiz da den Kutschern göb'n.
Mei Trug der woar von Marmelsta,
Der Stol nit z'grauß und a nit z'kla
Und woarm als a wöi a Bodla.

Die Aerbet, wos is döi nau g'wöst, —
A weng spazöiern reit'n,
Und wenn mer all' Zwöi kumma senn,
Hob'n d'Leut' scho g'schaut von weit'n.
Oeiz kummt der Fuchs, haut jedes g'sagt,
Dau haut mer's Herz vor Freud'n glacht,
Döi Zeit vergeß ih nimmer!

Brauner.

Su vurnehm wöi ihr alli Zwöi
Hob's freili ih nit trieb'n,
Ih woar ner dan an Bauern draus,
Wollt' ih wär dort'n blieb'n.
Plaugt hob ih mih in ganz'n Tog,
Doch föihr ih d'rüber goar ka Klog,
Denn 's haut mer doch recht g'fall'n.

Wenn mer su fröih af's Ackern senn,
Dös woar halt a Vergnöig'n,
Wenn mer die Lering g'feg'n haut
Su finget rumma flög'n,
Und nau die Grösla, grauß a kla,
Hob'n glänzt als wöi die Demantstah,
Döi Pracht vergeß ih nimmer!

Und da der Heu- und Schnieterut' erscht
Woar'n Madla wöi die Beß'n,
Ach! wos haut's dau für G'schpäßla göb'n,
A G'sing und a Tretz'n.

Und hob'n mer nauchet hamwärts g'lenkt,
Nau hob'ns mer on mei Kummet g'henkt
An Kronz von Kurnbluman.

Döi Zeit is öiz scho lang verbei
Und kummt mei Lebta nimmer,
Es is no dös mei anzi's Glück,
Daß ih mih grod nit kümmer,
Ih schlaf döi alta Kutsch'n rum
Und wenn i Oabends hama kumm,
Lieg ih mi rouhi nieder.

Schimmel.

Was nit wos d' für a Kerl bist,
Mer sicht's, du woarst ban Bauern,
Drum haust ka bisla Ambition,
Banah thöst du mih dauern.
Dau bin der ih a Närrscher fei,
Mir is nit immer anerlei,
Wenn ih mouß rummazöig'n.

Dau hob ih, es ist goar nit lang,
A su ah Fracht ah g'soahr'n —
Böir Mad'n und sechs Schoustersg'sell'n
In meiner Kutsch'n woar'n;
Zwa vorn, zwa hint' und sechsa drinn,
Dös woar su wauhr ih Schimmel bin
A tüchtia Jud'nfouher.

Und brüllt hob'ns wöi di Löiw'n zsamm
Und lauter Dummheit trieb'n,
Oeiz wall's mih grod su g'ärgert hob'n,
Bin ih halt stölhnet blieb'n;
Mih häit ka Mensch nit weiter broacht,
Eih wär' ih g'stand'n die ganz Noacht —
Raus g'möißt hob'ns döi Pechpatz'n!

Fuchs.

Ih hob öiz ah a Stückla g'macht,
Dös woar a wengla g'schpassi,
Drei alti Junpfern foahr ih dau,
Döi woar'n vuller Bassi;
Di a knenkt hie, die ander her,
Su bin mit ihnen ih ohg'fähr
Zon Humm'lsta hie kumma.

Oeiz hob ih denkt: euch kröig ih scho,
Ih brauch mih nit lang b'sinna —
Und plump's dau lieg'ns alli drei
Scho in an Grob'n drinna;

Oeiz fanges gleih a Raffet's oh
Du bist, sagt jeda, schuldi droh
On der verdammt'n Fouher.

Merkt euch ner öiz den Fuchs'n dau,
Dös is a Teufelslouder,
Den wenn ih häit, den gebet ih
Heunt no a tüchti's Foutter;
Ih ober hob ganz hamlih g'lacht
Und hob' mih as'n Stab halt g'macht,
Die Alt'n senn ham g'loff'n.

Brauner.

Oeiz der Berei', wou g'les'n werd
Su g'löihert nit zon sog'n,
Und Verschla g'macht ganz haft'nweis',
Der liegt mer arg im Mog'n;
Denn hob'ns an Ball, dau göiht's ich zou,
Dös is a G'schlaf und a Gethou
Mit den sechshundert Madlen.

Und nau mou mer [illegible]nze Noacht
Vnrn Wörthshaus stölhnet bleib'n,
Wou's mach'n ihri sieb'n Sprüng'
Und ihri Schnauk'n treib'n;
Af d'Letzt' dau greines, woll'n nit ham
Bis d'Alt'n schreia: „Sakraklamm,
Schweigt oder es git Tasch'n!"

Fuchs.

Des Best is, daß doch leicht no senn,
Ihr Mog'n thout oft krach'n,
A Wasser und a Schälla Thee,
Dös senn su ihri Sach'n;
An anzia Köchi wögt su schwer,
Wöi drei su Madla, döi dauber
Mit z'sammt den Rafruck kumma.

Schimmel.

Horcht, wenn a neuer Dokter kummt,
Dau koh mer's Fraschli kröig'n,
Wöi mer mit den in ganz'n Tog
Mou ner su ruma flöig'n;
Dau geiht's die Gass'n af und oh,
Mer mahnt di Houf döi springa roh,
Döi hob ih oft verwunsch'n.

„Er haut doch Kranki, schreit der Brau,
Dau werst ah halt'n möiss'n."
Nah, wall er eb'n kani haut,

Digitized by Google

Dös thout mi grod verdröiß'n,
Drum führt er rum in ganz'n Tog. —
A Jeder treibt's halt wöi er mog,
'S Klappern g'höiert zon Handwerk.

Braunee.

Oeiz ſchweigt, wos nutzt denn dös Gethou,
Dös Klog'n und dös Trauern,
Mer ſchind't uns doch nit wöi a wal —
Wee was wöi lang's werd dauern.
Gottlob, der Huſakaupf *) is laud!
Und mit'n Schinder hauk's ka Nauth,
Uns keöigt der Kaſt'nhuber **).

Mir ſenn doch bäiſſ Kerl ne,
I ſog's ganz in Vertraua,
Und kröiget'n mee an Hoabern ner,
Nau ſollt'n d'Leut erſt ſchana,
Und wär'n mer nit ſteif all drei,
Doch ſu is halt a Lumperei,
Wos ko mee denn füe's Alter.

Fuchs (freudig wieherend).

Dau kummt a luſtia Kumpanie,
Döi tenna uns g'wieß b'ſtell'n,
Ih röich an Leim und Hub'lſpäh,
'S ſenn b'ſuſni Schreinersg'ſell'n;
Oeiz ſitz'ns ei, — di Peitſch'n knallt,
Lebt wuhl ihr Bröider, bis mer halt
All drei uns wiederſög'n.

Die Mordthat.

Aus den Papieren eines Rechtsgelehrten

von Caroline Leonhard-Pierſon.

(Fortſ.) In den erſten Tagen hielt Jedermann Hugo für völlig unſchuldig an dem Morde und glaubte ſeiner Ausſage, daß dee Leichnam nicht der Leichnam des Engländers ſei; aber bald ward das Publikum anderer Meinung und allerdings ſpeachen ſehr viele Indizien gegen Hugo.

Der Engländer Mr. Buller, Hugo's Hausgenoſſe, wae verſchwunden, ee ſollte abgereiſt ſein, und doch lag ſein Paß noch im Feemden-Bueeau. Ob er oder ein anderee den Brief an Hugo geſchrieben habe, konnte nicht ermittelt werden, denn Niemand in der Stadt kannte Buller's Handſchrift. — Die Perſon des Engländees wae in dee Stadt nur Wenigen und dieſen Wenigen nur flüchtig bekannt — Thereſe wollte beſchwören, daß dieſer Leichnam der Leichnam von Mr. Bullee ſei. Er war nur mit Hemd und Unteekleidern bekleidet, in dem Hemd befand ſich ein geſticktes B.

Der Engländer hatte, Thereſens Ausſage und dem Poſtbuche nach, 400 Pfund dieſen Tag bekommen und Thereſe ſie in Louisd'ore umgeſetzt. Der als unbemittelt bekannte Hugo hatte gerade jetzt eine Summe Gold in Louisd'oren. Seine Gattin ſagte aus, es ſei ein Honorar — er wollte dieſe Summe im Spiel gewonnen haben. Der Baron Stahlburg war verreiſt, man wußte nicht wohin — Niemand kam zu bezeugen, daß er Stahlburg und Walden habe zuſammen ſpielen geſehen.

Stahlberg war freilich als Spielee bekannt, Walden dagegen als ſolid und häuslich.

Seine Worte zu der Gattin: „Charles iſt erſtochen und vergraben," die ſich in dem Manuſkripte noch nicht vorfanden, dee Umſtand, daß dieſer Name Mr. Buller's Taufname war, genug, Alles ſprach gegen ihn.

Mr. Buller ward in allen Zeitungen amtlich aufgefordert, ſeinen Aufenthalt anzugeben; die Behörde ſchrieb nach London, keine Antwort erfolgte. Endlich, nach drei Monaten kam von Mr. Buller's Batee die Antwort, daß er ſeit dee Monaten nichts von ſeinem Sohne wiſſe und in großer Sorge um ihn ſei. Keine andere Perſon ward vermißt, und obgleich Hugo hartnäckig leugnete — obgleich ſich keine andeen Beweiſe als die ſchon angegebenen gegen Hugo vorfanden, ſo reichten doch dieſe hin, ihn ſtark zu verdächtigen und der Richtee, der den Ausſpruch zu thun hatte, entſchied, daß Hugo voe der Hand Gefangenee bleiben müſſe.

Er ward in leidlicher Haft gehalten, es durfte ihn abee Niemand ohne Anweſenheit des Gerichtsdieners ſprechen und nue durch das geöffnete Fenſter ward ihm friſche Luft. Seine Geſundheit litt, ſeine Phantaſie flog nur mit gelähmten Schwingen und die Sorge um ſeine treue Eliſabeth beklemmte ſein Herz. Dieſe eeſchien, ſo oft es ihe geſtattet wurde, wöchentlich zweimal, um ihren Gatten zu beſuchen, ſie beachte auch, wenn es die Witterung erlaubte, die Kinder mit, aber er mußte ſie immee mit Hoffnungen und Vertröſtungen, die ſich als trügeriſch erwieſen, entlaſſen und ſie ließ ihm ihr immee bleicher werdendes Antlitz als ſchmerzliche Erinnerung zurück.

„Wirſt Du denn niemals wieder frei werden, kann es

*) Ein armer Fuhrmann.
**) Ein Pferdemetzger.

denn Gott zulaſſen, daß Du, der Unſchuldigſte aller Menſchen, gefangen bleiben muß für eine That, die Du gar nicht gethan haſt?" ſeufzte Eliſabeth.

„Vertraue auf Gott," entgegnete Hugo, „endlich muß meine Unſchuld offenbar werden, aber gräme Dich nicht, erhalte mir in Dir mein Glück, die Entſchädigung für die Leiden, die ich jetzt ertragen muß."

Dann bemühte ſich Eliſabeth zu lächeln, aber wenn ſie in ihre einſame Wohnung trat, die Stelle leer ſah, an welcher er ſonſt zu arbeiten pflegte — wenn das älteſte Kind nach dem Vater fragte, dann rannen die Thränen aus ihren Augen und ſie betete inbrünſtig zu Gott, daß er ihre Laſt bald leichter machen möge.

Zu den vielen Sorgen Eliſabeths geſellte ſich jetzt noch Krankheit und ſie mußte wegen eines heftigen Fiebers das Bette hüten.

Eines Abends, als Eliſabeth im Bette lag, an welchem ihre theilnehmende Nachbarin verweilte, klopfte es leiſe an ihre Thüre und der Hofrath Rein, einer der berühmteſten Aerzte der Stadt, trat ein.

„Guten Abend!" ſagte er mit ſeiner milden Stimme, „ich komme völlig ungerufen, liebe Frau von Walden, ein ſehr theilnehmender Freund ſendet mich. Wie geht es Ihnen?"

Eliſabeth kannte den Arzt aus geſelligen Kreiſen, die ſie in früheren Zeiten beſucht hatte — ſie dankte ihm mit mattem Tone und fragte, als ſie auf ſeine ärztlichen Erkundigungen geantwortet hatte: „Und wer iſt denn der theilnehmende Freund, der ſich ſo lebhaft für mich intereſſirt?"

„Ihr Nachbar, der Banquier Sommer, er iſt mit ihrem lieben Manne auf der Schule geweſen und von ſeiner Unſchuld vollkommen überzeugt. Ueberhaupt iſt es Jeder, der Ihren Gatten näher kennt und ich bin feſt überzeugt, daß ſeine Unſchuld nächſtens an den Tag kommen muß. Aber um wieder auf meinen Auftrag zurückzukommen — er wünſcht Ihnen nützlich zu ſein, wenn Sie vielleicht in irgend einer Verlegenheit ſind — ſprechen Sie frei heraus, ich wiederhole es, er wünſcht Ihnen nützlich zu ſein."

Eliſabeth ſah den Arzt ſtaunend an und ſagte: „Wie kommt denn Herr Sommer auf den Einfall, ſich meiner anzunehmen, ich kenne den Mann kaum von Anſehen und ſehr oft hörte ich, daß er weder ſehr menſchenfreundlich noch beſonders großmüthig ſei."

„Sie thun ihm Unrecht, gnädige Frau, ein finſterer Mann mag Sommer ſein, das gebe ich zu — aber ſein Herz iſt edel und von ſeiner Mildthätigkeit habe ich viele Beweiſe, denn faſt Alles, was er thut, geht durch meine Hand, und ſeit ſeiner letzten Krankheit iſt er noch viel ſanfter und beſſer geworden, als er ſchon war," antwortete mit Wärme der Hofrath.

„Möglich, ich bin ohnehin zu ſchwach zu Widerlegungen, und denke von Jedem gern das Beſte; aber annehmen werde ich Herrn Sommers Anerbieten auf keinen Fall," ſagte Eliſabeth.

Der Hofrath huſtete verlegen, entſchuldigte ſich und ging, da Eliſabeth ihm deutlich durch Ton und Ausdruck zeigte, daß ihr die große Theilnahme des Herrn Sommer zudringlich und die Güte des Arztes äußerſt ſonderbar vorkam.

„Sie thaten recht, beſte Frau von Walden," bemerkte die theilnehmende Freundin, „Sie bedürfen, Gott ſei Dank, der Almoſen noch nicht — übrigens wäre Herr Sommer der letzte, dem ich Etwas verdanken möchte. Er geht allerdings an jedem Sonn- und Feſttage zur Kirche und führt bei jedem Geſpräche Bibelverſe im Munde, aber dennoch iſt Herr Sommer ein Mann, dem ich nicht viel Gutes zutraue,"

Eliſabeth ſeufzte: „Ach, liebe Freundin, und doch rühmt alle Welt dieſen Mann und mein armer unſchuldiger Hugo wird ungerecht verfolgt!"

(Schluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 5.

Idee.

Räthſel.

Catalani, die berühmte,
Und die Paſta, die Fodor
Und die Sountag traten vor.
Sie verſuchten was zu ſingen,
Das, wie ich es heiſche, ſollt' erklingen,
Aber ach, vergebne Müh',
Nicht vermochten's alle die.
Horch! da hub ein Leyermann
In dem Hof zu krähen an,
Und der kräht' aus voller Kehle
Alſo, wie ich es befehle,
Und die Künſtlerinnen ſchrieen:
Der nur kann, wornach wir fruchtlos uns bemühen,
Sagt mir an:
Was ſang der Mann?

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 7. Erscheint jeden Sonntag. 29. August 1858.

Die Mordthat.

Aus den Papieren eines Rechtsgelehrten

von Caroline Leonhard-Pierson.

(Schluß.) Monat nach Monat war dahingeschwunden, noch immer war Hugo nicht auf freien Fuß gesetzt — da leuchtete ein Hoffnungsstrahl in seine Nacht. Baron Stahlburg kam aus England zurück, wohin er wegen eines Duells, das einen schlimmen Ausgang genommen hatte, geflüchtet war und sagte vor Gericht aus, daß Hugo ihm wirklich an dem Tage, an welchem Buller verschwunden war, zweitausend Thaler in Friedrichsd'or im Spiel abgewonnen hatte. Jetzt fing man im Publikum an an seine Unschuld zu glauben, aber der Richter hielt diesen Umstand nicht für ausreichend, Hugo freizusprechen; auch erklärte Hugo fest, daß er sich mit einer bloßen Freisprechung nicht begnüge, ihm müsse vollkommene Ehrenerklärung und eine Entschädigung für seine Leiden und Haft werden, in so weit ein Mann für den Verlust seiner Freiheit, für lange Trennung von Weib und Kindern entschädigt werden könne.

Der Winter, der Lenz, ja der Sommer war Hugo fürchterlich langsam im Kerker dahingezogen — schon kam der Herbst mit seinen bunten Blumen und hellen klaren Tagen — Elisabeth ward immer schwermüthiger und neigte ihr Haupt wie eine vom Sturm geknickte Blüthe.

Theresen hatte sie nur einmal auf der Straße begegnet, das Mädchen senkte den Blick scheu zur Erde, Elisabeth ging es wie ein zweischneidiges Schwert durch das Herz, als sie die Anklägerin sah.

Zitternd kam sie nach Hause und setzte sich in das stille Wohnzimmer, dem Mädchen die Weisung gebend, Niemanden einzulassen.

Sie hatte, in trübe Gedanken versunken, vergessen nach Licht zu klingeln — da hörte sie eine bekannte Stimme im Vorgemache, die Thüre ward geöffnet und eintretend sprach ein Herr: „Ich lasse mich nicht abweisen, liebe Frau von Walden oder zürnen Sie mir noch über meine fluchtähnliche Abreise?"

„Himmel, Mr. Buller!" schrie Elisabeth, „o Gott, Gott sei Dank!"

Das Mädchen kam mit Licht — Buller stand heiter und fröhlich vor Elisabeth — aber als er ihr blasses vergrämtes Gesicht sah, rief er erschrocken:

„Gerechter Heiland, was ist Ihnen geschehen?"

Elisabeth bat ihn, sich niederzusetzen, und erzählte ihm dann Alles, was sich in dieser kurzen Zeit Schmerzliches und Niederbeugendes für sie und ihren Mann ereignet hattte.

Mit tiefer, immer steigender Theilnahme hatte Buller Elisabeths Mittheilung angehört — als sie zu Ende war schlug er die Hände zusammen und schrie: „Himmel, um meinetwillen hat Ihr armer Gatte, mein lieber Freund, so viel leiden müssen! Während ich glücklich war, er im Kerker!"

„Aber!" rief er nach einigem Nachdenken, „jetzt ist nicht Zeit, Ihnen meine Geschichte zu erzählen, jetzt muß ich handeln statt zu reden."

Er schüttelte Elisabeth die Hand und ging.

Eine Stunde voll banger Erwartung ist lang, aber sie hat auch nicht mehr als sechszig Minuten.

Sie verging und wieder wurden stärkere Schritte hörbar, und als die Thüre aufging lag Hugo in den Armen seiner Elisabeth und Buller stand dabei mit Augen, die in Thränen glänzten.

Buller hatte sich sogleich auf der Polizei gemeldet, war zu dem Criminalrichter gegangen und hatte es dahin gebracht, daß man Hugo sogleich in Freiheit setzte und die gerichtliche, ehrenvolle Freisprechung für den nächsten Tag festsetzte.

„Zum Glück traf ich den Criminalrichter und ruhte nicht, bis ich Hugo's augenblickliche Freilassung durchsetzte," sagte Mr. Buller; „denn da ich lebe, so wäre es das Lächerlichste, Hugo noch für einen Augenblick wegen einem an mir begangenen Morde festzuhalten — mein Gesandter, der mich kennt, mußte freilich mit, um zu beweisen, daß ich wirklich der verloren gegangene Charles Buller sei.

Den leidensvollen Tagen folgte eine Zeit von Glück,

Digitized by Google

und bis nach Mitternacht saßen die Wiedervereinten beisammen.

„Was aber entfernte sie denn von uns auf so räthselhafte Weise?“ fragte Elisabeth Mr. Buller.

Charles Züge wurden von einem anmuthigen Roth überflogen und er sagte: „Muß ich denn beichten, so sei es. Als ich hierher ging, ließ ich in Paris ein geliebtes holdes Wesen zurück; viel stand unserer Verbindung im Wege, aber ich hoffe, die Zeit und Madelaine's Bitten würden den Starrsinn ihres Vaters endlich besiegen. An jenem Tage, an welchem ich Sie verließ, schrieb mir ein Freund aus Paris: Madelaine sage mir durch ihn, daß sie sich binnen vierzehn Tagen mit einem Freunde ihres Vaters vermählen müsse. — Da galt es schnell zu sein. Ich ließ Alles im Stich; Geld für den Fall, daß ich es bedürfe, hatte mein Freund mir gesandt, ich nahm Extrapost und fuhr davon, und hätte man ordentlich nachgeforscht, hätte doch meine Abreise ausgemittelt werden können. — In Paris suchte ich die Madelaine auf und entführte sie. In Haag, wo Niemand viel Umstände und Frage macht, wurden wir getraut. Die Honigmonate verlebten wir auf Reisen, größtentheils in der Schweiz, und da ich keine Zeitungen in dieser Zeit las, konnte ich auch nichts von Hugo's Geschick erfahren. Madelaine's Vater ist noch immer starrköpfig, aber meine Eltern, an welche ich jüngst geschrieben habe, sind milder. Ich gedenke einige Zeit hier zu verbleiben und kam sogleich zu Ihnen, um Sie, liebe Frau von Walden, zu bitten, meine Madelaine zu besuchen.“

Den andern Tag ward Hugo noch einmal vor Gericht gefordert und auf die ehrenvollste Weise freigesprochen. Wie der Leichnam in den Hof, der an seine Wohnung grenzte, gekommen — wessen Leichnam es sei, blieb freilich ein ungelöst'tes Räthsel, aber kein Mensch glaubte, daß Hugo an dieser Mordthat den geringsten Theil habe, alle Welt sprach ihn frei, und der Verdacht fiel auf Thereſen, ja man nahm an, daß sie ihren Herrn angeklagt habe, um jeden Argwohn, der auf sie hätte fallen können, absichtlich durch diese Anklage von sich abzulenken.

Thereſe wurde festgenommen und verhört, sie weinte und schrie, betheuerte ihre Unschuld und benahm sich ganz wie alle ungebildeten Personen, indem sie ihren Richtern und Wächtern bald drohte, sie dann bat und dann wieder Verwünschungen auf ihr Haupt herabrief.

Beweise gegen sie waren gar nicht vorzubringen, aber dennoch wollte sie der Criminalrichter durchaus nicht frei sprechen, obgleich ein geschickter Anwalt sie vertheidigte.

Da eines Tages, als sie wieder im Verhör hartnäckig geläugnet hatte, von der Mordthat etwas zu wissen, sagte sie: „Ich weiß nicht, wem der Leichnam gehört — da er aber nicht Mr. Bullers ist, so wollte ich schwören, der Ermordete ist der junge Herr, der mich einen Tag vor Mr. Bullers Verschwinden auf der Straße anredete und nach dem Hause des Herrn Sommer fragte. Er hatte in der Figur sehr viel Aehnlichkeit mit Mr. Buller und ich glaube, daß er und kein Anderer ermordet ward.

Der Criminalrichter, ein Mann, welcher seinen Beruf mit Leidenschaft ausübte, ließ sogleich den Bankier Sommer vorfordern und fragte: ob er sich eines jungen Mannes erinnere, der ihn am 20. Dezember des verflossenen Jahres besucht habe?“

„Nein!“ entgegnete Sommer kalt; aber dem scharfen Auge des Richters entging es nicht, daß Sommers braunrothes Antlitz aschfarbig wurde. Er fragte ihn nicht mehr, aber er sandte nach des Bankiers Buchhalter und fragte diesen.

Dieser bat um die Erlaubniß, sein Tagebuch schnell holen lassen zu dürfen und in demselben fand sich eingetragen: Am 20. Dezember Herr Montez, Banquier aus Cadix, ein junger angenehmer Mann, speiste bei uns. —

Auf der Polizei fand sich in den Listen unter den am 19. Dezember Angekommenen: Herr Basilio Montez. Als Abgereister war er nicht eingetragen und sein Paß nicht abgeholt.

Es ergab sich aus den angestellten Untersuchungen, daß Herr Banquier Sommer seit Jahren mit dem Hause Montez in Handelsverbindungen stand und demselben eine ansehnliche Summe schuldete, auch war Herr Montez in der benachbarten Handelsstadt, die der Hauptstadt ziemlich nahe war, Anfang Dezembers verflossenen Jahres gesehen worden.

Herr Sommer gestand zu, daß er Herrn Montez bei sich gesehen und es Anfangs nicht gesagt habe, weil er sich nicht für verpflichtet gehalten habe, von seinen Handelsgeschäften Rechenschaft abzulegen. Herr Montez sei, so viel er aus dessen eigenen Reden wisse, abgereist und er könne keine Rechenschaft von ihm geben.

Jetzt erschien mit einem Male Aufklärung in dieser dunklen Sache, in der Person des Bruders des Herrn Montez, welcher sein Geschäft verlassen und die weite beschwerliche Reise aus Spanien angetreten hatte, um

Digitized by Google

ſeinen Bruder aufzuſuchen, da dieſer keinen ſeiner Briefe beantwortet hatte.

Ihm wurde das Hemd des Leichnams, welches man aufbewahrt hatte, gezeigt, der Leichnam wieder aus der Gruft geholt und der Spanier erkannte in dem Ermordeten ſeinen Bruder.

Herr Sommer ſtritt zwar heftig gegen jede Beſchuldigung, indeß blieb dennoch ſtarker Verdacht auf ihm ruhen, und ſeine große Bereitwilligkeit, ſich der Frau von Walden anzunehmen, trug viel dazu bei, den Verdacht zu erhöhen.

Die Cholera, das Schreckbild der ganzen Welt, erfaßte unter ihre erſten Opfer auch Sommer, und er geſtand, gequält von Körperſchmerzen und Gewiſſenspein, daß er Herrn Montez, der gekommen ſei, ihn zu mahnen, ermordet und um zwanzigtauſend Thaler in Banknoten beraubt habe.

Ehe die Gerichte über ihn urtheilen konnten, hatte Gott gerichtet.

Thereſe, der Gegenſtand der Verachtung unter ihres Gleichen, verließ bald die Stadt.

Hugo wurde eine Zeit lang von der Volksgunſt getragen, man beeiferte ſich, ihn für die erlittene Kränkung zu entſchädigen

Es war ein Glück für ihn, denn jetzt durfte ſich die Theater-Direktion nicht länger mehr weigern, ſein Stück zur Aufführung zu bringen und der Beifallsſturm war unerhört.

Als den Abend beide Freunde mit ihren Frauen verſammelt waren, erhob Hugo ſein Glas und rief mit den Worten eines Dichters:

Leid aus Glück und Glück aus Leid
Bringt die alte, gute Zeit!" —

Es geht nichts über eine Landparthie des literariſchen Vereins.

Nach langem Regenwetter waren ſonnige Tage gekommen. Balſamiſche Friſche erfüllte die Luft; unverſengt und unbeſtaubt prangte das heitere Grün der Bäume, Wieſen und Felder. Es war an einem Wochentage am frühen Morgen. Die guten, ſchaffenden und wühlenden Bürgersleute lagen an den Fenſtern, ſuchten auf Gefahr des Halsverrenkens über Giebel und Dächer hinweg nach dem Stückchen heiteren Himmelsblau, das ihrem Blicke zugänglich war, und dachten mit mehr als gewöhnlichem Mißbehagen an des Tagewerks ewiges Einerlei. „Was nur heute wiederum los ſein mag?" fragte ein grämlicher Alter, der neben ſeiner beſſeren Ehehälfte zum Fenſter hinauslugte, „da läuft und rennt es ſchon wieder am frühen Morgen im Feſttagsputze zum Thore hinaus und trägt und ſchleppt in Taſchen und Paqueten als gelte es einen Feldzug durch die arabiſche Wüſte." „Das ſind die vom Literariſchen", behauptete mit Zuverſicht die Gattin, indem ſie, die flache Hand über die Augen haltend, längere Zeit ſpähenden Blickes dageſtanden hatte. „Hätten die Leute ſo viel zu thun wie ich, da würde ihnen die Literatur ſchon vergehen", meinte der Gatte und ſchloß murrend das Fenſter. —

Die Gattin hatte richtig vermuthet, es waren die vom Literariſchen. Früh Morgens in vereinzelten Zügen, Nachmittags in völkerwandernder Bewegung und Abends in Eilzügen zu Omnibus und Fiacker, ſo wanderte es den ganzen Tag über luſtig zum Thore hinaus, einer Straße nach, einem Ziele zu, dorthin wo anmuthige Parkanlagen angenehmen Schatten und wohlthätige Kühlung verbreiteten. Ein munteres, fröhliches Treiben herrſchte dortſelbſt auf weichen Matten, in kühlen Laubgängen, an bemooſten Tiſchen und in grünumrankten Lauben. Schnell verfloſſen die Stunden, dichtgedrängter wurden die Maſſen, deren Gegenwart ein dumpfes Summen weithin verkündigte. Mitten durch dieſen Lärm ließ ſich plötzlich von markiger Hand geführt, eine ſchallende Glocke in beſonnenem Tempo vernehmen. Allgemein war die Bewegung, im buntem Gewühle drängte man ſich nach einem Platze hin, allwo ein gemüthlicher Espinaſſe die andrängenden Maſſen mit ordnender Hand zu einem gefälligen und reſpektvollem Kreiſe maßregelte. Schon war die Fluth im Abnehmen begriffen, da kamen noch von fernem Wieſenplan drei junge Damen mit flatternden Bändern und Gewändern athemlos herbeigeſprungen. Neugierigen Blickes ſpähten ſie nach einer Lücke in dem wohlverſchloſſenen Kreiſe, jedoch vergebens. Da ſtieg die jüngſte und muthwilligſte unter ihnen mit raſcher Entſchloſſenheit auf eine naheſtehende, aſchgraue Bank und hurtig folgten die beiden Freundinnen dem kühnen Beiſpiele. Nochmals ertönten beſchwichtigende Glockenſchläge und hinein in die Mitte, mit bedächtigem Schritte ein Löwe tritt. In ſeinen Händen hielt er ein fein-ſäuberlich Manuſkript und mit klangvoller, melodiſcher, doch zaghafter Stimme begann er alſo: Mein Lieben, Glauben, Sehnen, Fürchten, Ahnen und Hoffen. Einige ſahen bei der Ankündigung dieſer vielſagenden Ueberſchrift ironiſchen Blickes nach ihren Taſchenuhren, gefühlvollere Naturen lauſchten vorgebogen mit zurückgehaltenem Athem-

Digitized by Google

zugr den zierlichen Strophen, worin der Sprecher den ganzen Reichthum seiner idealen Seele ausgeschüttet hatte. Immer flammender wurde dee Vortrag und jetzt, in dee Schilderung seiner Gefühle auf dem Glanz- und Gipfelpunkte angekommen, ließ dee jugendliche Poet einen langschweifenden, vielsagenden, orientalisch-gluthvollen Blick übre dir Menge hin nach dem erhöhten Standpunkte gleiten, den die vorhin erwähnten drei Grazien eingenommen hatten. Der Blick wurde höheren Orts alsobald wahrgenommen. Wie auf Commandowort, in gleichem Tempo stießen die auf beiden Seitrn postirten Amazonen ihre mittlere Freundin mit liebenswürdiger Neckerei in die Seite. Ein schlechtoerhaltenes Kichern war die unmittelbaee Folge; Pst! Pst! ertönte es von meheeren Seiten und manches Auge richtetr sich voewurfsvoll nach der Richtung dirses ungesetzlichen, unstatthaften Kichérns. Darübee greieth das Kleeblatt in Unruhe und Bewegung. Ein unheilvolles Knistern, ein leises Rauschen, drei gellendr Scheeckensrufe und ein dumpfer Fall warrn die unmittelbaren Folgen. Die morsche Bank war untee dee Last so vielee Liebenswürdigkeit gebrochen und dir Freundinnen lagen in anmuthigee Gruppieung auf dem Boden zum warnendem Beispiele allen denen, so die Vorträge des literarischen Veeeins durch Beummen und Summen, duech Kichern und Lispeln in majestätsverbrecherischee, todsündlicher Weise beeinträchtigen. Aufgelöst waren alle Bande der Ordnung, Alles strömtr nach dem Schauplatz der Katastrophe; sein Manuskript hoch in den Händen haltrnd, muthig das Centrum durchdringend, als geltr es Menschenleben zu retten, vor allen andeeen dee Deklamator in eignee Person. Das gestüeztr Triumphirat hattr sich indessen wieder erhoben. Einige kühne Brüche in Kleidern und Hüten abgerechnet, hatten ste keinen Schaden genommrn. Durch eine Doppeleeihe witzelndee Beobachter flüchtrten die Schönen aus dem Bereiche ihees Mißgeschickes. Eduard, so wollen wie den Helden unseree kleinen Eezählung nennen, wae ihr theilnrhmender und tröstender Begleiter. Der Vortrag der übrigen 40 Strophrn seines Gedichtes mußte unteebleiben; er selber hatte ja seinen Posten verlassen und Ruhe und Ordnung hatten gänzlich aufgehört. — Nach manchem Witzworte über dir auffallenden Wirkungen seines Gedichtes näherte sich Eduard in Begleitung der deei Schönen einer Spielbude. Das Glücksrad kreiste, die Loose klapprrten, einr Hand nach der andeen deängte sich zum kühnen Griffe in das Rad, hastig wurdru die Loose entrollt, zehn Gesichtee sahen getäuscht, unmuthig und ärgerlich deein, zwei andeee erglänzten im Freudenstrahlr frohee Hoffnung. (Schluß. f.)

Das häusliche Gewitter.

Donnernd zürnt der Mann und blitzend,
Nimmt's mit Worten nicht genau:
Und in stiller Ecke sitzend
Thränenregen bringt die Frau.
So ist das Gewitter fertig,
Aber häßlich, widerwärtig.

Wenn ein derbes Ungewitter
Ueber Berg' und Thäler fegt,
Sproßt und grünt und blüht ee allwärts,
Lebenslustig angeregt.
Doch ein häuslich Ungewitter
Macht die Luft nue dick und schwer,
Von Belebung, von Erquickung
Merkt man wahrlich nichts nachher.

Aber lieber tausendmal
Arger Guß und Blitzesstrahl,
Als ein Regen ohne Ende,
Nasser Boden, kalte Hände!
Besser noch ein derber Zank,
Wortewechsel frisch und frank,
Als ein wochenlanges Quälen,
Hetzen, Spötteln, Brummen, Schmälen.

Manches willig sich versagen,
Fremde Schwäche willig tragen,
Reicher Trost in schwerer Stunde,
Gleicher Muth für schlimme Kunde,
Fromm Vertrauen allerwegen
Und der Liebe voller Segen:
Das sind eure Blitzableiter,
Und die Wetter ziehen weiter.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6.

Tenor.

Räthsel.

In dem alten deutschen Land
Einst ein heil'ges Gericht bestand,
Welches ward gehalten jährlich,
Um, was gegen Rel'gion
Etwa war gefrevelt schon
Oder was ihr war gefährlich,
Zu erforschen, zu bestrafen,
Wehe! den sie schuldig trafen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 8. Erscheint jeden Sonntag. 5. September 1858.

Es geht nichts über eine Landparthie des literarischen Vereins.

(Schluß.) Wir folgen nun dem Resultate der Verlosung. „Nr. 117", rief es hier, „Nr. 239", erscholl es dort. „117", wiederholte Fortunens Procuraträger mit tiefem Basse, „eine Haarnadel! 239 ein Schieferstift!" Gelächter und Murren, verworrenes Schreien tönt untereinander, schon stehen neue Glückskandidaten am Rade, unter ihnen Eduard, der, als ächter Galanthomme, eben 10 Loose auf eigne Rechnung zu Tage befördert. Er entrollt und entrollt, und immer wieder läßt er die kleinen Papierchen zu Boden fallen; da, er öffnet eben das 9. Loos, überstrahlt Freude sein Angesicht, und: „Nr. 1! Nr. 1!" ruft er in freudiger Hast. „1!" sagt ungläubig der Ladenbesitzer und ergreift mißtrauenden Blickes das Papierchen. „Nr. 1!" brummte er nochmals kopfschüttelnd, als wäre ein Irrthum vorgefallen und langt wehmüthig nach dem Allerheiligsten seiner Trödelbude, dort wo auf erhobenem Gestelle vor zehnfach gebrochenem Spiegelgase ein reichvergoldetes Kaffee-Service mit 12 Tassen unter der Nummer 1 prangt. Mit kühner und gewandter Taktik, als hätte Eduard 10 Jahre als Kellner servirt, über die Köpfe hinweg von Groß und Klein eilte er mit seinem Gewinne hin zu der Schönen und widmete ihr, der sein unheilvoller Blick gegolten, in zierlichen Worten die prunkenden Kannen und Tassen auf großblumiger Blechplatte. Im festlichen Triumphzuge wird der Gewinn zu Emiliens Mutter (so hieß die Auserkorene Eduards) getragen. Die gute Frau ist in hohem Maße erfreut; doch äußerte sie ihre gerechten Besorgnisse von wegen des Transportes einer zerbrechlichen Waare. Doch Eduard nimmt Alles auf sich; er garantirt für Alles.

Schnell verfliegt die Zeit. Gegen Abend bricht man unter den Klängen froher Musikweisen auf, um nach einem benachbarten Dorfe zu frohem Tanze zu pilgern. Da beginnt eine schwere Aufgabe für Eduard, doch benahm er sich dabei mit vieler Geistesgegenwart. Eine Tasse mit der Inschrift: Ewig Dein! steckte er in die linke, eine andere mit dem Spruche: Treue Liebe rostet nicht, in die rechte Hintertasche seines Frackes. Sorgfältig in weiches Moos gebettet, lagen gleich jungen Vögeln in ihrem Neste 8 weitere Tassen in der schützenden Hülle seines Klapphutes, den er im rechten Arme trug. In der linken Hand hielt er zierlich an den Henkeln gefaßt die beiden Kannen und unter dem linken Arme trug er die Blechplatte. Der Rest des Services ruhte in Emiliens Hand. So wanderte er hin, eine lebendige Porcellanfigur, zum großen Ergötzen müßiger Witzemacher, die ihm bereits den Beinamen der reisende Kaffeesieder oktroyirt hatten. Eduard tröstete sich mit dem Gedanken, daß es im Wirthshause des Dorfes an Papier und Bindfaden nicht fehlen würde, um Tassen und Kannen transportabel zu verpacken. Schweißtriefend und abgemattet langte man endlich im Tanzlokale an. Eine unheimlich schwüle, drückend heiße Luft lagerte in dem niedrigen Raume. Emilie sank erschöpft auf einen Stuhl nieder und langte mit mechanischem Griffe nach dem Gürtel ihres Kleides, worin sie ihren Fächer zu tragen pflegte.

Er war verschwunden. „Ach ich habe meinen Fächer verloren!" jammerte laut Emilie, „meinen lieben, meinen schönen Fächer! das Andenken meiner besten Freundin! Ach wenn ich meinen Fächer nicht wieder bekomme! Meinen theuren, meinen guten Fächer!" und so fächerte Emilie fort, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen. Eduard war jedoch alles mehr als ein Stein, absonderlich gegen Emilie. Er kehrte daher flehenden Fußes um, den Verlornen zu suchen. Mit gesenktem Haupte und sorgfältig forschendem Blicke verfolgte er seine Straße. Im Parke angekommen suchte er auf und unter den Tischen und Bänken, allein vergebens. Schon wollte er umkehren, da kam ihm noch der heroische Gedanke, den ausgedehnten Wiesenplan, der der Tummelplatz des ganzen Tages gewesen, gewissenhaft nach allen Richtungen zu durchforschen. Und Freude, schöner Götterfunken! nach langem Suchen fand er den Vermißten schelmisch im Grase versteckt. Zwar zeigte sich bei näherer Untersuchung, daß der Liebling Emiliens zwei Rippen gebrochen; die Fächerwand war an mehreren Stellen durchlöchert, und die zermalmende Wucht eines unnachgiebigen

Stiefelabſatzes hatte den elfenbeinenen Griff ſtark mitgenommen. Im Uebrigen war jedoch der Zuſtand des Fächers vollkommen befriedigend. Mit Sturmeseile trat Eduard in hochbeglückter Stimmung den Rückweg an. Er hatte Emilien für die erſte Tour engagirt, der Tanz konnte in jeder Minute beginnen. Kaum war Eduard auf 100 Schritte dem Tanzlokale genaht, als ihm auch wirklich ſchon luſtige Walzerweiſen entgegenquollen. Mit pantherartigen Sätzen verkürzte er den Reſt ſeines Weges um das Dreifache und trat eben mit kühner Wendung in den Saal, als der Tanz zu Ende war. Mißgeſtimmt und ärgerlich überreichte Eduard den gefundenen Fächer und ließ ſich nachläßig neben Emilien nieder. Doch welch ein Knirſchen! welch ein fremder Ton zieht mit Gewalt ihn auf von ſeinem Sitze? Der Arme hatte die porcellanene „Ewigkeit und Liebe" in ſeiner hinteren Fracktaſche vergeſſen und war zum Mörder an ihnen geworden. Purpurne Röthe überflog ſein Antlitz. Emilie merkte nichts; ſie war mit ihrem unglücklichen Fächer beſchäftigt. Ein ängſtlicher Blick Eduards fiel auf die überlebenden Reſte des Kaffeeſervices. Es erwachte in ihm der lebendige Drang, ſie aus dem Stoßen und Drücken des überfüllten Saales in beſſere Sicherheit zu bringen. Er nahm das Kaffeeſervice zu ſich und begab ſich in das Privatzimmer des Wirthes, wo er eine ſorgfältige Verpackung vornahm. Lange arbeitete er hier mit emſigem Fleiße. Er füllte die Höhlungen der Taſſen mit Stroh aus, umwickelte die Henkel, band und knüpfte, daß es eine Freude war. „Was tanzt man gerade?" frug er den eben hereintretenden Vereinsdiener, der ihm bei Herbeiſchaffung des Materials hilfreiche Dienſte leiſtete. „Gleich wird die erſte Française beginnen!" war die bereitwillige Antwort. „Die erſte Française ſchon!" rief Eduard und ſprang haſtig auf, „ich habe Fräulein Emilie engagirt; es iſt die zweite und letzte Tour, die ich mit ihr tanze."

Geflügelten Schrittes, die Handſchuhe zuknüpfend, betrat er den Tanzſaal und drängt ſich mit der Gewandtheit eines Aales durch die Paare, die ſich bereits zum Tanze anſtellten. Eduard war kaum drei Schritte von Emilien entfernt, da fühlte er ſich unſanft am Arme gegriffen, wie dräuendes Ungewitter ſtand zornigen Blickes ein Jüngling von unternehmender Geberde vor ihm.

„Mein Herr! Sie haben meine Dame getreten!" —

„Ich bedauere unendlich!" —

„Mein Herr! Sie werden ſich bei meiner Dame entſchuldigen!" — —

„Bitte nur einen Augenblick, zu — — — —"

„Mein Herr! Sie werden ſich unverzüglich entſchuldigen!" — —

„Aber — — —"

„Kein aber, ich ſage Ihnen, Sie werden ſich unverzüglich entſchuldigen!" — — —

„Mein Herr! Sie benehmen ſich äußerſt ſonderbar; Sie ſehen ja doch, daß — — — —"

„Sonderbar! Mein Herr, wie meinen Sie das? Ich verlange Satisfaktion!"

Eduard wollte erwiedern, indeſſen hatten ſich einige Tanzvorſtände vermittelnd in den Streit gemengt und ihn zu Eduards Gunſten entſchieden.

Was half ihm jedoch ſein gutes und anerkanntes Recht? Die Française hatte mittlerweile begonnen; Eduards vis-à-vis hatte ſich bei deſſen Ausbleiben nach einem Erſatz umgeſehen und ihn auch gefunden; ſo blieb denn für unſeren Helden die Tantalusqual des Zuſehens. Seine Unterhaltung war ſtockend und unbeholfen. Er war zu ärgerlich und aufgeregt, und das mit gutem Rechte. Um ſich zu ſammeln und zu erholen begab er ſich unter irgend einem Vorwande in die freie, friſche Luft. Mit haſtigen, weitaus greifenden Schritten, die Hände in den Taſchen ſeiner Beinkleider vergraben, ſuchte er ſeinem erregten Innern Erleichterung zu verſchaffen. Stören wir ihn nicht in ſeinen Monologen und wenden wir uns einſtweilen zu meteorologiſchen Betrachtungen. Die Hitze des Tages hatte ein ſchweres Wetter heraufbeſchworen. Dunkle, gefahrdräuende Wolkenmaſſen hingen am fernen Himmel. Die drückende Windſtille wich plötzlich einer luſtig wirbelnden, friſchbelebenden Luftſtrömung. Es rauſchte das Laub, die Gipfel der Bäume ſchwankten, ſchwere Regentropfen fielen nieder und bald hatte der Himmel alle Schleuſen geöffnet und ſandte ſeine Gewäſſer mit ſündflutbartigem Ungeſtüme hernieder. Jetzt erſt merkte Eduard, was außer ihm vorging. „Ach wenn du ein Paar Regenſchirme auftreiben könnteſt für Emilie und ihre Mutter", das war ſein erſter Gedanke. Ein leuchtender Hoffnungsſtrahl durchzuckte ſeine Seele. Er erinnerte ſich, daß die langjährige Milchlieferantin ſeines elterlichen Hauſes unweit des Dorfes wohne. Dorthin lenkte er ſeine Schritte mitten durch Sturm und Regen. Endlich dämmerten ihm die dunklen Maſſen des einſam gelegenen Häuschens entgegen; beinahe gleichzeitig erſcholl aber auch ein wüthendes Hundegebell und der redliche Wächter des Hauſes ſprang in tollen Sätzen an ſeiner klirrenden Kette auf und nieder. Von dieſer Seite war dem Bauernhofe nicht beizukommen. Entſchloſſen wandte ſich daher Eduard nach der Rückſeite des

Digitized by Google

Hauſes, überſtieg furchtlos den Gartenzaun und pochte beſcheiden an einen Fenſterladen. Er pochte lange vergebens, aber plötzlich, wie mit Blitzesſchnelle ſprang der Laden auf; eine Rieſenfauſt fuhr heraus und ſenkte ſich mit zerſchmetternder Wucht auf Eduards Klapphut nieder. „Haſt's em g'ſpürt? Du Spitzbua", brüllte eine Löwenſtimme und die Rieſenfauſt hieb dabei ſo energiſch nach allen Seiten hin, daß Eduard ſich glücklich preiſen konnte, gleich mit dem erſten Streiche aus ihrem Bereiche gekommen zu ſein.

„Aber ſo hör' er doch," ließ ſich jetzt Eduard vernehmen, „ich bin ja Millner's Eduard, wohin ſeine Frau, die Bärbel, ſchon ſeit zwanzig Jahren die Milch bringt."

„Was ſeids em?"

„Millner's Eduard, der Euch um eine große Gefälligkeit bittet."

„O Kreuzſchockſchwereneth! Es hat's em doch nit weh gethan der Batſcher von vorhin?"

„Ganz und gar nicht, ſei er nur ſo gut und borg er mir zwei Regenſchirme."

Nur ungern fügte ſich das Bäuerlein der politiſchen Nothwendigkeit, rumorte im Hauſe umhee, klapperte mit ſchweren Schlüſſeln, öffnete eine knarrende Truhe und ſchob endlich mit ziemlicher Kraftanſtrengung zwei Exemplare der gewünſchten Gattung zum Fenſter hinaus. „Gangſt em halt ſchö ſtat mit dem Paradachel um, es ſeind noch ein Erbſtück vom Ahnferla ſeliger — alſo der Bauer, worauf Eduard dankend Abſchied nahm.

Die Paradacherl des Ahnferl waren ſolid gearbeitet und von entſetzlicher Schwere. Wahre Vierundzwanzigpfünder mit meſſingenen Geſtellen und feuerrothen Ueberzügen, unter deren ausgeſpannten Zelten eine halbe Compagnie Soldaten bequem campiren könnte. Mühſam ſchleppte ſich Eduard mit ihnen zum Tanzlokale. Dort war man in allgemeiner Aufregung und berathſchlagte über die beſte Art eines ſtrategiſchen Rückzuges. Zur großen Erheiterung der Geſellſchaft trat eben der durchnäßte Eduard mit den feuerrothen Schirmen krampfhaft unter den Armen zum Saale herein. Er ging den Saal wohl auf und ab, er frug wohl alle Damen, doch keine war die Kundſchaft gab auf Milchen's holden Namen. —

Endlich auf wiederholtes Fragen erfuhr Eduard, daß Emilie in Geſellſchaft ihrer Mutter eben den Saal verlaſſen hätte und zwar reiſefertig aufgeſchürzt, mit dicken Shawltüchern um den Kopf gebunden, als wollten ſie allem Unwetter zum Trotze den Nachhausweg antreten. Ein raſcher Entſchluß war nöthig. Hurtig begab ſich Eduard in die Stube des Wirthes, geſellte zu dem Uebergewichte ſeiner Regenſchirme den babyloniſchen Thurmbau ſeines emballirten Kaffeeſervices und trat alſo beladen einen wüthenden Verfolgungsritt an. Seine Ausdauer übertraf jene eines doniſchen Koſakenpferdes, je länger er keine Spuren Emiliens bemerken konnte, deſto ſchneller und ſchneller trieb es ihn vorwärts. Doch Eduard! armer Eduard! Dein Kelch iſt noch nicht bis auf die Neige geleert! Kennſt Du nicht die Tücke hämiſcher Waldgeiſter? Gib Deines Weges Acht und ſieh die knorrige Eichenwurzel, die quer über den Weg läuft? Umſonſt! Eduard ſtolpert und fällt mit rieſiger Wucht der ganzen Länge nach zu Boden. Ein gedämpftes Klirren durch Stroh und Papier begleitet ſeinen Fall. Der babyloniſche Thurmbau ſeines Kaffeeſervices krachte ſich unter der Laſt ſeines Körpers ſo elaſtiſch zuſammen, wie vordem ſein Klapphut unter dem Fauſtſchlage des Bäuerleins, auch fühlte Eduard, daß ſich zwiſchen ſeine Kniee und der lieben Gotteserde kein fremdes Element mehr drängte. — Er erfüllte die Luft mit Wuthgeheul. Mit dieſem Sturze brach auch ſeine ganze Energie zuſammen. Erſchüttert an Leib und Seele ſetzte er ſich in einen benachbarten Graben und überließ ſich der Betrachtung ſeiner grauſamen Schickſale. Der Regen hatte nachgelaſſen, das Gewölke zertheilte ſich, eben brach der erſte Mondſtrahl durch eine Wolkenſpalte. So hatte er denn auch für alle Fälle die ſchwererkauften Regenſchirme umſonſt geborgt.

Der Gedanke erfüllte ihn mit wüthendem Grimme, er nahm die Paradacherl des ſel. Ahnferl und hieb und ſtieß in die Glücksſcherben, die vor ihm lagen, daß ſie hoch aufſprangen wie Fiſche, denen wohl im Waſſer iſt. Gleichgültig gegen Leib und Leben warf er ſich nachher ins feuchte Moos. Lange lag er da und hielt ſich für die unglücklichſte Kreatur auf der weiten Welt, als muntere Klänge in der Ferne ihn aus ſeinem dumpfen Brüten weckten. Es waren die Kerntruppen des literariſchen Vereins, die unter Kling und Klang bei Fackelſchein nach Hauſe zogen. Eduard verſteckte ſich alsbald hinter den dicken Stamm des Eichbaumes, über deſſen verrätheriſche Wurzel er jenen unglücklichen Fall gethan hatte. Durchnäßt, beſchmutzt, zerriſſen, mit zwei gigantiſchen Regenſchirmen bei klarem Mondenſcheine wollte er ſich dem Gelächter der Menge nicht preisgeben. Schon waren die Hauptmaſſen vorübergezogen, die Nachzügler folgten zerſtreut hinterdrein. Da plötzlich drang es wie himmliſche Muſik zu ſeinem Ohre, war es Täuſchung, war es Wahrheit; er glaubte ſeinen Namen von Emiliens Lippen

Digitized by Google

zu vernehmen. Weg war alle Müdigkeit und aller Trübsinn, vergessen alles Ungemach des Tages, zu einem Gotte verjüngt verließ er mit kühner Schwenkung sein Asyl und stand vor Emilien und ihrer Mutter. Die guten Leutchen stießen zwar ob der plötzlichen Erscheinung einen jähen Schrei aus, da sie aber sahen, daß es kein Rinaldo oder Schinderhannes, sondern der harmlose Eduard in leibeigner Person war, so verwandelte sich ihr Schreck in freudiges Staunen.

„Aber um alles in der Welt, warum sind Sie denn so eilig davon gelaufen?“ frug Emiliens Mutter.

„Und wo hielten Sie sich denn versteckt, daß ich Sie nirgends finden konnte?“ entgegnete Eduard.

„Wir liefen im Dorfe umher, ein Fuhrwerk aufzutreiben, jedoch vergebens. Schon des Kaffeeservices halber hätten wir gar zu gerne fahren mögen,“ setzte Emilie hinzu, „wo haben Sie es denn gelassen?“

„Es ist vorausgegangen“, seufzte Eduard und dachte dabei: nämlich in die Ewigkeit. „Morgen sollen Sie es so früh als möglich erhalten.“

Eduard hatte sich fest vorgenommen um jeden Preis ein gleiches Service aufzutreiben. Die Mutter an der rechten, Emilie an der linken Seite, die Regenschirme in der Mitte baumelnd zur theilweisen Deckung seiner Blößen, so trat Eduard in seinem Gotte vergnügt den Heimweg an. Gar manches freundliche Wort der Anerkennung für seine viele Aufmerksamkeit und Besorgtheit drang melodisch zu seinen Ohren und als Emilie beim Abschied in schüchterner Weise um sein *schönes* Gedicht bat, das so schmählich unterbrochen ward und ihm für so viele Güte verbindlich, die niedliche, kleine Hand reichte, da war er ganz Wonne und Seligkeit und sagte mit stiller Rührung:

Es geht doch nichts über eine Landparthie des literarischen Vereins!!

Zu dem Gespräch in Nr. 6 dieses Blattes.

Zwöi fetti Ochs'n wer'n untängst
Fröih in die Bänk no g'führt,
Sie genga fu zwou Gass'n lang,
Es haut sih kaner g'röthert.
Doch da der Laurenzer Kerich'n
Dau sagt der Scheck zen Rauth'n:
„Di Baußet möcht' mih gleih derwörig'n.
Horch, röichst du nit den Braut'n,
Zen Frauathur af Humm'lsta
Dau naus gait's, hob ih denkt,
Dös is dau a ganz andrer Weg,
Der führt uns in d' Bänk.“
„Dös wenn ih g'wiß wißt, sagt der Rauth,
Den wollt' ih scho ans schnitz'n,
Wenn ih ner nit dös Stöck'n hait
Und nau dös Dunnerschwitz'n.
Doch waßt wos, Scheck, mir bleib'n stöih'
Und thout der Borsch' wos sog'n —
Auf deiner Seit'n geiht er ja —
Nau stößt'n af'n Mog'n.
Und liegt er dort, su b'sinnst di nit
Nau laf'n mer wöi nit g'scheidt.
I laf glei af mei Hüf'n zou
Und du af dei Graußreuth.“
Die Ochs'n halt'n richti Wurt
Und bleib'n allzwöi stöih,
Der Metzgerbursch thont oder halt
Af d' ander Seit'n göih,
Sagt: „Louder halt ihr euer Maul.
Macht, daß ihr weiter kummt,
I hau euch af die Gesch'n naf
Su wöi mer aner brummt.“
Der Scheck sagt: „Af ihn merk mer gred,
Er is ja ner der Knecht,
Deiz plaudern die Fiakers-Gail,
Nau hob'n mer a dös Recht.“

Auflösung des Räthsels in Nr. 7.

Send.

Räthsel.

Wäre doch an jenem Orte,
Das mein Wörtchen sagt,
Eine gute gebackne Torte,
Würdet sehn, wie mir's behagt.
Auch Champagnerwein daneben
Möcht' ich an dem Ort,
Ha! das wär' ein herrlich Leben,
Ginge nie mehr fort;
Auch mein Liebchen möcht' ich haben,
Wo mein Wort hin zeigt,
Und noch viele andre Gaben,
Die mein Mund verschweigt.
Aber seltsam! kann ich Alles
Dieses auch nicht sehn
An dem Orte stehn,
Kann ich mit dem besten Willen
Ihm doch nie entgehn,
Auf der Gasse, in dem Zimmer,
Nachts, so wie bei Licht,
Wo ich bin, da ist es immer,
Wo ich nicht bin — nicht.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 9. Erscheint jeden Sonntag. 12. September 1858

Der hundertjährige Flaschenkeller in N.

N. ist schön. Wer niemals dort gewesen, niemals in einer jener klassischen Bierstuben gesessen, der kennt die Poesie des deutschen Kneiplebens nur vom Hörensagen.

Die Fremden, die hin kommen, werden zumeist in das Museum gewiesen, und unter den Merkwürdigkeiten der Stadt zeigt man ihnen in erster Linie das daran stoßende Haus. Nun findet man aber in jeder größeren Stadt eine Harmonie, ein Casino oder einen Bürgerverein, der dem Museum N.s entspricht, doch jene gemüthlichen Bierstuben findet man nur einmal in der Welt, und die Fremden bekommen nichts davon zu sehen, wenn sie ihr guter Stern nicht von selber hinführt. Was nun das erwähnte Haus betrifft, so würde es eine Zierde der Frankfurter Zeile und der Münchener Ludwigsstraße sein. Damit ist aber auch alles gesagt. In jenem modernen, flachen, nivellirenden Geschmacke erbaut, der die kecken, lustigen Gedanken einer originelleren Bauperiode wie eroberte Festungswerke schleift, und um dieser seiner Gedankenlosigkeit willen für klassisch erachtet wird, paßt das Haus nicht in die winkeligen Gassen N.s, deren äußeres Gesicht noch unverändert gothisch ist, und wo auch das Innere der Häuser deutlich genug die Spuren des Familienlebens längstverflossener Zeiten bewahrt. Wenn ein mittelalteriger Urahn, der im ostindischen Handel mit kühner Wagniß Reichthümer aufspeicherte, und ein Großvater Rococo, dessen Lebensaufgabe nur in der Erhaltung des ererbten Vermögens bestand, zu dem Enkel, dem heutigen kleinen Waarenhändler ins Zimmer treten würden, es könnten dem Einen die anderthalb, dem Andern die drei Jahrhunderte kaum bemerkbar werden, die verflossen sind, seitdem er das zeitliche N. mit dem ewigen vertauschte.

Es ist männiglich bekannt, daß im Sommer des Jahres 18— die Cholera auch N heimsuchte, und merkwürdigerweise ging sie an all den winkeligen Straßen vorüber, verschonte die Quartiere der Armuth und kehrte im reichsten Hause, dem mehrfach erwähnten, zuerst ein. Der Besitzer und seine Frau, denen das Glück nur eine Gunst, Kinder, versagt hatte, erlagen ohne Leibeserben der gräßlichen Seuche an einem und demselben Tage. Die Kunde dieses Gerüchts durchlief die Stadt wie ein Lauffeuer und vermehrte den panischen Schrecken. Der strenge Winter war der einzige Arzt, der gründlich helfen konnte. Bei seinem Eintritt athmeten die Bewohner von N. wieder freier auf. Da kam das Haus zum „Verstrich" und wurde von zwei Kaufleuten acquirirt, die eine Fabrik darin etablirten. Zu diesem Ende mußten bedeutende bauliche Veränderungen vorgenommen werden. Neunzig Arbeiter waren beständig im Hause beschäftigt. In Folge dessen kamen sonderbare Schätze ans Licht.

Man kanns dem Hause unmöglich von außen ansehen, daß es auf dem Grund und Boden eines alten Franziskanerklosters steht, von dem, besonders in dem Hinterbau, der an das Museum anlehnt, noch vielerlei Mauerwerk unverändert erhalten worden ist. Hier stießen die neuen Besitzer auf ein zugemauertes Gemach, das sofort geöffnet wurde. Darin fanden sie ein weibliches Skelett, einen alten Grabstein und ein Kellerloch. Das weibliche Skelett befremdete am wenigsten. Derartiges hat man in Mannsklöstern schon so oft gefunden, daß es für die Leute den Reiz der Neuheit verloren. Der Grabstein aber, der die Inschrift des Jahres 1446 trug, reizte gerade seines hohen Alters wegen einen Verein, daß er sofort drei Louisd'or für denselben bot. Jetzt blieb von dem ganzen antiquarischen Funde nur noch das Kellerloch übrig, dessen Entdeckung für die Besitzer freilich von ungleich höherem Werthe erschien, als Skelett und Grabstein. Sonderbarer Weise hatte das Haus keinen Keller, und es war doch undenkbar, daß die alten Franziskaner o h n e Keller so reich an irdischer Glückseligkeit gewesen sein sollten, wie die Sage ging. Hier war er endlich aufgefunden, den man so lange und schwer vermißt hatte. Das Haus war dadurch offenbar um tausend Gulden im Werth gestiegen. In der Stadt zirkulirten die unheimlichsten Gerüchte. Das Skelett, der Grabstein und das Kellerloch konnten die Neugier nicht ganz befriedigen, man fügte schwere eiserne Kisten hinzu, in denen sich 20,000, nach Andern 30,000, dann 40,000 und jeden Tag

Digitized by Google

10,000 mehr, bis endlich gar 100,000 Goldgulden befunden haben sollten. Die neuen Besitzer lachten darüber, im Stillen aber dachten sie, es könne denn doch möglich sein, daß im Keller, dessen Existenz durch das Kellerloch hinlänglich erwiesen war, allerdings noch ähnliche und wer kann es wissen, vielleicht noch größere Schätze zu Tag treten möchten, als die kühnste Phantasie sich eingebildet hatte.

Das Kellerloch war zu eng, um hindurchzukriechen. Man begnügte sich vorerst und warf einen Stein hinunter. Es währte ziemlich lange, bis er auffiel, und dann schallte es, als ob der Boden, den er gefunden, geplattet sei. Nun ließ man ein brennendes Licht an einer Schnur hinunter, zog es nach einiger Zeit wieder herauf, und da es fortbrannte, war man gewiß, über einem feuerfesten, kellerartigen Gewölbe zu stehen. Jetzt ward das Loch mit kräftigen Axtschlägen erweitert. Der muthigste Maurergeselle ward an einem Seil um den Leib vorsichtig hinuntergelassen. Man hatte ihm den Auftrag gegeben, sorgfältig an den Wänden umherzutappen und die Beschaffenheit derselben thunlichst zu erkunden. Es dauerte eine geraume Weile. Eine unheimliche, erwartungsvolle, bange Stille herrschte oben. Man hörte nichts als das Knirschen des Seiles und tief unten das Tappen mit den Händen. Endlich ein Jubelruf, der mitten aus dem Bauche der Erde zu dringen schien. „Flaschen, nichts als Flaschen und Flaschen!" tönte es herauf, und man hörte der zitternden, aufs höchste erregten Stimme des Maurers deutlich an, daß er vor hellem Jubel über den Fund schon halbwegs berauscht war. „Flaschen, nichts als Flaschen und Flaschen!" das war der zündendste Funke, der jemals in das Pulverfaß durstiger Maurerkehlen fiel. Ringsum leuchtende Augen und trockene, lechzende Zungen. Nur die beiden neuen Besitzer schüttelten bedenklich den Kopf. Sie hätten lieber eine Kunde von schweren eisernen Kisten vernommen, indessen hofften sie, daß das später nicht ausbleiben werde, und ein alter, Jahrhunderte lang vergrabener Flaschenkeller eines Franziskanerklosters war nach ihrem Bedünken mindestens auch ein werthvoller Fund, der zu den größten Erwartungen berechtigte.

Indessen hatte man das leere Seil wieder aufgezogen und ließ der Reihe nach zuerst ein Licht, dann die anwesenden Arbeiter Mann für Mann, zuletzt die beiden neuen Besitzer daran hinuntergleiten, so daß nur noch einziger Arbeiter oben verblieb. Unten angekommen wuchs das Erstaunen von Minute zu Minute. Man befand sich in der That in einem Keller, in dem viele Tausend Flaschen aufgespeichert lagen. Alles war reinlich und geordnet, als wenn er vor wenigen Stunden erst verlassen worden wäre. Man getraute sich kaum hie und da eine Flasche anzurühren, da der Gedanke, daß das alles seit hundert Jahren unverändert so belassen worden war, dem Ganzen einen ehrwürdigen Zauber verlieh und jede profane Berührung zu verbieten schien. Und in der That konnte es Einen schwindlig machen, daran zu denken, daß hier vielleicht zwei oder drei Jahrhunderte alte Leisten- und Steinweine gut conservirt aufgespeichert lägen. „Ach," seufzte heimlich manch Einer von den armen Schluckern im Keller drunten, „wenn auf meinen Part nur vom sauersten Sommeracher oder Volkacher ein Heidelberger Fäßlein voll kämt, ich wollte gern hundert Seelenmessen für die alten, unglücklichen Franziskaner lesen lassen, die in ihren Sünden dahinfahren mußten, ohne daß es ihnen vergönnt gewesen wäre, den Wein fertig zu trinken." „So calculirten die Maurer und Zimmerleute; die neuen Besitzer aber warfen ihr Augenmerk zunächst gar nicht auf die Flaschen, die ihnen nun doch nicht mehr entgehen konnten; sie sahen sich vielmehr mit ungetheilter Aufmerksamkeit nach jenem klingenden Klosterschatze um, den ihnen ein geschwätziges Stadtgerücht bereits angedichtet hatte. Aber von eisernen Kisten war nirgends eine Spur zu finden. Doch gelangte man endlich vor eine Treppe, an deren Ende sich eine verschlossene Thüre befand. Hier war offenbar der Eingang zu den vergrabenen 100,000 Goldgulden. Und in der That, wie hätten die Mönche ihren Schatz besser verbergen sollen! Ein künstlich verstecktes, zugemauertes Gelaß verbirgt die einzige und obendrein unzugängliche Oeffnung, die erst gewaltsam erweitert werden muß, wenn man in den Keller gelangen will, in dessen hintersten Räumen noch einmal eine Thüre von festerer Construktion, als die Schlosser dieses Jahrhunderts zu verfertigen im Stande sind, den Schatz verschließt. So viel ließ sich sofort beim unsichern Schein des flackernden Lichtes erkennen, daß man sich vor einer Thüre von starkem, auf eiserne Stäbe genietetem Eisenblech befand, deren Beschläge und Pfannenbalken in trotziger Stärke nichts zu wissen schienen von den Jahrhunderten, nach denen ihre Dienstjahre dreist geschätzt werden durften. Man rüttelte daran, jedoch vergebens! Brecheisen wurden angesetzt, aber die alten eisernen Angeln waren fester. Da holte man Aexte. Ein Schlag dawider, daß es dröhnte. Die Thüre konnte unmöglich lange mehr Widerstand leisten.

Auf einmal rasselte ein Schlüsselbund hinter dersel-

Digitized by Google

ben, und im Schlüſſelloch wa.d der Knopf eines Schlüſſels ſichtbar, der ſachte umgedreht zu werden ſchien. Der Zimmermann, der eben zum zweiten Schlag ausholen wollte, fühlte ſeinen Arm bei dieſem Anblick wie durch eine unſichtbare Macht gelähmt. Bleich vor Entſetzen trat er einen Schritt zurück. Da löſchte das Licht aus. Jeder glaubte ſchon, der Geiſt, der den Schatz bewache, habe es ausgeblaſen. Einer purzelte über den Andern, alle ſuchten ihr Heil in der Flucht. Keiner fand in der Angſt und Dunkelheit das Seil, an dem er ſich aufwinden wollte. Es war ein Moment der grenzenloſeſten Verwirrung. Die neuen Beſitzer bereuten es ſchon, das Skelett und den Grabſtein, das Kellerloch und den Flaſchenkeller gefunden zu haben. Sie hätten alles gern wieder herausgegeben für das Seil, das ſie ans Tageslicht, hinaus aus dieſem Bereich überirdiſcher Mächte führen ſollte. Da ging die verwünſchte Thüre heiſer kreiſchend auf. Eine geiſterbleiche Geſtalt erſchien mit einer Blendlaterne in derſelben. „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ murmelten die proteſtantiſchen Arbeiter. Das Beten half aber nichts. Die geiſterbleiche Geſtalt in der Thüre rührte ſich nicht von der Stelle.

Geiſterbleich — ja wohl war er geiſterbleich vor Entſetzen, der Wirth des Muſeums, der eine Stunde vorher ſeinen Keller wohlverwahrt verlaſſen hatte und jetzt eine ganze Bande von Räubern darin rumoren hörte. Geiſterbleich hielt er die Blendlaterne vor ſich und ſchaute mit aufgeriſſenen Augen in die dunkle Nacht hinunter, in der er nur hie und da düſtere Geſtalten ohne beſtimmte Umriſſe wahrnahm, und aus der ihm nur ein verworrenes Getöſe vieler Männer entgegenſchallte. Es dauerte lange, bis er von den Leuten unten erkannt wurde, die der Schrecken gleichfalls blind gemacht hatte. Jetzt löſten ſich alle Räthſel. Nicht den Keller des alten Franziskanerkloſters hatte man aufgefunden, wohl aber war man mir nichts dir nichts eingebrochen in den Keller des daran ſtoßenden Muſeums.

Der ſchöne Traum von den eiſernen Kiſten war mit einemmal in nichts zerfloſſen, der noch ſchönere und reellere von dem hundert Jahr alten Flaſchenkeller desgleichen. Halb beſtürzt und halb beſchämt ward der gegenſeitige Rückzug angetreten. Der Muſeumswirth aber zählte die Häupter ſeiner lieben Champagnerflaſchen und da kein theures Haupt abhanden gekommen war, ſorgte er dafür, daß das neuentdeckte Kellerloch ſofort wieder vermauert wurde. In N. aber glauben die Leute ſteif und feſt immer noch an die 100,000 Goldgulden.

J. D. Walter.

Eine Kronerbin in Nordamerika.

Am 5. Aug. trat eine elegant gekleidete Dame von mittleren Jahren in das Amt der geheimen Polizei von Newyork und und verlangte nach Feder, Dinte und Papier; ſie habe, ſagte ſie, ein wichtiges Dokument zu ſchreiben. Man lieferte ihr das Verlangte und ſie nahm Platz. Nachdem ſie einige Worte geſchrieben, richtete ſie an die anweſenden Polizei-Beamten mehrere Fragen, die ſich auf die politiſchen Verhältniſſe des Staates bezogen, und verlangte über dies und jenes in befehlendem Tone Auskunft. Durch den ſonderbaren Inhalt ihrer Fragen aufmerkſam gemacht, trat ein Capitän der Polizei näher und erſuchte ſie um ihren Namen. Die Fremde ſprang ſofort von ihrem Stuhle auf und rief, mit fürchterlichem Blick den Hauptmann durchbohrend: „Ich bin die Tochter des Lord-Marquis von Irland. Ich komme nach den Vereinigten Staaten, um einen Thron zu errichten, einen Thron und eine Monarchie, die alle Throne und Monarchieen Europa's überſtrahlen ſollen. Ich will den Mayor Tiemann ſprechen!“ Man ſah, daß man es mit einer Wahnſinnigen zu thun habe, und es handelte ſich nun darum, ſie in Verwahrſam zu bringen. Unter dem Vorwande, ſie zum Mayor zu führen, geleitete man ſie nach dem Stadtgefängniß, dem „Tombs“. Ein Gefängnißarzt wurde ihr als Mayor Tiemann vorgeſtellt; mit Begeiſterung trug ſie demſelben den Plan vor, wie man am ſchnellſten in New-York die ihr verheißene Monarchie aufrichten und ſie zur Königin machen könne. Der Arzt hörte ihrer Auseinanderſetzung mit Aufmerkſamkeit zu und lud die Dame ſchließlich ein, ſich in ein Kabinet zurückzuziehen, wohin er ihr geeignete Männer zur Bildung eines Miniſteriums ſenden wolle. Sie willigte ein und wurde in eine Zelle gebracht. Ehe ſie Zeit hatte, ſich über den Mangel an Eleganz in ihrem neuen königlichen Gemach zu beklagen, ſchlug der Riegel hinter ihr zu und die Kronerbin ſaß gefangen.

---

* Alles ein Traum.

Ich träumte einſt von ſüßen Roſenbanden
Und von des Glückes wunderſchönem Stern;
An grünen Frühlingsufern wollt' ich landen,
Dort, wähnt' ich froh ſei Schmerz und Klage fern.
Der Lohungsbecher ſchwand von meinen Lippen
Der Anker riß, mein Schiff zerbrach an Klippen,
Der Donner rollt, es ziſcht des Meeres Schaum —
Die Hoffnung trügt, ſie iſt ein leerer Traum! —

Digitized by Google

Die Liebe lockte mich mit ſanften Tönen,
Sie zeigte mir das ſchönſte Paradies;
Sie wollte mich mit ew'gen Myrthen krönen,
Sie malte mir die Zukunft reizend ſüß.
Die Myrthe welkt', die Schmeicheltön' verhallten
Und Trug umfängt die täuſchenden Geſtalten; —
Ich ſteh' allein im weiten, leeren Raum
Und klag' mit Schmerz: „die Liebe war ein Traum!"

Doch eine Thräne macht den Unmuth milder,
In Wehmuth löſet ſich das arme Herz.
So ſind der Zeiten holde Feen-Bilder
Nur Schatten? Und nur Traum iſt auch der Schmerz?
Des Lebens Stunden haben raſche Flügel,
Der Glaube nur erhellt des Grabes Hügel;
Wir bleiben nicht auf Erden, ahnen kaum,
Denn unſer Leben ſelbſt iſt nur ein Traum.

Trink-Wette.

Zwöi Trinker, wöi mer ſ' nit leicht find't,
Döi lög'n anander ob,
Und aner macht in andern weis,
Wöi viel er trink'n kob.

Horch, ſagt der ab, mir fällt wos ei:
Siech döi zwa Stüzla ſtöih;
In jeda wer'n, glab' i, hait
A Mauß a ſechſa göih.

Döi füllt es moring fröih der Wierth
Mit gout'n Frank'n-Wei, —
Heunt is's ſcho z'ſpöt, zo ſu an Trunk
Dau mou mer aſg'löckt ſei.

Und wer zon erſt'n ferti wörd
Mit den ſechs Mauß'n dan,
Den koſt'n ſeini Tröpfla niz,
Der Ander zehlt ſ' dernau.

Die Wett wörd g'macht, ſie ſchlog'n ei:
Um neuna moring fröih,
Dau ſoll'n döi zwa Stüzla Wei
Vur jed'n Trinker ſtöih.

Sie genga fort. Der Ab bleibt z'ruck
Und nehmt in Wierth aſſ d' Seit'n
Und ſagt: Der mant, er krögt mi drob, —
Er wörd ſi ober ſchneid'n.

Dau hauſt du 's Göld für ſechs Mauß Wei, —
Thou' mir a Waſſer göb'n;
Sog' ober ſei in ondern niz,
I bring' di ſunſt um's Löb'n.

Herr, ſagt der Wierth, wos denk'n S' denn?
I bin g'wieß kn a Moh?
Ihr Stüzla ſoll vul Waſſer ſei,
Wer waß dau wos derwoh?

Der Gaſt geiht fort. Es währt nit lang,
So kummt der Ander ganga,
Red't mit'n Wierth und thout, ſtatt Wei,
A Waſſer ah vertanga.

Er ſagt: I zoht's Ihn wöi an Wei, —
Dau iſt des Göld; allah,
Herr, daß Er ſchweigt, ſunſt geiht's 'n ſchlecht.
Der Wierth ſchwürt Stah a Bah.

In andern Tag, wöi's neuna ſchlöckt,
Sn iſt a Jeder dau;
Der Wierth ſtellt ſeini Stüzla hie,
Oeiz ſanga ſ' ob dernan.

Sie trink'n ſcho a ganza Stund,
Und ſchüt'n 's Waſſer nei,
Und Jeder mant, der Ander haut
Sei Stüzla vuller Wei.

A Jeder paßt, der Ander ſoll
An recht'n Brand bald kröig'n: —
Von Waſſer kröig'n ſ' Fetz'n Bäuch',
Es ken ſi Kaner höig'n.

Die Mög'n z'plag'n ihnen faſt,
An Jed'n wörd's ganz weih;
Mit abmaul ſog'n ſ' alli zwöi:
Oeiz hob' i's g'neug, — I geih'!

A Gaſt ficht in die Stüzla nei,
Wöi viel no Jeder haut:
„Dau iſt jo nix als Waſſer drin!
Oeiz glab' i's, Schwerenauth!"

Dös G'lächter, des's öiz göb'n haut,
Dös läßt ſi gear nit ſeg'n;
Der Wierth, der haut on manſt'n g'lacht:
Den haut's a Göld eitreg'n.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 8.

Hier.

Räthſel.

Eine der Titaniden war ich,
Und die himmliſche Venus gebar ich,
Meiner Tochter hat man auch eben
Darum oft meinen Namen gegeben.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 10. Erscheint jeden Sonntag. 19. September 1858.

Aus den Flegeljahren.

1.

* „Es ist Zeit, daß der Junge einmal aus dem Hause kommt; mit dem Heren Major habe ich schon gesprochen der will auch seinen Karl auf das Gymnasium schicken. Die zwei Rangen sind ohnehin dicke Freunde und treiben mir da Allotria, was ihnen, sitzen sie einmal hinter den Büchern fest, bald vergehen wird, und daß sie der Haber nicht sticht, dafür wollen wir schon sorgen!" — So sprach mein Vater, ein wackerer Oberförster, der in einem Dorfe, drei Stunden von N., in seinem Berufe lebte und wo auch meines Freundes Vater seine Pension verzehrte, nebenbei auch meinen Vater aus Liebhaberei unterstützte. Meine Mutter hütete sich wohl dem Vater zu widersprechen, denn sie wußte zu gut, daß sie nicht einmal das suspensive Veto bei Beschlüssen meines Vaters durchsetzen konnte, sie begnügte sich daher vorerst mit einigen halben Seufzern und äußerte nebenbei, sie wüßte gerade nicht daß ihr Sohn oder Majors Karl je etwas Böses gethan hätten. „Ja, ja, hub mein Alter wieder an — ich weiß schon, du hilfst deinem Herzblättlein stets durch die Lappen und sorgst, daß mir nichts gesteckt wird. Erst dieser Tage muß wieder so eine Teufelei los gewesen sein, denn es wurde auf dem Kirchhofe geschossen und unser junger Herr kam erst nach 12 Uhr zu Hause, wie ich von der alten Hausmagd, aber nur nach langem Pressen, erfuhr. Ich komme der Sache schon noch auf die Fährte und ist der Bölzer (unser Jagdbursche) dabei gewesen, wie zu vermuthen, so muß er mir aus dem Hause, der alte Esel hilft den Schlingeln bei allen ihren Streichen." —

Diese Unterredung zwischen Vater und Mutter, die ich, außen auf dem Vorplatze stehend, da die Thüre offen war, mitangehört hatte, war nicht besonders erbaulich für mich. Um dem summarischen Verhör auszuweichen, schlich ich mich in die Küche, wo die versorgliche Mutter einen Imbiß hingestellt hatte. Während ich nun meine Kaumuskeln in Bewegung setzte und mich verproviantirte, kam der alte Bölzer angeschlichen Die gute Haut machte ein bedenkliches Gesicht und fast schmeckte mir das Essen nicht mehr als er sagte: „Fritz, laß Dich auf keine falsche Fährte bringen, der Alte will blos ausspüren. Der verdammte Bader hat ausgeplaudert, daß der Pfarrer ihm den Auftrag gegeben hat, nachzuforschen, wer in der Umgegend von Pulver und Blei getroffen worden sei, er wolle die Kurkosten, nicht weil ihn die Sache anginge, sondern aus christlicher Liebe bezahlen, wenn diese nicht zu hoch kämen. — Der alte Bölzer war ein Altersgenosse und Jugendfreund meines Vaters und ein gelernter Jäger, er hatte den sogenannten Befreiungskrieg anno 1813 mit meinem Vater mitgemacht, es aber zu nichts gebracht in seinem Leben; denn da er, wie er oft selbst sagte, alles nur praktisch wußte und nicht verstand auf dem Papier darzustellen, wie die Sache sein sollte, so schob man ihn stets bei Seite und zuletzt war er froh, daß ihn mein Vater zu sich nahm. Er, Karl und ich waren natürlich die besten Freunde.

Der Pastor, der Karl und mir die Humaniora beibringen sollte, war ein alter Hagestolz, geizig über alle Maßen, dick und folglich mehr als bequem. Die kirchlichen Feiertage galten ihm als Martertage und hatte er eine Leichenpredigt zu verrichten, so nannte er sich einen geplagten Mann. Ihm war nichts lieber, als wenn er seinen Cadaver in den kolossalen Lehnstuhl sinken lassen konnte und ihn nichts da störte. Er nannte dies meditiren und studiren. Die Haushälterin hatte den strengsten Befehl, ihn ja nicht stören zu lassen. Repräsentirte der Pfarrer ein bauschiges Fragezeichen, so konnte die Haushälterin, die Jungfer Anna Bäbi, für ein Ausrufungszeichen gelten. Sie lebte mit ihrem Brodherrn, dem sie aber unentbehrlich war, im beständigen Streite und hielt diesem zuweilen Reden in Verrem aus dem Stegreife, die denn doch manchmal den Pfarrer aufbrachten; Karl und ich dienten gewöhnlich nach solchen Erhitzungen als Blitzableiter. Dagegen ermangelten wir nicht, uns zu rächen und Bölzer half uns häufig dabei, denn er trug's dem Pfarrer nach, daß dieser in einer Predigt über die Mauthbeamten als Zöllner und Sünder losgezogen hatte und daß diese nach der h. Schrift das Reich Gottes nicht erben könnten, und damals schaute alles auf den Bölzer, von

Digitized by Google

dem man wußte, daß er einmal bei der Grenzschutzzollwache gewesen war. Der Pfarrer hatte aber auch seine triftigen Gründe zu dieser Stichelei, er kam alle Wochen zweimal zu uns, wo er mit dem Major und meinem Vater Schafkopf ꝛc. spielte, Bölzer machte da den vierten Mann und nahm es bezüglich der Ausdrücke, wenn er Pech hatte, nicht gar so genau, was der Pfarrer als ungeziemend in seiner Gegenwart stets scharf tadelte. Nun hatte Bölzer einige Tage vor der Zöllnerpredigt dem Pfarrer heimleuchten müssen; voll Groll über den Verlust einiger Kreuzer, die der Pfarrer gewann, bestand er trotz aller Gegenreden darauf unter Wegs sich an der Laterne seine Pfeife anzuzünden und da blies denn der Wind das Licht aus. Darauf führte er den Pfarrherrn durch Dick und Dünn, was dieser um so höher aufnahm, da Jungfer Annabäbi mehrere Tage lang über die natürlich übelriechenden Kleider des Herrn ihren Zorn ergoß, und glauben durfte, jener habe ihn mit Absicht verhängnißvolle Wege geführt.

Das Pfarrhaus stieß mit seiner Rückseite an den großen Kirchhof, es rankte sich an diesem ein Weinstock empor, der köstliche Trauben trug, daß wir diesen, sobald wir rückenfrei waren, fleißig zusprachen, versteht sich von selbst. Nun merkte eines Tags der Pfarrer den Abgang und erboßte sich gewaltig darüber.

„Wüßte ich ein Mittel" — rief er seine Stimme mächtig erhebend, wie in der Kirche, wenn er merkte, daß fast zwei Drittheile seiner Zuhörer mit gesenktem Haupte verrätherisch nickten — „den Dieben das Gelüste für immer zu vertreiben, ich ließe es mir etwas kosten. Mir bleibt von allen dem reichen Segen heuer nicht eine Beere!"

Karl blinzelte mir bedeutungsvoll mit den Augen zu; daß wir etwas ausführen könnten, darüber waren wir sogleich einig. Wir machten verschiedene Vorschläge, welche aber alle keine Annahme fanden, endlich rückte Karl mit seinem Vorhaben heraus, und es gelang uns solche Ueberzeugungsgründe anzuführen, daß der Pfarrer und sein widerbellendes Echo nach einigem Zögern einwilligten. Es war nicht zu zweifeln, daß die genäschigen Diebe wieder kämen, wir wollten deshalb einige Nächte wachen. Sobald man nun merke, daß einer an dem Weinstocke sich zu schaffen mache, so stürzten wir mit einer bereit gehaltenen Laterne durch die Hinterthüre heraus und könnten dann wenigstens einen der Diebe fest halten. Der Verabredung gemäß fanden wir uns am Abend ein, jeder mit einer Vogelflinte bewaffnet; den Pfarrer, der gegen deren Gebrauch sich wehrte, beruhigten wir durch die Versicherung, sie sollte nur als Schreckmittel uns dienen, Schaden könnte kein Schuß bringen, da sie blind geladen seien. Bölzer war mit unserem Plane einverstanden, nur begnügte er sich mit unserer Absicht, den dicken Pfarrherrn um etliche Stunden Schlaf zu bringen, bei weitem nicht, er wollte dem Geizigen einige Angst einjagen. Wir harrten im Hausgange der Dinge, die da kommen sollten, kein Wort durfte der Diebe wegen gesprochen werden. Endlich nach 11 Uhr wurde draußen am Weinstocke mächtig geschüttelt. Bölzer hatte an denselben eine lange Schnur befestigt und zog daran.

„Das sind mehrere" — sagte der Pfarrer mit von Wuth erstickter Stimme — „ihr zwei packt einen und ich decke euch. Jetzt drauf und dran!"

Ich riß die Thüre auf und schrie: „Haben wir euch!" Karl aber rief sogleich: „Sie sind durchgebrannt! Halt, dort läuft einer, den will ich zeichnen!" und damit brannte er los.

Ich hatte mittlerweile Gelegenheit gefunden die Schnur abzuschneiden, Bölzer, der über der Kirchhofmauer stand, wickelte sie auf, während er dazu wimmerte, wie einer, den ein Schuß getroffen hat.

Um's Himmelswillen — jammerte der Pfarrer — einer ist geschossen worden! Ach was wird das werden! Dummkopf mußtest Du gerade treffen! Und ich muß Kosten über Kosten zahlen und kann nicht einmal beweisen, daß es meinen Trauben galt!

Er und die Haushälterin, deren Gebeine vor Angst hörbar schlotterten, suchten mit der Laterne auf dem ganzen weiten Kirchhofe nach dem Verwundeten, ohne ihn zu finden, die Nacht war finster und Bölzer verstand es, längere Zeit die beiden zu täuschen, bis er es für gut befand, sich zu entfernen.

Gefährlich könnte der Dieb doch nicht verwundet sein — meinte zuletzt der Pfarrer, der im Nachthabit umher gelaufen war — sonst wäre er nicht im Stande gewesen, sich aus dem Staube zu machen.

Sie halt reinen Mund — mit diesen Worten wandte er sich an die diesmal lautlose Haushälterin, — sonst bringt Sie mich vielleicht gar ums Amt, wenn die Schießerei vor die Obrigkeit kommt, und ihr zwei, ihr müßt schon ohnehin schweigen, wollt ihr nicht eingesperrt werden. Für's Weitere will ich schon sorgen!

Damit war für diesmal der Spaß vorbei, wir lachten auf Kosten des Pfarrers, dem der Schrecken auf drei Tage den Appetit genommen hatte, weshalb wir auch keine Stunden so lange hatten. Daß mein Vater Lunte

Digitized by Google

von der Sache haben ſollte, war uns drei ſehr fatal, wir dachten an das Bekanntwerden unſeres Spaßes ſchon deßhalb nicht, weil das Pfarrhaus und der Kirchhof ſammt der Kirche vom Dorfe ziemlich abſeits lagen. Der Bader, nach Kundſchaft lüſtern und der Bezahlung gewiß, konnte trotz ſeiner Bemühungen keinen Verwundeten weit und breit erforſchen und ſo kam die Geſchichte nach einigen Wochen in uns nur zu ſehr erwünſchte Vergeſſenheit.

2.

Ein halbes Jahr waren wir ſchon auf dem Gymnaſium zu N., uns war's zu Muthe, wie den gefangenen Waldvögelein im Käfig, denen reichliche Atzung nicht fehlt, die aber die grüne Heimath und die Freiheit nicht vergeſſen können. Mit Wehmuth ſtets verzehrten wir beiden Leidensgefährten die häuslichen Erinnerungen, mit denen meine Mutter mich von Zeit zu Zeit reichlich beſchickte, doch tröſtete uns die Hoffnung eines baldigen Wiederſehens, denn zu Oſtern durften wir flügge werden. Unter dem Halbjahre war es ohne Erlaubniß des geſtrengen Herrn Rektors bei Strafe verboten, die Muſenſtadt zu verlaſſen, wir trauten auch, trotz der lockenden Ausſicht, ungeſtraft davon zu kommen, dem Landfrieden in der Beziehung nicht. Die angenehme Oſtervacanz verfloß uns nur zu geſchwind, wir hatten die heimathlichen Annehmlichkeiten wieder genoſſen und doppelt ſchwer mißten wir ſie, als uns der Schulzwinger mit ſeinem eiſernen Pedanterie-Joche auf's Neue aufnahm.

Vierzehn Tage nach Pfingſten war bei uns zu Hauſe Kirchweih, zwei Luſttage, eigentlich drei, denn am Samstage Nachmittag ging das Backen der Kücheln, das Metzeln ꝛc. an und da bekam man ſchon einen Vorſchmack der Herrlichkeit der folgenden Tage. Gar zu gerne hätten wir die Kirchweihe mitgemacht, aber wie die Erlaubniß dazu zu erhalten war, das koſtete ſchon Ueberlegung. Daß man mit der Thüre ins Haus nicht fallen dürfe, leuchtete von ſelbſt ein und mit einer der gewöhnlichen Nothlügen durfte man bei unſerem Profeſſor nicht kommen, denn der hatte ſelbſt eine verhängnißvolle Jugend durchgemacht, kannte ſich auch in der Beziehung wirklich bewundernswürdig aus und hatte einen Leibſpruch: Man ſucht keinen hintern Ofen, denn man war ſelbſt ſchon dort. Vorſichtig wie ein Bockkäfer mit den äußerſten Spitzen ſeiner langen Fühlhörner etwas unterſucht, ſondirte ich den Mann und als ich ihn in einer glücklichen Laune wähnte, lud ich ihn, wozu ich aber keinen Auftrag hatte, im Namen meiner Mutter auf die Kirchweih ein, indem ich hoffte, daß wir beide, wenn er anbieße, ihn begleiten dürften, indem er ſich dadurch bei den Unſrigen deſto angenehmerer Aufnahme zu erfreuen haben werde! Aber da kam ich ſchön an! Daß der Profeſſor die Einladung rund abſchlug, daraus machte ich mir gerade ſo viel nicht, aber daß er richtig errieth, er ſollte uns nur als Vehikel dienen, um den Zweck zu erreichen, das ärgerte mich gewaltig um ſo mehr, da er mich, der doch die Herzensangelegenheiten ächt diplomatiſch angefangen zu haben meinte, daeüber noch einige Male hänſelte. Alſo der Plan war flöten gegangen und damit Alles verdorben! Etwas niedergedrückt nahm ich am Sonnabend meinen Platz auf der Schulbank ein, es war an dem Tage die ſogenannte Location, eine Probearbeit, durch welche die Fortgangsnoten und die Rangesabſtufungen der Gymnaſiaſten beſtimmt wurden. Die damalige Ueberſetzung aus dem Deutſchen ins Lateiniſche war mir ſchon wegen der Ueberſchrift: Von den Freuden des Lebens — widerlich, erinnerte ſie mich doch ſtets an die mir verloren gehenden Freuden der Kirchweihe. Ich beneidete die draußen unter Gottes freiem Himmel um herſchwärmenden Vögel und wünſchte in dem Augenblick ein Vögelein zu ſein. Da entſtand der feſte Entſchluß in meiner vor Freude darüber erbebenden Gymnaſiaſten-Heldenbruſt allem Mißgeſchicke der Zukunft trotzend doch die Kirchweihe zu frequentiren, jetzt ging das Arbeiten ſchnell und ich war der Erſte, der ſein Elaborat überlieferte. Eben wie ich mich aus dem ſchwülen Zimmer drücken wollte, rief der Profeſſor:

„Da bis Montag keine Aufgabe außer dem gewöhnlichen Präpariren gegeben iſt, ſo lernen Sie die neulich Ihnen diktirte metriſche Verſion des 73. Pſalms!“

Das war ein Donnerſchlag, denn der Pſalm hatte nicht weniger als 28 Verſe und der Profeſſor nahm's damit um ſo ſtrenger, weil die Ueberſetzung von ihm ſelbſt war und er ſich darauf etwas zu Gute that.

Kurt war mit mir gleich einverſtanden. Mit dem Pſalm in der Taſche wanderten wir Sonntags nach Einnahme des Frühſtücks um 6 Uhr zum Thore hinaus, unterwegs gedachten wir zu memoriren und um einander dabei nicht zu ſtören, ging der eine links und der andere rechts. Einen Vers hatte ich ſchon im Kopf, da rumpelte es hinter uns her, ein uns bekannter Jude, der Maierle Löw, kam mit einem Bernerwägelein, ſo raſch ſein Pferd laufen konnte, nachgefahren.

„Alleweil aach auf die Kirchweih meine Herrn! woll'n einſitzen, ſan Sie mer ang'nehm!“

Zweimal ließen wir uns dies nicht ſagen, der Pfalm

flog in die Taſche und wir nahmen Platz, jeder meinte, es würde ſich ſchon noch Zeit finden zum Lernen.

Maierle-Löw erzählte uns, daß er den Gaul von einem auf den Hund gekommenen Studentenkutſcher in E. gekauft und daß dieſer einen großen Fehler, einen Gewohnheitsfehler habe, den er ihm aber bald abgewöhnen werde. Der Gaul renne nämlich an jedem Wirthshauſe an und ſei nur ſchwer wieder weiter zu bringen. Im nächſten Dorfe lenkte der Klepper richtig auf das erſte Wirthshaus ein und blieb, Zuruf und Peitſche nicht achtend, feſt wie eine Mauer dort ſtehen, der Wirth und ſeine Leute lachten und wir mit. Endlich, weil Alles nichts half, ſprang der Maierle-Löw ganz zornig von ſeinem Sitz herab, ſtellte ſich vor den Gaul und rief dieſem mit der Fauſt drohend zu:

„Dein harten Kopf werd' ich noch zurecht ſetzen, dei Studentenſtrach treib ich dir noch raus!"

Erſt als er das Pferd einige Schritte geführt hatte, ſetzte ſich dieſes wieder in Trab und glücklich gelangten wir, nachdem der Maierle-Löw noch fünfmal über ſeinen Gaul ſich hatte ärgern müſſen, zu den Unſrigen, die uns unerwartete Gäſte freundlich bewillkommten. Wir ließen ſie auf dem Glauben, daß wir Erlaubniß hatten, verſicherten aber, daß wir am Montag um 3 Uhr früh uns wieder auf den Weg machen würden.

Gibt es wohl was Schöneres als eine Dorfkirchweih in Franken? Alles athmet da Luſt und Freude. Die Weiber können ungehindert in der Küche wirthſchaften und nach Herzensluſt auftiſchen, denn es iſt ja nur einmal im Jahre Kirchweih, die Männer haben das ihnen heute nicht beſtrittene Recht, ſich einen Haarbeutel anzudeln und die Burſche haben das ganze Jahr geſpart, um einmal einen Flotten machen zu können und die Mädchen werden im Wirthshauſe von jenen traktirt und dürfen tanzen, ſo lange ſie wollen. An jeder Ecke ſtehen Kinder, die an den zwei Tagen nach Gelüſten ſich mit Kücheln und Krapfen anzufüllen vermögen, denn die Mutter hat vollauf davon Vorrath, und dann hat jedes noch ein paar Sechſer in der Taſche, mit denen es ſich ein Hummelhäuschen, einen Hanswurſt, eine Geige und was ihm eben gerade gefällt, kaufen kann. —

(Schluß folgt.)

Der Aepfeldieb.

Der Gürla aff der Lahmaſchüt,
A Strick, wöi's meih'r git.

Der kröigt amaul an Rammittog
Zo Aepf'ln Appetit.

Von Kaf'n is da ihn ka Ried,
A Bou haut jo ta Göld,
Und hätt' er ans, ſu hätt'n doch
Die Luſt zen Kaf'n g'föhlt.

Dös waß er beſſer; — vur'n Thur,
Dau is a graußer Gart'n,
A Bam mit Aepf'ln ſteiht dau drinn,
Döi ner af's Blot'n wart'n.

Mei Gürla ſteigt friſch über'n Zau
Und klettert aff'n Bam;
Su Aepf'l, wöi er dau ohtrifft,
Döi ficht mer ner in Tram.

G'ſchwind ſtopft er alli Taſch'n vul
Und guzt derzſchwiſch'n noh,
Dau kummt der Gärtner mit an Stut
Die Hauptallee dort roh.

Der Gürla röicht den Braut'n glei, —
Von Bam roh, über'n Zau;
Der Gärtner fängt ah z'laf'n oh,
Schnaft wöi a Dachs im Bau.

Und über'n Zau, dau ſchreit er naus:
Du manſt, i will di ſchlog'n?
Na, Klaner, halt'! geih' her zo mir,
I will der ner wos ſog'n.

Allah der Gürla haut tan Luſt
Und ah ka töcht's gout's G'wiſſ'n,
Er ſchreit: A klaner Bou, wöi ich,
Der meuß nit Alles wiſſ'n.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 9.

Dione.

Räthſel.

Mädchen! willſt du flicken
Einen Strumpf für dich,
Wird es ſich nicht ſchicken,
Thuſt du's ohne mich,
Willſt ein Hemd nähen,
Mußt nach mir du ſehen,
Etwas vorerſt in mich bringen,
Dann nur wird es dir gelingen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 11. Erscheint jeden Sonntag. 26. September 1858.

Aus den Flegeljahren.

(Schluß.) Das eigentliche Kirchweihleben geht in Franken erst an, wenn die Musikanten ins Dorf kommen und nach dem Gottesdienste aus den Fenstern des Wirthshauses die Kirchweih anblasen, da erwacht dann die Freude und jedes Herz wird weiter. Wie laufen nicht die Kinder zusammen, wenn ein Hochzeiter mit der Musik und zwei Burschen, welche gefüllte Kannen tragen, um die ausgebrachten Gesundheiten gehörig besiegeln zu können, vor das Haus seiner erklärten Braut zieht und diese ins Wirthshaus gespielt wird! Eine Hofdame in Galla kann nicht sicherer auftreten als eine solche Braut, die neben dem „Ihrigen" gehend sich bewußt ist von der ganzen weiblichen Einwohnerschaft wegen ihres Anzuges angestaunt und von Einigen selbst beneidet zu werden.

3.

Jedes Dorf besitzt einen privilegirten Spaßmacher, bei uns war's der Bader, ein kleines, bewegliches Männchen, der sein Haar trug, wie es Mode war zur Zeit der französischen Revolution und seinen Hals mit fünf bis sechs seidenen Binden eine über die andere gewickelt verwahrte, so daß er aussah, als ob er einen Blähhals hätte. Er galt für einen Halbgelehrten unter den Landleuten, denn er hatte einige lateinische Brocken in der Gewalt und mit diesen warf er gelegentlich umher, wie der Nachbar Kunz mit Nüssen, wenn er seinen Baum schüttelte. Daß der Bader im Wirthshause nicht fehlte, versteht sich von selbst, er war da in seinem Elemente, aber heute schien er nicht besonders aufgelegt, doch hoffte man, daß er sich bald warm trinken werde. Gegen Abend kam ein Krämer aus dem nahen Landstädtchen L, der die Kirchweihfeier im Wirthshause mitmachen wollte. Kaum sah ihn unser Bader, als er Karl und mich bei Seite zog und uns zuraunte:

„Verderben Sie mir meinen Spaß nicht, an den Krämer muß ich mich rächen. Vorgestern kommt ein Mädchen aus unserem Orte, die in dem Städtchen L. dient, im Trauerstaate zu meiner Frau und sagt, indem sie dieser condolirt, daß sie mit Erlaubniß ihrer Herrschaft zur Leiche gekommen sei. Meine Frau wird erst nach einigen Fragen aus dem Mädchen klug und da stellt es sich denn heraus, daß der hallunkische Krämer dem Mädchen weiß gemacht hat, ich sei plötzlich gestorben und es sei an dem Tag mein Leichenbegängniß. Ich schluckte die Pille einstweilen, aber heute kann ich mich revanchiren!"

Der Krämer hatte den Spitznamen Groschenmacher, weil er, wie die böse Welt sich erzählte, vor Zeiten Pfennige mit Quecksilber versilbert und diese für gute Münze auszugeben versucht habe. Der Krämer sah den Bader etwas seltsam an, ein höhnischer Zug spielte um seine Mundwinkel, sicherlich lachte er innerlich darüber, daß er den Bader daran bekommen hatte; der aber schien ihn gar nicht zu beachten, sondern ging in den Tanzsaal, wo er gegen einige Männer und Bursche so im Vorbeigehen seine Verwunderung darüber aussprach, daß es dem Krämer, der seit einigen Wochen dann und wann den Raps habe und deßhalb auch eingeschlossen gehalten würde, gelungen sei durchzubrennen. Freilich — setzte er hinzu — gingen solche Narren dabei oft ungemein pfiffig zu Werke, wenn er aber sich ruhig verhalte, was jedoch kaum zu hoffen sei, so könne man zusehen, denn seine Familie trage der Kundschaft halber die größte Sorge, daß von seinem Krankseln nichts unter die Leute komme. —

Es war daher nicht zu verwundern, daß nach und Zuschauer sich um den Tisch, wo der Krämer saß, sammelten und diesen etwas scheu betrachteten, ja sogar, wenn dieser aufstand, schnell bei Seite traten. Anfangs beachtete der Krämer dies nicht, doch bezeigte er bald den Unwillen über das sonderbare Benehmen und als ihn gar der Bader endlich wie zum Scherze fragte: „Na, Groschenmacher, wie gehts mit der Gesundheit! Es scheint, Er ist wieder auf dem Wege der Besserung!" — da machte sich der aufsteigende Aerger in jenem Luft, gereizt fing er an zu schimpfen und schlug nach denen, die sich ins Mitel legten. Der Widerstand machte ihn wüthend und dadurch wurden alle nur desto mehr in der

vorgefaßten Meinung mit einem Narren zu thun zu haben, bestärkt. Der Bader hatte bereits mit einem zufällig am Wirthshause mit seinem leeren Fuhrwerke haltenden Kutscher unterhandelt, daß dieser einen närrisch gewordenen Mann gegen gute Bezahlung dort, wohin er gehöre, abliefern solle und dem Fuhrmann eingeschärft, keiner Versicherung seines Passagiers Glauben zu schenken, sondern seines Wegs fortzufahren, was jener auch mit Hand und Mund versprach.

Einige starke Männer packten nun auf Anordnung des Baders plötzlich den Krämer und schleppten ihn, der sich in Betheuerungen und Verwünschungen ergoß, wobei der Bader stets bedeutungsvoll winkte, man solle diese nicht beachten, an das Wägelein, wo sie ihn fest banden, so daß er sich nicht frei machen konnte. Als der Krämer nun oben lag und über die ihm angethane Schmach wüthete, trat der Bader zu ihm heran und sagte nur ihm und mir verständlich: „Schickt lästig Trauerleute nicht eher in ein Haus, als bis jemand gestorben ist!“ — wie aber der Krämer, dem nun mit einem Male das rechte Licht aufging, aufbrüllte, schrie der Bader: „Glückliche Reise, baldige, lang anhaltende Genesung!“ — und hin flog das Fuhrwerk. Welchen weiteren Verlauf die Sache nahm, weiß ich nicht, der Krämer konnte den Bader für den Schimpf nicht verklagen, aber beide waren von der Zeit an die bittersten Feinde.

Wir genossen die Kirchweihfreuden in vollen Zügen, daher wir uns am nächsten Morgen um 3 Uhr schlaftrunken, und wie man zu sagen pflegt, so nicht recht bei einander auf den Weg machten, der Ziegenhainer wurde auf die Schulter genommen, und an diesen hinten auf dem Rücken ein wohlgerundetes Kirchweihbündelein gehängt. —

Mechanisch hoben wir die Füße in die Höhe, ich ging voran, daß wir eigentlich jetzt den Psalm lernen wollten, daran dachte keiner. Eine halbe Stunde vor unserem derzeitigen Wohnorte unterbrach Karl das lange bewahrte Stillschweigen, denn jeder war zu müde, als daß er sprechen mochte, durch die Bemerkung, es käme ihm sein Bündel so leicht vor, und o Schrecken! wie wir nachsahen, war der Inhalt desselben bis auf ein Stück Kugelhopf entwichen, ein wahrscheinlich nicht fest genug geknüpfter Zipfel des Tuches war aufgegangen und durch das Schütteln jedenfalls ein Stück nach dem andern herabgefallen. —

Was half das Aergern? Verloren ist verloren, dachten wir, ich versprach dem darob bekümmerten Freunde, mit ihm zu theilen, und so wanderten wie, gesprächig geworden, der Musenstadt zu. Ich zog nach meiner Ankunft sogleich den Sonntagshabit aus und begann meinem widerstrebenden Hirnkasten den Psalm einzuprägen, aber es ging einmal nicht, so oft ich auch ansetzte, die Verse kamen mir vor wie eine neugebaute Straße, sie waren einmal nicht mundgerecht. Da schlugs endlich 8 Uhr und ich rannte wie besessen in die Schule, wo mich die Kameraden mit der Nachricht überraschten, der Professor sei krank, der Rektor halte für ihn heute die Klasse, deßhalb wollten sie von dem aufgegebenen Psalm nichts sagen. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Aber wo blieb denn Karl? Wenn er nicht früher kommt als der Rektor, hat er 10 Censurstriche für's nächste Monat! Da öffnet sich die Thüre, ich schöpfte Hoffnung — doch es war leider nur der Herr Rektor! Voll Respekt standen wir auf und nachdem der Gewaltige ohne zu danken für die vorgeschriebene Ehrenbezeugung sich auf dem Catheder-Throne niedergelassen hatte, ein Zeichen für uns Gleiches zu thun, begann er schnarrend:

„Man nehme die deutschen Uebersetzungsstücke vor und fange mit der mündlichen Transversion an.“

Während nun der Aufgerufene das bezeichnete Stück mündlich in Ciceronisches Latein, so gut es gehen wollte, zu übersetzen begann, bemerkte der Rektor den leeren Platz.

„Ist der entschuldigt?“ — fragte er, und als dies verneint wurde, mußte einer den Pedell holen, der den Auftrag erhielt, nach dem Schüler Karl N. N. bei dessen Hausleuten sich vorerst zu erkundigen und darüber zu raportiren. Es dauerte nicht lange, so kam der eifrige Diener wieder und brachte die Hiobspost, der fragliche Gymnasist sei gestern den ganzen Tag abwesend und erst heute Morgen gegen 7 Uhr nach Hause gekommen, gegenwärtig liege er noch im Bette.

„Hol' Er mir den Burschen sogleich und bringe Er ihn hieher!“ — befahl der Rektor und gab mir dann das Zeichen, in der Uebersetzung fortzufahren. Mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum, die Buchstaben tanzten mir vor den Augen und kaum vermochte ich mich auf das Herrische „Nun was hat man denn?“ — in Etwas zu fassen. Ich begann, aber wäre mir denn eingefallen, was der Hund auf Lateinisch heißt? — ich behauptete eben unter dem Gelächter meiner Kameraden, er heiße Caro! Unter der Bank schlotterten mir vor Angst die Beine, ich achtete nicht der Scheltworte des Schultyrannen, mir bangte vor der nächsten Zukunft. Da

Digitized by Google

ging die Thüre auf und herein trat der Pedell mit meinem Freunde, der noch im Sonntagsstaate war.

„Nun, wo war man gestern, sauberer Patron? Was hat man getrieben, daß man erst heute Morgen die Federn aufsuchen konnte?" lauteten die Empfangsworte des Rektors.

Karl suchte mit den Augen mich, ich sah ihn betrübt an, die Furcht, daß auch ich jetzt ins Verhör gezogen würde, schnürte mir fast die Brust zusammen, vor Mattigkeit sank ich auf die Bank zurück. Gleich einem Großinquisitor gelang es dem Rektor, aus dem durch alle die in einer Viertelstunde gemachten Erfahrungen und ausgestandenen Schrecken nicht wenig eingeschüchterten Schüler gar bald herauszubringen, daß er auf der Kirchweih war. Nun folgte eine lange Strafpredigt, deren Schluß lautete:

„Man hat wahrscheinlich noch nicht ausgeschlafen auf die gehabten Strapazen, man kann dazu die 36 Stunden benutzen, die man im Carcer zuzubringen hat, und da man wahrscheinlich sich den Magen wird verdorben haben, so kann man diesen wieder durch Wasser und Brod restauriren!"

Daß Karl mich nicht verrieth, gedachte ich ihm, der sogleich seine Strafe antreten mußte, noch heute zu vergelten, indem ich ihm die versprochene Hälfte meines Kirchweihschmauses brachte. Das Wie wußte ich schon, noch ehe der Rektor die Lektion beendigt hatte. Einer meiner Kameraden, den ich in's Geheimniß zog, half mir dabei. Nachdem die Schule beendigt war, gingen wir wieder zum Gymnasiumsgebäude, dessen Verschluß der Pedell besorgte. Mein Gehülfe läutete an und bedeutete der ihm öffnenden Pedellsfrau, die nicht ganz gut sah, er habe etwas vergessen, was er holen wolle. Der Carcer befand sich im unteren Stockwerke des Gebäudes, sein einziges vergittertes Fenster ging in einen Nebenhof, über dem Carcer im oberen Stockwerke war ein Lehrzimmer. Auf diese Lage der Lokalitäten gründete ich nun meinen Plan. Ich schlich mich in das obere Lehrzimmer, während mein Bundesgenosse sich mit der Frau Pedellin, die mich Dank ihren blöden Augen nicht bemerkt hatte, nach Kräften unterhielt, ein leiser Wachtelschlag belehrte den Gefangenen da unten von meiner Anwesenheit, als Erkennungszeichen streckte der Arme die Hand durch das Gitter. Nun befestigte ich ein Stück Kuchen an einen mitgebrachten Bindfaden, glücklich kam dieses unten an und wurde sofort eingezogen, dann folgte ein Stück kalter Braten. Den Schluß sollten eben etliche Würste machen, da hörte ich die Thüre hinter mir gehen, ich in der Meinung, es sei mein Mitverschworner, sagte ganz mit meiner Expedition beschäftigt und mich nicht umwendend: „Warte nur, er wird gleich die Würste haben, ich bin nur froh, daß ich meinen Schmaus von der Kirchweih nicht umsonst heimgetragen habe und daß Karl mich nicht verrathen hat!" —

„Aber man hat sich selbst verrathen", ertönte es hinter meinem Rücken.

Gütiger Himmel, das war der Rektor, vor Schrecken ließ ich die Schnur sammt den Würsten fallen.

„Ei, ei," sagte der Rektor und lachte sardonisch dazu, „man war also auch auf der Kirchweih und weil der saubere Patron da unten den Collega nicht angab, wollte man ihm den Lohn beingen. Man kann nun dem Freunde das Alleinsein durch eigene Gegenwart versüßen nebenbei erzählen, daß auf eine Lüge stets die Strafe folge. Wir werden künftighin euch beide besser unter unsere spezielle Obhut nehmen." —

Des Pedells Frau (er selbst war zufällig abwesend) brachte mich zu Karl, der eben beschäftigt war den von mir gespendeten Braten zu verzehren. Er war nicht wenig erstaunt mich als Gesellschafter in seinem Gefängniß zu erhalten. Da erzählte ich ihm denn, nachdem die Frau uns eingeriegelt hatte, mein feindliches Geschick. Wie es kam, daß der Rektor mich beim Spediren nach unten überraschen konnte, kann ich mir nur erklären, weil seine Dienstwohnung an das Lehrzimmer über dem Karzer stieß und er mich zufällig bemerkt haben mochte. Die Kirchweih selbst aber war sehr theuer, abgesehen von dem Verluste der delikaten Würste, die wahrscheinlich eine Beute der Katzen, welche da unter dem Karzer zur Zeit Singkränzchen hielten, wurden, mußte ich einen ganzen Gulden, das Taschengeld von vier Wochen, für das Einsperren bezahlen, die Sticheleien des gallsüchtigen Klassenlehrers mehrere Wochen anhören und dann durfte ich in Anbetracht des übertretenen Verbots so lange ich auf dem Gymnasium weilte nicht mehr zur Kirchweihe nach Hause. Doch das Alles tangirte uns beide Gefangene damals nicht gar so sehr, hatten wie doch die Genugthuung, daß wir trotz dem Verbote des Rektors zu unserem vorgeschriebenen trockenem Brode ein Stück Braten verzehren konnten. Das war uns eine Art Rache und genügte uns zur Satisfaktion.

Fr. Sch.

Digitized by Google

Der Kutscher.

A Herr, ih glab der Wasserspeier *)
Wörd nit viel größer sei, als der,
Will von an'n Fiaker g'foahr'n wär'n,
Der eher kennt je seini Pfehr,
Und toh' des G'wicht von Herr'n schätz'n.
Dös drücket leicht die Kutsch'n ei',
Drum, wöi mer denkt öiz führt der Kutscher,
Sacht der af ahmoal — s'koh nit sei'.

*) Ein Triton auf dem Marplatz in Nürnberg.

An mein Bette.

Die Abendsonne sinket,
Die Arbeit ist vollbracht,
Und leise, heimlich winket
Zur Ruh' die stille Nacht.
Sie breitet ihre Schwingen
Weit über Land und Flur,
Und Zaubertöne singen
In Schlummer die Natur.

Du, Bette, nimmst den Müden
In deinen weichen Schooß,
Er ruht in süßem Frieden,
Der Tagessorgen los;
Auf deinem sanften Kissen
Vergißt er Müh' und Pein,
Sein ruhiges Gewissen
Wiegt ihn zum Schlummer ein.

In deinem Reiche waltet
Der Träume toller Schwarm,
Die Phantasie entfaltet
Uns Bilder, lebenswarm;
Dem Ehrgeiz reicht sie Orden,
Dem Armen Säcke Gold,
Dem Schlemmer Mandeltorten,
Dem Schäfer Minnesold.

Der zarten Kindheit Keime
Pflegst du mit Mutterlust,
Es beben gold'ne Träume
Des Kindes reine Brust;
In einem Zauberspiegel
Sieht es des Lebens Bild
Auf grün bekränztem Hügel,
In Farben hell und mild.

Des Herzens leises Sehnen,
Des Kummers stiller Harm,
Des Glaubens frommes Wähnen
Flieht gern in deinen Arm,
An deinen Busen sinket
Das schwer belad'ne Herz,
Die Thräne fließt, es findet
Hier Balsam für den Schmerz.

Und stürmt von allen Seiten
Das Unglück auf uns ein, —
Auf einen Tag voll Leiden
Bricht doch die Nacht herein;
Dein Arm umfängt den Müden,
Es weicht der wilde Schmerz,
Der Schlaf gießt Himmelsfrieden
In das zerriss'ne Herz.

Selbst in den letzten Stunden,
Wenn Alles um uns weint,
Bleibst du uns treu verbunden,
Ein langgeprüfter Freund;
Du trägst die matten Glieder
Du wiegst sie mütterlich, —
Und Schlaf und Tod als Brüder
Umarmen freundlich sich.

J. W. Weikerl.

Auflösung des Räthsels in Nr. 9.

Nadel-Oehr.

Räthsel.

Das Messer und die Scheere,
Wenn sie dir sollen nützen,
So müssen sie besitzen,
Was zu errathen wäre,
Und haben sie's, so kann
Damit geschehen dann,
Was ferner ist das Zweite,
Was ich dir hier bedeute;
Sonach ist jener Mann,
Der's thut, das Dritte dann,
Er thut es an den Steinen,
Er thut es an den Schweinen,
An Formen und am Stahl,
Am Holze auch zumal;
Doch die es am Gewand
Thun mit geübter Hand,
Es tragen diese Herrn
Den Namen gar nicht gern,
Statt dessen wird anjetzt
Ein anderer gesetzt.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 12. Erscheint jeden Sonntag. 2. Oktober 1858

Mutter und Gattin.

Es war an einem kühlen Maiabende. Die Sonne sendete ihre Abschiedsstrahlen über die lichtgrünen Fluren, und purpurne Wolken deckten den Horizont. Der Arbeiter kehrte heim von seinem Felde und Kühe und blökende Schafe zogen durch die stillen Straßen des Städtchens, um ihre Ställe zu suchen. Flinke, Mägde traten aus den Häusern und schlossen die Läden vor den Fenstern, die im Norden überall nach außen an den Wohnungen angebracht sind. In den Wohnzimmern reihten sich die weiblichen Hausgenossen um den Theetisch, die Arbeitskörbchen wurden herbeigetragen, und auch der Strickstrumpf nicht vergessen, während eine freundliche Nachbarin hinzukam, den Abend gesellig verplaudern zu helfen.

Draußen senkte sich indessen tiefer und tiefer die Dämmerung auf Flur und Land, und in den engen Straßen herrschte bereits völlige Dunkelheit. Straßenlaternen kannte man in der kleinen Residenz noch nicht. Die Magd, die jetzt an den Brunnen eilte, mußte ihres Weges schon kundig sein, und ein fremder Wanderer mochte Sorge tragen beim Durchkreuzen der Straße, die gefährliche Rinne zu meiden. Aber selten wurde um diese Stunde noch ein Schritt auf dem spitzigen Pflaster laut, und eine Stille, die der nächtlichen Ruhe gleich kam, hatte sich bereits über die ganze Stadt verbreitet. Kein Ton war vernehmbar, außer dann und wann das Bellen eines Haushundes.

Nur eine einzige Thüre ließ mitunter ihr scharfes Glöcklein ertönen, nur ein einziges Fenster warf einen hellen Lichtschein auf die Straße; es war die Apotheke des Ortes, wo noch dieser Verkehr nach außen hin stattfand. Vor dem Ladentisch saß hier einsam ein junger Mensch, anscheinend in tiefes Sinnen versunken. Sein Haupt, das er schwermüthig auf seine Hand stützte, umschatteten dunkle Locken, sein Auge folgte gesenkt nur einer Richtung. Lange hatte er schon in dieser Stellung ausgeharrt, ohne der Zeit zu achten, die mit raschem Fluge an ihm vorüber strich. Das Licht war bereits tief herabgebrannt, — Gas kannte man hier noch nicht, — aber er dachte nicht daran, die kleine Flamme von dem wuchernden Dochte zu befreien.

Jetzt öffnete sich eine Thüre auf dem Flur, und ein junges Mädchen erschien, das, so wie es ihn in dieser trüben Stellung gewahrte, einen Augenblick zögernd und sinnend stehen blieb und ihn mit ernstem Blicke musterte. Leise drückte sie dann die Thüre hinter sich zu und nahte sich dem jungen Manne. Er hörte sie nicht kommen. Sanft legte sie die weiße Hand auf sein Haupt, da blickte er auf.

„Ich wollte Dich fragen, Robert," redete sie ihn an, „ob Du mit mir speisen wolltest. Ich habe Dein Lieblingsgericht bestellt."

„Ich danke Dir, liebe Nina," versetzte er gerührt und zog die Hand des Mädchens an seine Lippen. „Ich kann leider heute nicht bleiben. Ich muß nothwendig noch schreiben."

„Du bist aber so niedergeschlagen, Robert. Es wird Dich zerstreuen."

„Nicht heute! Heute nicht, Nina. Glaube es mir! Ich bedarf des Alleinseins. Thue mir den Gefallen und sage dem Burschen, daß er schließt: ich will gehen, es brennt mir unter den Füßen. Gute Nacht, mein liebes Mädchen!"

Er küßte sie, ergriff seinen Hut und eilte davon.

Nina sah ihm kopfschüttelnd nach. „Ich möchte wissen, was ihn so quält," sprach sie gedankenvoll zu sich selbst und kehrte langsamen Schrittes in das Wohnzimmer zurück. Hier saß die Mutter im Lehnstuhle und strickte durch ihre Brille einen mächtigen wollenen Strumpf für den Vater. Der Hund lag knurrend zu ihren Füßen. Völlige Stille herrschte im Zimmer, nur durch das einförmige Ticken der großen Wanduhr unterbrochen. Nina setzte sich an das offen stehende Clavier und begann, um ihre peinliche Empfindung los zu werden, ein Lied.

Der Eintritt ihres Vaters unterbrach sie. Er kehrte aus dem Club zurück, wo er eine Partie gespielt und sich mit starkem Knaster völlig eingeräuchert hatte.

Danaben war auch in den Pausen, während die Karten gegeben, die Zeitung besprochen und des neuen Mi-

Digitized by Google

niſters gedacht, den man ſich aus einem Nachbarſtaate verſchrieben. Der Apotheker hatte viel einzuwenden gegen die Importation dieſes fremden Mannes, der kein Intereſſe an dem Lande nehmen konnte, deſſen neue Conſtitution er abfaſſen ſollte. Ueberhaupt waren die Schwierigkeiten ſehr groß, die ſich der Bildung dieſes neuen Staatslebens entgegenſtellten. Sollte der Grundbeſitz vertreten werden, ſo hatte man nur ein Stimme und zwar die des Landesherrn. Woher alſo die verſchiedenen Elemente ſchaffen, die zur Bildung einer Kammer nothwendig ſind?

Der Apotheker hatte dieſe Frage nicht löſen können, und kehrte daher etwas verſtimmt zu ſeinen häuslichen Penaten zurück. Das Wohl des Vaterlandes laſtete ſchwer auf ihm! Er ſeufzte noch in dem Gedanken dieſer neuen Pflichten, als er ſchon in die Stube trat.

„Nun, Nina, laß das Eſſen bringen, mein Kind", rief er ſeiner Tochter zu. „Robert wieder nicht hier? — Wollte er wieder nicht bleiben?

„Er mußte ſehr nothwendige Briefe ſchreiben, lieber Vater."

„Hm! Zu meiner Zeit war das anders, da ſcheieb ein Bräutigam nur gern an ſeine Braut. Nun — des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, und wenn Du's zufrieden biſt, ſo geht es mich nichts an. Freilich, — ein Schwiegerſohn, der bei einem Glaſe Wein manchmal ein vernünftiges Wort mit mir geſprochen hätte, wäre mir wohl lieber geweſen."

Nina ſah ihn bittend an.

„Nun, nun! liebes Kind! Ich will damit weiter Nichts geſagt haben. Wenn Du nur glücklich biſt. Hab' ja nur das eine Kind in der Welt." Er zog die ſtumme Tochter an ſeine Bruſt und küßte ſie. Nina trocknete verſtohlen eine Thräne weg und ſchlüpfte hinaus in die Küche, um das Abendeſſen auftragen zu laſſen.

* * *

Der Apotheker Lehſen war ein wohlhabender Mann, und ſeine Tochter galt für die beſte Partie in der Stadt. Nina war ſchön, hatte eine gute Erziehung erhalten und beſaß Geiſt. Viele Männer bewarben ſich um ſie, aber keinem gelang es, ihre Gunſt zu gewinnen. Da trat ein neuer Peoviſor bei ihrem Vater ein, und gleich ſein erſtes Erſcheinen war bedeutſam für ſie. Der neue Hausgenoſſe war lange im Auslande geweſen, er beſaß eine feine Weltbildung und trat mit einer gewiſſen Sicherheit auf, die bei Mädchen ſtets eine Wirkung hervorbringt. Dazu war ſein Aeußeres vortheilhaft und ſeine Unterhaltung vielſeitig und angenehm. Der Apotheker war ſtolz darauf, einen ſo gelehrten jungen Mann in ſeinem Geſchäfte zu haben, und behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Der Fremde erkannte das dankbar und bezahlte dem Vater in der Tochter eine Münze, mit der dem Erſteren freilich nicht ſo ganz gedient war. Indeſſen — eine Bitte von ſeiner Nina trug auch hier ſehr bald den Sieg davon, und er verſprach ſeinen väterlichen Segen, auf den Fall, daß Robert einwillige, in ſeinem Hauſe zu wohnen und künftig einmal die Apotheke zu übernehmen. Dieſes Verſprechen wurde gegeben, und das ſchöne junge Paar empfing die Glückwünſche von Freunden und Bekannten.

Trotzdem, daß hiermit alle Wege geebnet ſchienen, lagerten Wolken auf der Stirne des jungen Mannes, und man ſah ihn oft traurig und in ſich gekehrt auf einſamen Wegen. Fragte man ihn um die Urſache ſeiner Bekümmerniß, ſo antwortete er ausweichend und brach die Unterhaltung ab. Nina drang oftmals mit zärtlichen Bitten deshalb in ihn; aber auch ſie wurde verweiſend um Schweigen gebeten, bis die Zeit der Mittheilung ſich von ſelbſt herbeiführe.

In der nächſten Woche ſollte eine öffentliche Verlobung ſtattfinden, die der Apotheker mit aller Förmlichkeit begangen wiſſen wollte. Der Eidam bat inſtändigſt, dieſe Feierlichkeit, die ihm überflüſſig ſchien, zu unterlaſſen; aber alle Bitten und Vorſtellungen über dieſen Punkt glitten fruchtlos an dem alten Herrn ab, der ſeine Tochter durchaus nach Weiſe der Väter in den Eheſtand treten ſehen wollte. Ein großes Mittagsmahl ſollte ſtattfinden, und die beiderſeitigen Verwandten des jungen Paares durch ihre Gegenwart die Feierlichkeit des Tages erhöhen. Der Apotheker forderte ſeinen Eidam auf, die Einladungsſchreiben in guter Zeit abzuſenden, erhielt aber nur ein kurzes „Sehr wohl!" hierauf zur Antwort. Robert hatte es ſtets vermieden, über ſeine Familie zu ſprechen, und man wußte bis jetzt noch nicht, aus welchen Gliedern dieſelbe beſtand. Der Verlobungstag ſollte dieſes Räthſel löſen.

* * *

Robert war indeſſen mit raſchen Schritten in eine Nebenſtraße geeilt, wo ſich ihm die Thüre eines kleinen Häuschens öffnete. — „Wie geht es mit Madame Wiegmann?" fragte er die Perſon, die ihm hier auf der Flur entgegentrat.

„Nicht beſſer," lautete die Antwort. „Sie hat ein wenig geſchlummert, iſt aber ſo ſchwach, daß der Arzt beſorgt, ſie werde die Nacht nicht überleben."

Digitized by Google

„Gehen Sie zu ihr und fragen Sie sie, ob sie mich auf einige Minuten sehen will."

Die Frau kehrte zurück und winkte ihm in das Zimmer der Kranken. Eine Matrone, die wohl eben so sehr durch das Gewicht der Jahre, als durch eine Krankheit dem Grabe zugeführt wurde, lag auf einem Lager ausgestreckt, das reinlich, aber dürftig aussah. Robert zog einen Sessel neben dasselbe und nahm darauf Platz.

„Haben Sie nachgedacht?" fragte er die Leidende mit sanfter Betonung der Worte, als fürchte er ihrem Ohre weh zu thun. „Ist ihrem Gedächtniß noch irgend ein Umstand beigefallen, der mir von Wichtigkeit wäre? Sagen Sie mir Alles, ich bitte Sie recht inständig darum!"

Die Kranke bewegte die Hände unruhig auf dem Bettuche umher, wie das bei der äußersten körperlichen Erschöpfung zu geschehen pflegt; dann versetzte sie mit heiserer Stimme und sichtlicher Anstrengung: „Wie ich Ihnen sagte . . . Vor dreißig Jahren logirte hier eine Dame bei mir, die sich Madame Robert nannte, und die hier von einem Sohne entbunden wurde. Das Kind hatte braune Augen, wie Sie. Sie blieb zwei Monate hier. Ihre Wäsche war A. B. gezeichnet und der Brief, den sie in einer Commode hatte liegen lassen, war an ein Fräulein Anna von Both gerichtet. Das mußte also ihr eigentlicher Name sein, d. h., ihr Mädchenname, denn sie nannte sich Madame Robert. Ich hörte dann nie wieder von ihr. Wohin sie ging, weiß ich auch nicht. Ich mußte einen Fuhrmann bestellen lassen; wohin er sie fahren sollte, wollte sie ihm selbst sagen. Ich fragte den Mann nachher, wie weit er sie gebracht. Ich war neugierig, ich läugne es nicht. Er sagte, er habe sie nach Eilsen gefahren; dort sei sie geblieben. Sie habe sich dort eingemiethet. Als er später wieder einmal hinfuhr, hörte er, die Dame sei abgereist. Seitdem weiß ich gar Nichts mehr von ihr. — Ich hatte sie ganz vergessen. — — Da kamen Sie und miethten die Wohnung von mir. — — Herr Gott! dachte ich, das Gesicht ist Dir ja so bekannt. — — Ich besann mich; da fiel mir die Dame ein. — — Sie waren ihr auf ein Haar ähnlich. — Da fragte ich, wer denn Ihre Mutter gewesen? — Sie sahen mich so groß an. — — Nur wegen der Aehnlichkeit mit einer Dame, die hier gewohnt, sagte ich. — Da wurden Sie neugierig. Weiter weiß ich aber Nichts."

Sie schwieg erschöpft.

„Wie hieß der Kutscher, der meine Mutter fuhr?"

„Er ist lange todt. — — Peters — hieß er."

„Wie hieß der Wirth in Eilsen?"

„Gasthof zum goldenen Hirsch. — Weiter weiß ich's nicht."

„Haben Sie Dank, liebe Madame Wiegmann, und, verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit so vielen Fragen gequält habe. Sie begreifen aber wohl, was ein Sohn fühlt, wenn ihm die Hoffnung winkt, eine Mutter zu finden."

Er drückte die Hand der alten Frau, die hart, dürr und wie abgestorben war. Sie sah ihn mit halbgebrochenem Auge an.

„Ich werde Gott für Sie bitten," flüsterte sie, „er wird mein Gebet erhören." —

„Noch Eins. Bin ich hier getauft worden? — Und von wem? Mein Schwiegervater verlangt meinen Taufschein."

„Vom Pastor Schulze. — Er ist todt." — Die Dame sagte ihm, was er zu wissen brauchte. —

„Die Kirchenbücher müssen das nachweisen. — Nun sollen Sie aber Ruhe haben, gute Frau. Gott mit Ihnen, er gebe Ihnen das Beste!" Er reichte ihr nochmals die Hand, sie winkte mit den Augen einen Gruß und er verließ das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

In der Kirche.

„Hörst Du die Glocke rufen?
Zur Kirche will ich geh'n!
Will an dem Altar Gottes
Um Gnad' und Frieden fleh'n.

Will meinem Herrn vertrauen,
Das was mich schmerzt und kränkt,
Will bitten und will beten,
Daß er's zum Besten lenkt.

Ich will ja überwinden
Mein Herz und seine Pein,
Der heiße Wunsch der Seele
Soll ja vergessen sein.

Nur Eins kann ich nicht tragen!
Daß jener stolze Mann
Die Braut von seinem Sohne
So tief verachten kann.

Wohl bin ich arm an Schätzen
Und nur an Liebe reich,
Doch vor dem Auge Gottes
Sind wir ja Alle gleich.

Digitized by Google

Gott wird mich nicht verwerfen,
Nicht fürcht' ich sein Gericht!
Er achtet Gold und Ehre
Und Glanz und Stammbaum nicht.

Wohl trag' an meinem Finger
Ich einen goldnen Ring,
Den ich in sel'ger Stunde
Aus seiner Hand empfing.

Der Ring hält ihn gebunden,
Treu soll der Liebste sein!
Nicht tröpfeln meine Thränen
In seiner Freude Wein.

Sein Vater soll nicht sagen,
Der harte, stolze Mann,
Daß ohne seinen Segen
Mein Glück ich mir gewann.

Ob auch der Ring mein Alles,
Mein Glück auf dieser Welt,
Das Band, das den Geliebten
Und mich zusammenhält.

Ich will ihn freudig geben
Als Opfergabe hin.
Was thät' ich nicht mit Freuden,
Bewegt ich seinen Sinn?

Ja, heut noch will ich sagen
Dem Herzgeliebten mein:
Leb' wohl für dieses Leben!
Es muß geschieden sein."

So spricht die Jungfrau leise
Und rüstet sich zum Gang,
Als das Geläut der Glocken
Zu ihr herüber drang.

Im Kirchlein sinkt sie nieder
Zum gläubigen Gebet.
Du Kündiger der Herzen,
Du weißt es, was sie fleht!

Und als sie sich erhoben,
Strahlt friedvoll ihr Gesicht;
Der Schmerz ist überwunden,
Doch ach — die Liebe nicht. —

Da hört sie Schritte nahen,
Es ist der Sacristan,
Der nach der Predigt Worten
Die Sammlung jetzt begann.

„Ein Scherflein gebt den Armen!"
Des Greises Stimme spricht.
Es bebt durch ihre Seele,
Doch zögern will sie nicht.

Sie zieht von ihrem Finger
Das goldne Ringlein schnell
Und läßt es niedergleiten,
Da klingt das Gold so hell.

Der Greis senkt zu der Jungfrau
Den Blick so ernst und fest.
Ob sich denn eine Seele
So leicht ergründen läßt? —

Doch rein wie Diamanten
Und lauter, wie das Gold,
So ist das Herz beschaffen,
Das er ergründen wollt'. —

Als Orgelklang verkündet:
Der Gottesdienst ist aus,
Erhebt sich die Gemeinde
Und scheidet still hinaus.

Andächtig spricht die Jungfrau
Zum Schluß noch ein Gebet,
Eh' sie dem Hause Gottes
Getröstet heimwärts geht.

Der Herr nimmt an das Opfer,
Das sie entsagend bot,
Wird gnädigst sie erretten
Von Gram und Herzens-Noth.

Auflösung des Räthsels in Nr. 11.

Schneide. Schneiden. Schneider.

Räthsel.

Gar ein seltsam Schächtelein
Nenn' ich, meine Mutter
Trägt's in ihrem Säckelein,
Hat darin ein Futter;
Doch das Futter ißt sie nicht,
Kann doch auch nicht leben,
Wenn es ihr daran gebricht,
Und der Vater eben
Hat ein solches Schächtlein auch,
Aber dieser hat den Brauch,
Daß er aufgehn läßt in Rauch
Was sich drin befindet.
Beide: Vater und die Mutter
Lieben aber sehr dies Futter.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 13. Erscheint jeden Sonntag. 10. Oktober 1858.

Mutter und Gattin.

(Forts.) Mitternacht hatte schon geschlagen, und Robert wanderte noch in seinem Zimmer auf und ab, ohne daß sein Auge den Schlaf begehrte. Im Hause herrschte die tiefste Stille. Da glaubte er ein leises Pochen an seiner Thüre zu vernehmen. Er öffnete.

„So eben ist sie verschieden", flüsterte die Magd und zog sich leise wieder zurück.

Ein leichtes Frösteln durchrieselte ihn. „Der Tod so nahe", dachte er, „und ich merkte es nicht. Die Einzige, die meine Mutter kannte, dahingeschieden, und ich nun ganz allein, mit meinen Fragen an den blinden Zufall gewiesen! Acht Tage sind mir gegönnt, um meinen irdischen Stammbaum nachzuweisen und mein Zeugniß der empfangenen christlichen Weihe beizubringen. Acht Tage noch! Dann mag ich den Staub hier von meinen Füßen schütteln und in eine neue Welt auswandern, wo der Mensch noch Staatsbürger sein kann, auch wenn er sich als Sohn auszuweisen nicht befähigt ist. — Aber Nina! — Sie verlieren! — Nein, da kämpft man erst mit einer Welt."

Er nahm Platz am Tische, suchte Papier und Federn hervor und schrieb lange und eifrig. Mit grauendem Morgen verließ er das Haus. „Dies an den Apotheker Lebsen," sagte er der Magd, indem er ihr einen Brief einhändigte. Dann schritt er langsam die Straße hinab. „Zum Begräbnisse muß ich zurück sein", sprach er noch vor sich hin. „Die Frau, die mich beim Eintritte in das Leben in ihren Armen gewiegt, muß mich auf ihrem letzten Gange sehen. Anfang und Ende! Wer erzeigt dem Andern hier den erwünschteren Dienst!"

Am Posthause hielt ein Wagen bereit. Robert stieg ein. Es waren keine weiteren Passagiere da, und er konnte ungestört seinen trüben Betrachtungen nachhängen. Er warf sich in die Ecke des gepolsterten Sitzes und sah dem Steigen der Morgennebel zu, die eine Kälte brachten, welche ihn wie Fieberfrost schüttelte.

„Wie meine Kindheit beginnt dieser Tag," murmelte er bitter vor sich hin. „Auch da war Alles kalt und ohne Sonnenschein der Liebe. — Vater, Mutter, Geschwister, — was diese Namen sagen wollten, wußte ich nicht. Ohne Familie, ohne Heimath, ohne Vaterland stand der Knabe, wie in das Leben geworfen, einsam da, gleich dem abgerissenen Gliede einer Kette. — Alle Bedingungen des sozialen Leben gingen mir ab. In die Wälder gehörte ich, und mich wundert noch, daß ich mich nicht dahin verlaufen, daß ich kein Dieb, kein Mörder, kein Missethäter geworden bin! Die Natur hatte sich an mir versündigt, oder auch die Gesellschaft; gleichviel! Ich konnte Rache nehmen und ich versäumte es."

„Jetzt steh ich an der Pforte eines zweiten Lebens. — Es bietet sich mir eine bürgerliche Stellung, eine Familie, es bietet sich mir ein Mädchen, das mir als Gattin die ganze liebearme Jugend zu ersetzen verspricht, — und dies Alles soll ich dahingeben, dies Alles mir entzogen sehen, weil — — Nein, ich spreche es nicht aus, ich denke es nicht aus. — Es kann nicht sein. — Ich darf nicht, wie ein Cain, über die Erde flüchten, es wäre entsetzlich, es wäre grausam! Fluch müßte unter meinen Fersen hervorkeimen, der der menschlichen Gesellschaft zu Gift würde. — Fluch würde dann das Losungswort für die Menschheit, Fluch, der den Unschuldigen trifft und die Stirn des Sünders frei läßt."

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen flogen die Stunden dahin, bis er den Ort seiner Bestimmung erreichte und im Gasthofe zum goldenen Hirschen abstieg. Er bestellte hier ein Zimmer und ließ den Wirth zu sich bescheiden, dem er, statt nach Speisen zu fragen, mit dem Gesuche kam, in allen Kammern seines Gedächtnisses zu forschen, wer die Dame gewesen sei, die vor dreißig Jahren im Herbste mit einem Kindr hier gewohnt habe. Der alte Herr zerbrach sich den Kopf lange, ehe eine Erinnerung der Art in ihm auftauchte. Endlich entsann er sich der manchertei Nachfragen, die der alte Kutscher Peters nach dieser Dame gethan, und welche Scherze man darob mit ihm getrieben, bis er endlich gar Nichts mehr von der geheimnißvollen Fremden habe hören mögen. Da fiel ihm denn auch ein, daß sie vom Gasthofe ein kleines Quartier in der Straße nach Bremen bezogen, wo sie bis zu ihrer Abreise verweilt habe.

Digitized by Google

Robert dankte dem Manne für seine Auskunft und eilte sogleich in die angedeutete Wohnung. Hier wußte man ihm jedoch keine weitere Mittheilung zu machen, als daß die Dame fünf Monate geblieben sei, worauf sie, man wußte nicht wahin, weitergereist sei. Er mußte sich also abermals an den Fuhrmann wenden, der ihr hier gedient, und da derselbe gerade abwesend war, so galt es, dessen Rückkehr zu erwarten. Endlos langsam verstrich ihm nun der Rest dieses Tages.

In aller Frühe am folgenden Morgen pochte Robert an die Thüre des Kutschers und fragte ihn, ob er ihn heute fahren könne. Aber wohin? — Gerade den nämlichen Weg, den er heute vor dreißig Jahren eine Dame mit ihrem Kinde gefahren, die hier eingestiegen sei, um ihre Hausgenossen nicht wissen zu lassen, wahin sie gehe. Der Mann kratzte sich eine Weile hinter den Ohren, ehe sein Gedächtniß so stark wurde, ihm diese Umstände zurückzurufen; dann aber, als er einmal auf der Fährte war, tauchte nach und nach Alles auf, und er versprach selbstzufrieden genau dieselbe Reise mit dem Herrn zu machen. Dieser überließ sich nun seiner Leitung.

Zwei Tage lang, — endlos lange Tage für Robert, — fuhren sie in mäßigem Trabe auf der Straße nach Bremen fort; da erreichten sie am Morgen des dritten ein Dörfchen, das eine halbe Meile von der großen Landstraße lag und Zwicken hieß. Hier machte der Kutscher Halt. Vor der Kneipe hier habe er damals seinen Pferden Futter gegeben, sagte der Mann, unterdessen sei die Dame mit dem Kinde fortgegangen, in die Wohnung des Predigers, wie er glaube, und als sie zurückgekehrt, habe sie das Kind nicht bei sich gehabt. Ihre Augen wären vom Weinen geröthet gewesen, und als er gefragt, wo denn das Kind sei, habe sie erwidert: es bleibe dort. Das habe ihm des armen Wurms wegen sehr leid gethan. Nun habe die Dame befohlen, eilig weiter zu fahren, worauf sie denn nach Bremen gekommen wären, wo sie vor dem Hause ihrer Eltern abgestiegen sei

„Woher wissen Sie, daß es die Eltern der Dame waren?" fragte Robert.

„Nun, weil ein Mädchen heraus kam und sie zu diesem sagte: „Sind Vater und Mutter zu Hause?"

„Gut denn! so fahren Sie mich ohne Weiteres nach Bremen und vor dasselbe Haus!" befahl Robert. „Sie werden es doch wiedererkennen?"

„Hm!" lachte der Mann, „Sie sind nie ein Kutscher gewesen, sonst würden Sie nicht daran denken, das zu fragen. Wir Fuhrleute haben ein Gedächtniß für solche Dinge, wir vergessen keinen Ort."

„Gut, gut! so lassen Sie uns eilen!"

Es war Abend, als sie in der Stadt Bremen anlangten, und in der schon sinkenden Dunkelheit von Straße zu Straße fuhren, bis sie endlich vor einem hohen Giebelhause still hielten. Robert stieg aus und erkundigte sich, wer dieses Haus bewahne, aber vielmehr wer dieses Haus vor dreißig Jahren bewahnt habe, und ob es noch in denselben Händen sei. Die junge Magd, die ihm gegenüberstand, konnte seine Fragen nicht beantworten. Er sah daher wohl ein, daß die Sache auf diese Weise nicht zu ergründen sei, und beschloß, mit dem Namen der Straße und Hausnummer versehen, morgen vor dem Stadtrathe zu erscheinen, und dort die Auskunft zu erbitten. Er brachte eine unruhige Nacht zu. So nahe seinem Ziele, quälten ihn Zweifel aller Art. Er malte sich das Resultat seiner Bemühungen in den verschiedensten Farben aus, bald war es eine lichte Hoffnung, bald zogen sich die Schatten des Todes darüber, und was er gewann, war wieder ein trauriges Nichts. So fand ihn der erwachende Morgen, und ehe der schläfrige Städter noch daran gedacht, seine Läden zu öffnen und sein Tagewerk zu beginnen, war er schon hinausgestürmt in die noch leeren Straßen und stand im Anschauen der Wohnung versunken, die ihm die Geschichte seines Eintritts in die Welt erzählte. Erst um die neunte Stunde wurde er bei den Autoritäten der Hansestadt vorgelassen, und die Auskunft, die man ihm hier ertheilte, mußte jede weiteren Bemühungen unnütz machen! denn schon um die Mittagsstunde stand sein Wagen angespannt vor der Thüre, und führte ihn rasch wieder seiner jetzigen Heimath zu, wo er eine Pflicht am Grabe zu lösen hatte, die ihm heilig war.

Spät um Mitternacht erreichte er sein Ziel, als tiefe Ruhe die Bewahner des Städtchens eingewiegt, und Niemand seiner Rückkehr mehr gewärtig war. Er pochte leise und dann lauter und lauter; denn auch die Wächterin der Todten war im Schlummer versunken, und rieb noch die schlafmüden Augen, als sie ihm mit dem Lichte entgegentrat.

Die Bahre der Todten, in ihrer schwarzen Bekleidung, stand auf dem Flur, und bot ihm ein düsteres, vielleicht Uebel weissagendes Willkommen. Er glitt an derselben vorüber und erreichte sein Zimmer, wo er sogleich eine Lampe anzündete und den Rest der Nacht mit Schreiben zubrachte. Der grauende Morgen fand ihn noch bei dieser Beschäftigung, und die vielen zerrissenen Papierstück-

Digitized by Google

chen, die den ganzen Boden bedeckten, bezeugten deutlich, wie häufig der Schreibende ein Blatt als ungenügend, verwoefen, bis er endlich einen Brief abgefaßt, den er, nach nochmaliger ernster Prüfung, faltete, versiegelte, und dann selbst auf die Post trug.

Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust, als er diese Arbeit vollendet; es war wie ein Gottlob! das er einer Frage an das Geschick nachsandte, und dann mit sinnender Miene der Antwort haerte. —

Die Stadt Münster mit ihren Thürmen und Dächern und geschichtlichen Erinnerungen schaut ernst über die flache Landschaft hin, in welcher die Pumpernickel essenden Westphalen nach ihrer Väter Weise lieben, leiden, sterben. Weder Land noch Stadt machen einen heitern Eindruck. Hier hausten die störrischen alten Sachsen und hier wurde lange noch den Göttern geopfert, als andere Völker schon den dreieinigen Gott verehrten. Das Klima ist hier rauh, wie der Bewohner, der sich düster an das einmal Hergebrachte hält, und das Vorrücken des Zeigers an der großen Zeitenuhr kaum gewahrt.

Am Marktplatz der gewichtigen Hauptstadt der Provinz sehen wir in einem großen Hause einen Familienkreis um den Frühstückstisch versammelt. Der Herr Regierungsrath Werther, im Schlafrock und Pantoffeln, die lange Pfeife im Munde, tritt eben in das Gemach.

„Hier sind Briefe, Kinder!" damit wirft er deren mehrere auf den Tisch, und entfernt sich wieder. Jeder reklamirt nun sein Eigenthum. Der Herr Lieutenant, das älteste Kind des Hauses, streicht sein Knebelbärtchen, und liest schmunzelnd ein Paar Episteln auf Rosenpapier, schön duftend, mit goldenem Rändchen.

Laura und Bertha studiren andächtig ein Schreiben, das von einer abwesenden Freundin, einer frühern Schulgenossin, eingelaufen ist, und Ernst, der jüngste Sohn, dem die Post Nichts gebracht hat, benutzt das Beschäftigtsein der Uebrigen, um seine Taschen mit Zwiebacken zu füllen. Die Frau Regierungsräthin aber, eine stattliche Frau in den Fünfzigen, sucht nach ihrer Brille, befestigt dieselbe bedächtig auf ihrer Nase und nimmt dann in ihrem Armstuhle am Fenster Platz, um ein Schreiben durchzugehen, das ihr von gänzlich unbekannter Hand zugekommen ist. Vielleicht wieder ein Bettelbrief, denkt sie und liest:

„Verehrte Frau!"

„Mit dieser Anrede muß Ihnen ein anscheinend Fremder entgegentreten, während sein Herz eine Benennung wählen möchte, nach der alle seine Pulse schlagen."

Welche Anrede! denkt die Frau Regierungsräthin. Der Mensch muß von Sinnen sein, — wenn er nicht vielleicht um eine der Mädchen anhalten will. Sie beruhigt sich in diesem Gedanken und liest weiter.

„Errathen Sie, wie ich Sie nennen möchte?" Errathen Sie, wer es ist, der diese Zeilen an Sie richtet? Hat die Natur denn nicht eine Sprache, die schon der Instinkt dem lallenden Kinde lehrt, um sich der Mutter verständlich zu machen? Vernehmen Sie diese Sprache nicht, wenn Sie dieses Schreiben entfalten, und wissen mit Ihrem Herzen mich zu nennen?"

„Hier sitze ich — in dem Hause und in dem Stübchen, wo ich vor dreißig Jahren das Licht der Welt erblickte. Glückliche Zeit! wo mich die Arme meiner Mutter wiegten!"

„Vor meiner Thüre auf der Bahre liegt die Frau ausgestreckt, die meiner Mutter damals Beistand und Pflegerin war."

„Gibt es nun eine Vorsehung oder ist Alles bloßer Zufall? Sonderbar, daß mein Weg mich gerade hierher führen, daß mein Wanderleben gerade hier sein Ziel finden mußte, in dem Augenblicke, wo der schwache Lebensfunken dieser Frau dem Verlöschen nahte, und ihr getrübtes Auge nur noch Sehkraft genug besaß, den Sohn meiner Mutter in mir zu erkennen. So weit ich zurückdenken kann, bis in die erste Zeit der Kindheit, war es mein Sehnen, den Namen Mutter zu lallen. Wenn andere Kinder von ihren Eltern und Brüdern und Schwestern sprachen, dann flüchtete ich mich in mein einsames Kämmerlein, und weinte, daß ich diese Bande nicht kannte. Wenn andere Kinder, bei einem Schmerze, einer Täuschung, durch die sanft mahnende Stimme der Mutter Trost und Beruhigung fanden, dann schrie ich doppelt wild in das Leben hinaus, weil mir die Versöhnung fehlte, die allein die Liebe gibt."

„So sind die Jahre an mir vorüber gegangen, Aus dem Knaben wurde der Jüngling, aus dem Jüngling der Mann, aber mein Sehnen blieb dasselbe. Das Leben hat mir Manches geboten; aber keinen Ersatz für die fehlenden Familienbande! Wohin ich blickte, wohin ich wanderte, trat mir überall das Räthsel meiner Existenz, wie ein großer Schmerz, entgegen, den zu überwinden meine ganze Kraft erfordert wurde. In diesem Ringen stählte sich mein Sinn; doch nur nach Außen hin, der Kern blieb weich und leicht verletzbar."

Digitized by Google

„Was ich fühlte, als ich in diese kleine Wohnung trat, und meine Wirthin, nachdem sie mich mit forschendem Blicke geprüft, die Frage an mich richtete: „wer war denn Ihre Mutter?“ das drücken keine Worte aus. Ich wurde roth und bleich vor dieser Frage, und stammelte eine Antwort, die keinen Sinn hatte. „Wer war denn Ihre Mutter?“ fragte sie mich, und ich sollte bekennen, daß ich es nicht wußte, daß ich sie nie gekannt, nie den Namen derjenigen gehört, die mir das Leben gegeben? Ich sollte bekennen, daß meine Mutter nie nach mir gefragt? — Ein bittres Gefühl stieg in meinem Herzen auf. Womit hatte ich es verdient, daß gerade in meinem Falle die Natur ihre ewigen Rechte nicht geltend machte, daß gerade ich die Ausnahme war, die, wie der Engländer sagt, die Regel beweist! — Und dennoch that mir diese Frage auch wieder wohl, sie führte den Verwaisten momentan wenigstens darauf hin, daß auch seine Beziehung zu der großen menschlichen Familie nicht fehle, wenn er nur das Glied finden könnte, das hier die Kette bilde.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Höflichkeit.

Wenn aff'n Land a Kind wörd taft
Gibts allamoal an Schmaus;
Der Pfarra und der Gvatter geiht
Gleih nauch der Taf ins Haus.
Dau richt mer ihn'n z'Essen oh',
A Wöier iß scho dau,
Und wenn's den Leut'n all'n schmeckt,
So iß der Bauer frauh.

Senn freili nit wöi in der Stod
Di Teller dau von Zieh';
Dau schneid mers Braud in d'Schüssel nei',
Und stellt's den Leut'n hih.
Doch merkt mer wou der Pfarra sitzt,
Dau schneid mer Semmel ei,
Mit schwarz'n Braud, dau könna scho
Die Bauern z'fried'n sei.

Oetz steiht die Schüssel aff 'n Tiesch;
Doch z'erst bett mer schöi,
I sieg döi Bauern alli zamm
No um a Tiesch rumm stöih,
A Dutzet G'setzla bet'ns her,
Ih glab fi langa niet,
Su iß halt aff 'n Land der Brauch,
Und dau bett alles miet.

Und nauch'n „Amen“ setzt mer sih,
Mer b'sinnt sih nimmer lang,
Heunt vber gits an Aff'enthalt,
Und dös gear um a Rang.
Der G'vatter iß da derer Taf,
Von der ih schreib'n thou,
(Häits freili soll'n eiher scho
Derwöhna) ner a Bou.

Der schömt sih no: und is sn grauß,
Und sufzi Jauhr olt;
Oetz will er nit zon Pfarra hih,
Su werd di Supp'n kolt.
Dau sagt der Pfarra: Löiber Hanns,
Wos macht er Kumplament,
Er is amoal der G'vatter heunt,
Er sitzt zor recht'n Hönd.

Oetz kröigt er s'Herz, wee sicht er denkt:
Oetz bin ih grauß und g'scheid.
Set' Voter setzt sih neber ihn,
Und nau die andern Leut.
Dau sicht der Bon des eiberstmoal
Wöi wuhl di Eiher thout,
A jedes langt in d'Schüssel nei',
Es schmeckt an jed'n gout.

Su essen's, und mei Hanns derwischt
Amoat ann Brock'n weiß
Und führt ins Maul. Der Alt derschrickt
Und sagt zon Boub'n leis:
„Den Herr'n käihert ner des weiß
„Du moust sei' hüsli sei“,
Gleih thout er n'Biss'n aß 'n Maul,
Und werft'n wieder nei'.

Auflösung des Räthsels in Nr. 12.

Dose.

Räthsel.

Japan ist mein Vaterland,
Ehina wohl auch eben,
Im geselligen Verband
Werd' ich Abends ausgegeben,
Dabei wird musicirt,
Und deklamirt,
Und diskutirt,
Und die Welt trenchirt,
Doch auch die Kranken gebrauchen mich.
Dann bin aus verschiedenen Pflanzen ich.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 14. Erscheint jeden Sonntag. 17. Oktober 1858.

Mutter und Gattin.

(Fortsetzung.)

Die Regierungsräthin las weiter:

„Von dieser Stunde an zog die Hoffnung einer solchen Möglichkeit wieder in mein Herz ein, und mein Sinnen und Denken war diesem Ziele zu gerichtet. Die gute Frau, die dieses Schimmern eines jungen Tages in meinem Herzen heraufbeschworen, wurde meine Vertraute, und bemühte sich mit mir, dem Faden nachzuspüren, der über den Anfang meines Lebens hinausreichte. Sie hatte eine Dame gekannt, die mir ähnlich gesehen und die vor dreißig Jahren in ihrem Hause gewohnt; ein Brief, den diese in einem Schiebfache vergessen, war das einzige von derselben zurückgelassene Andenken, und dieser Brief lag in einem Koffer neben dem Sterbekleide meiner guten Wirthin. Sie suchte ihn jetzt aus diesem traurigen Zufluchtsorte hervor und reichte mir das vergelbte Schreiben.

„Wie ein Schiffbrüchiger auch das kleinste Brettchen wie einen Retter ergreift, so auch haschte ich nach diesem der Vergessenheit geweihten Blatte. Meine vor Bewegung zitternde Hand hielt es Anfangs kaum. — Als ich dann las — soll ich Ihnen seinen Inhalt wiederholen? — es ist an Anna von Both gerichtet, — als ich dann las, entzifferte ich nur die Versicherungen der Liebe eines Mannes, der nach Griechenland geeilt, dort den Kampf der Freiheit mitzumachen. War dieser Mann vielleicht mein Vater? — Wie tief ergriff mich diese Frage, deren Beantwortung ich heute von Ihnen heische. War dieser Mann mein Vater? — Hat er sich auf den Gefilden von Missolunghi einen Grabstein errichtet? — O bitte! sagen sie es mir! dann darf mein Blick doch, wenn er über die Erde schweift, auf einem Punkt haften und sagen: hier knüpfst Du mit der Vergangenheit an, Du bist nicht mehr ein abgerissenes Blatt aus dem Buche des Lebens." —

„Ich kehre erst heute, erst in dieser Stunde aus Bremen zurück, wo ich das Haus meines Großvaters gesucht, das mir den Weg zu meiner Mutter zeigen sollte. Ich bin in Beidem erfolgreich gewesen und trete nun mit neuem Lebensmuthe mit der Menschheit in die Schranken, zu der ich jetzt in einer anderen Beziehung stehe. Ich habe ja eine Mutter! O! wüßten Sie, wie mein Herz bei der bloßen Nennung dieses Namens schlägt, und wie es brennt, sich an dem Ihrigen zu fühlen! — Wonniger Gedanke! Mit fieberhafter Ungeduld sehe ich Ihrer Antwort entgegen, die mich auf Flügeln zu Ihnen tragen soll."

„Robert."

Die Regierungsräthin hatte zu Ende gelesen; aber noch immer hing das Blatt zitternd in ihrer Hand, und die Farbe der Röthe wechselte mit tödtlicher Blässe auf ihren Wangen. Sie warf einen scheuen Blick umher. Hatte sie Jemand beobachtet? Wo waren ihre Kinder, blickte wirklich keines derselben ihr über die Schulter in dieses unselige Blatt? — Errieth Niemand, von wem dieser Brief kam? — Eben trat ihr Gatte wieder herein. Schnell faltete sie das Blatt zusammen und steckte es zu sich, während sie sich erhob und unter anscheinender Geschäftigkeit ihee Verwirrung verbarg.

„Von wem kam denn Dein Brief, liebe Frau?" fragte er sie theilnehmend. „Die Handschrift war mir ganz unbekannt."

„Von meiner Putzmacherin," antwortete sie kurz und ruhig.

„Die Person schreibt eine recht männliche Hand, das muß ich gestehen. Das weiß übrigens der Himmel, woher Ihr Weiber nicht Putz beziehen müßt! Man sollte doch denken, Münster liefere eben so gute Sachen, als ein so elend kleiner Ort."

„Das ist Geschmackssache, lieber Werther, und es lohnt wirklich kaum der Mühe, daß Du Dich darüber ereiferst."

„Sei nur nicht gleich so empfindlich, Anna, es war nicht böse gemeint, das weißt Du, schon weil ich Dir

Digitized by Google

nie das Geld vorenthalte zur Befriedigung dieser kleinen Launen."

„Launen nennst Du das, wenn man sich seinem Stande gemäß zu kleiden bemüht ist, Werthee. Es ist am Ende eine Mühe, die ich eben so sehr in Deinem, als in meinem Interesse unternehme."

„Ha, ha, ha! Gut geantwortet, Anna! Du kleidest Dich also, um mir Ehre zu machen. Brave Frau! Und hast den Briefwechsel mit dieser Putzmacherin, die eine so männliche Hand schreibt, auch nur mir zu gefallen. So laß doch einmal sehen, wie denn dieses Mannweib sich ausdrückt."

„Wer wollte sich um solche Kleinigkeiten kümmern!" sprach die Regierungsräthin unmuthig und verließ das Zimmer, um sich in ihrem Kabinet einzuschließen. — Hier athmete sie hoch auf, die Wände hatten doch keine Augen.

Sie zog den Brief hervor und durchlief ihn noch einmal. War es denn möglich, daß dieses längst vergessene Kind lebte und sie als Mutter reklamirte? Was wollte es von ihr? Was konnte sie ihm leisten, das nicht Schimpf und Schande mit sich brachte und ihren guten Namen befleckte? — Was würde ihr Mann sagen, wie würden ihre Kinder auf sie blicken, wenn sie diese Jugendverirrung erführen.

Vor einer Stunde noch saß sie da, geliebt, geachtet von Allen, die sie kannten, und nun sollte ein Wort das Gebäude so vieler Jahre zernichten? Warum hatte sie der Tod nicht lieber ereilt, ehe das Leben ihr Alles kostete, was hienieden Werth für sie hatte. Sollte sie der Natur zuvorkommen, ehe die Schande sie traf. — Aber nein! Dann wurde ihr ja ein ehrloses Grab hinter der Mauer. Und außerdem noch war die Regierungsräthin eine fromme Christin, welche die ewige Strafe fürchtete und häufig das Sakrament nahm, um sich mit ihrem Gotte zu versöhnen. Daß ihr Gewissen dabei nie eine mahnende Stimme erhob, und sie erinnerte, ihr erstgebornes Kind mit in die Zahl ihrer Mutterpflichtigen einzuschließen, dafür konnte sie ja nicht. Sie hatte die Existenz desselben ja vergessen, wie sie sagte, und konnte für die Schuld ihres Gedächtnisses nicht büßen.

Sie warf sich auf die Knie und betete, betete heiß und brünstig, aber kein Lichtstrahl wollte in ihre Seele fallen. Das Faktum blieb unwandelbar fest; der Sohn forderte die Mutter! — und was sollte sie dieser Aufforderung entgegensetzen? — Thränen erleichterten endlich die beängstigte Brust, Thränen des Mitleids mit sich selbst. Gab es eine verlassenere Lage, als die ihrige? Konnte sie auf dem weiten Rund der Erde ein Ohr finden, dem sie ihre Sorge mit Ueberzeugung zu vertrauen vermochte? — Stand sie nicht ganz verlassen da, ohne einen Rath, einen Trost, oder den Beistand eines Freundes, ihres Gatten? — Wenn sie ihm Alles vertraute? — Nein, nein! Er würde sie verstoßen. — Es war keine Rettung für sie! Nur der Tod konnte ihr noch helfen und sie vor dem größeren Uebel, der Schande sichern. —

Sie seufzte tief und schwer.

Vor einer Stunde noch war sie die glückliche Mutter und Gattin, die geachtete Frau, die geschätzte Freundin, und jetzt! — Wem konnte sie jetzt noch mit freier Stirn entgegentreten? Dieser Störer ihres Friedens, was gewann er, indem er sich an ihre Ferse heftete? — Eine Mutter ja doch nimmermehr. — Sie hätte ihn hassen mögen um seiner Zudringlichkeit willen! War ihre Schuld nicht begraben, die Vergangenheit mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt, wenn er ihn nicht mit frevelnder Hand lüftete! — Eine Frau in ihrer Stellung als seine Mutter zu reklamiren, war ein Unternehmen, das an Wahnsinn grenzte.

Sie mußte ihm aber doch antworten. Sie ging seinen Brief noch einmal aufmerksam durch und beschloß dann, ihm auf eine Weise zu entgegnen, die sie nicht kompromittire und ihm doch fühlbar mache, wie wenig willkommen er ihr als Sohn sei. Mit einer leisen Hoffnung, ihn auf diese Weise entfernt zu halten, ergriff sie die Feder und schrieb:

„Sie können ermessen, wie sehr ich durch Ihr Schreiben von diesem Morgen überrascht wurde, Herr Robert! — Ich bezweifelte fast, daß es an mich gerichtet sei, an die Gattin des Regierungsraths Werther, dem der Inhalt kein willkommener sein kann. Sie kennen die Welt genug, um zu begreifen: daß es, bei aller Theilnahme für Ihr Geschick, einer Frau in meiner Stellung unmöglich ist, Sie in ihren Kreis zu ziehen. Bedenken Sie das und fügen Sie sich in das Unvermeidliche. Der Segen für ein solches Verzichtleisten wird Ihnen nicht ausbleiben, und was mein Gebet von dem Höchsten für Sie ermitteln kann, das soll Ihnen nicht ermangeln.

Mit tiefem Bedauern und wahrem Antheil an Ihrem zeitlichen und ewigen Wohle unterzeichnet sich

Anna v. Werther."

Digitized by Google

Gottlob! das ſchwierige und peinliche Geſchäft war abgethan. Die Regierungsräthin las noch einmal prüfend jedes Wort und überzeugte ſich, daß daraus kein Schluß auf das Verhältniß zu dem jungen Manne zu ziehen ſei. Beruhigt durch dieſe Gewißheit, adreſſirte ſie den Brief mit erleichtertem Herzen und drückte dann ihr Siegel darauf. —

Wer ſollte ihn nun aber auf die Poſt tragen? — Sie kannte das Plaudern der Domeſtiken und wollte deren Diskretion den Namen der Adreſſe nicht vertrauen. Sie mußte ihn ſelbſt beſorgen. Eilig kleidete ſie ſich an und ſchlüpfte unbemerkt aus dem Hauſe. Als ſie um die Ecke der Straße bog, kam ihr ihr Sohn, der Lieutenant, entgegen.

„Welch Wunder des Himmels! ſo früh ſchon auf der Straße, liebe Mama?“ rief er ihr entgegen.

Die Regierungsräthin ſah verdrießlich aus. — Wie konnte ſie ſeiner am Beſten los werden?

„Gut, daß Du gerade des Weges kommſt, Hugo!“ ſagte ſie.

„Ich habe die Rechnung des Buchhändlers vergeſſen, die ich bezahlen wollte, gehe nach Hauſe zurück, laß ſie Dir von Bertha geben, und bringe ſie mir nach.“

Der Sohn folgte der Weiſung, und die Regierungsräthin eilte nun mit doppelten Schritten ihrem Ziele zu, das, Dank der Größe des Ortes, bald erreicht war. — Aber! — konnte ſie dem Poſtbedienten eigenhändig den Brief übergeben. Würden dieſe nicht darüber plaudern, und das Gerede der Stadt ihrem Manne zu Ohren kommen! — O! Fluch der kleinen Städte, wo eine tugendhafte Frau auf jedem Schritte ausgeſpäht iſt. Sie mußte wahrlich noch einen Umweg zu ihrer Wäſcherin machen, und die alte Frau bitten, den Brief, der Eile habe, doch ſchnell für ſie auf die Poſt zu tragen, und erſt als dieſe vor ihren Augen mit ſchnellen Schritten den Weg antrat und eben ſo ſchleunig wieder zurückkehrte, fühlte ſie ſich in Sicherheit und bezeugte durch ein kleines Geldgeſchenk ihre Zufriedenheit. Nun kehrte ſie, ohne des Rendezvous mit ihrem Sohne zu gedenken, nach Hauſe zurück, wo ſie erſchöpft und traurig auf ihr Bett ſank.

Die gewaltige Gemüthsbewegung dieſes Morgens hatte ſie angegriffen und das Verhehlen derſelben das Uebel noch geſteigert. Sie klagte über heftigen Kopfſchmerz, und der herbeigerufene Arzt erklärte, daß ein gaſtriſches Fieber im Anzuge ſei.

„Iſt Gefahr dabei?“ fragte ſie ihn dringend, und als er verneinte, legte ſie traurig das Haupt in die Kiſſen, und blieb ohne alles Intereſſe für ihre Umgebung und was ſonſt um ſie vorging, in dieſer Lage wie unbeweglich.

Im Laufe des folgenden Tages hielt Robert bereits die ſo ſehnlich erwartete Antwort in ſeiner Hand, die er mit zitternder Hand entzifferte. Aber wieder und wieder mußte er leſen, ohne daß ihm der Inhalt verſtändlich wurde. Das war nicht die Sprache einer Mutter, welcher der Sohn ein liebeglühendes Herz entgegenträgt? — Sie konnte das nicht ſelbſt geſchrieben haben, nein! das war gar nicht möglich. Es wäre ein grauſamer Hohn, denjenigen, dem ſie die Liebe von dreißig langen Jahren ſchuldete, nun zum Erſatz auf den Himmel zu verweiſen.

Jedes ihrer Worte ſchnitt mit grauſamer Schärfe in ſeine Bruſt. Nein! Auf dieſe Weiſe kaufte ſie ihn nicht ab. So leicht verzichtete er nicht auf den Traum ſeines ganzen Lebens, ſo leicht gab er den Wunſch nicht auf, daß die Mutter ihm die Braut zuführe. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb:

„Meine Mutter!

„Vergebens richten Sie an mich dieſe kalte Sprache des konventionellen Lebens, die ich nicht verſtehe. Sie weiſen den Sohn damit nicht zurück, im Gegentheil! — Nur um ſo eifriger begehrt er den Moment, wo Sie, Angeſichts ſeiner, der Natur ihr Recht einräumen und der ewigen Mahnung Gehör geben, die Sie mit warnender Stimme aufruft, Ihrem Sohne Mutter zu ſein.“

„Die Liebe, ich ahne das wohl, war das Band, das Sie mit meinem Vater vereinigte, und dieſe Liebe, die einſt Ihre Seligkeit war, wollen Sie jetzt in Vergeſſenheit hüllen? — Dürfen Sie das aber? — Hatten Sie damals den Muth, glücklich zu ſein, ohne die Welt um ihr Veto zu fragen; ſo beweiſen Sie nun dieſelbe Stärke, wenn der Sohn Sie an die Mutter mahnt. Sie ſchulden mir viel; tragen Sie ein Weniges ab von dieſer Schuld, ſonſt möchte Ihre Rechnung im Jenſeits, meinem Vater gegenüber, zu hoch ſummiren. Traurig genug, daß ich Sie mahnen muß an dieſe Pflicht, welche ihr Herz Ihnen während dreißig langer Jahre täglich hätte zurufen ſollen.“

„Ich folge dieſem Briefe auf dem Fuße. — Ich ſteige im Hôtel de Pruſſe ab, und erwarte dort Nachricht von Ihnen, wo und wann ich Sie ſehen

Digitized by Google

soll. Worte halten mich nicht zurück. Es braucht ja nicht im Angesichte der Menschen zu sein, dort bleibe ich Ihnen ein Fremder, wenn Sie wollen; aber allein mit Ihnen will ich die Mutter sehen, will mich Sohn nennen hören, will einmal an dem Herzen ruhen, das mir das Leben gegeben."

„Uebermorgen denke ich dort einzutreffen. Lassen Sie mich wo möglich schon eine Zeile von Ihnen vorfinden, denn ich brenne vor Verlangen nach diesem Sehen, und kann die Stunde nicht erwarten, wo ich Sie sehen soll. —"

Ihr Robert."

Die Regierungsräthin hatte eine unruhige Nacht zugebracht. Der Arzt fand sie am Morgen ernstlich krank und fing an, ihren Zustand bedenklich zu finden. Die Fenster wurden verhängt, die größte Ruhe empfohlen und das ganze Haus nahm die feierliche Stille an, wie die Gefahr eines theuren Familienglieds sie bedingt. Als der Abend kam, hatte das Fieber demungeachtet einen noch höheren Grad erreicht, und wilde Phantasieen stellten sich ein, während welcher die Regierungsräthin kaum im Bette festzuhalten war. Besorgt schlichen Söhne und Töchter an die Thüre des Krankenzimmers, aus dem sie jetzt verbannt waren, und ängstlich fragende Blicke folgten dem Arzte, so oft er in dasselbe trat, oder stumm und mit einem Kopfschütteln das Haus verließ.

(Schluß folgt.)

Wilde Herzblätter.

1.

Quellen murmeln, Flüsse schwatzen
Bäche plaudern, Ströme rauschen,
Doch Gedanken sind nicht drinnen,
Wenn wir ihren Tönen lauschen.

Wellen kommen, Wellen gehen,
Eine hascht sich mit der andern,
Doch der Strom nur kann bestehen,
Und die Wellen müssen wandern.

Nur das Meer ist sinnig, schweigsam,
Ruhend in Gedankenstille,
Wie die reuevollen Blätter
Aus dem Buche der Sybille.

Wenn an seiner Denkerstirne
Sich die vollen Adern schwellten,
Rangen sich aus seinem Busen
Riesige Gedankenwellen.

Wenn es dann sein Zürnen, Großen
Hören läßt im Sturmesworte,
Trägt uns seiner Wogen Predigt
Hoch empor zur Himmelspforte.

2.

Eine Welle springt an's Ufer,
Wirft die Muschel an das Land,
Springt zurück dann in die Wogen,
Läßt die Muschel an dem Strand.

Und die Muschel weint im Stillen,
Schlürft die Thräne, die sie weint,
Und zur hellen, schönen Perle
Wird die Thräne da versteint.

Und es kömmt ein schmuckes Mägdlein,
Schlägt die Muschel auseinand',
Schmückt sich mit der hellen Thräne,
Die als Perle sie hier fand.

So auch mit dem Lied des Sängers
Schmücket lustig sich das Land,
Mit der Thräne, die das Liedchen
Aus dem tiefsten Weh sich wand.

Niemand denkt, daß Leid und Wehmuth
Hier zum Liede sich gepaart
Und daß diese Liedesperle
Aus der Brust gerissen ward.

Auflösung des Räthsels in Nr. 13.

Thee.

Räthsel.

Ich bin ein Thürlein in einem Haus,
Wodurch viel hineingeht und nichts heraus.

Nicht Körper treten mit Füßen ein,
Es müssen Geister auf Schwingen sein.

Und wie Etwas eintritt durch mich in das Haus,
So kommt' ich's auch gleich auf der Stelle aus.

Ich lasse Alles in's Haus hinein,
Es mag dem Herrn recht oder unrecht sein.

Und ist's einmal drinnen, heraus geht's schwer,
Oft bringt er es les gar niemals mehr.

Wenn manchmal hineingeht ein Dumdideldei,
So springt und tanzt der Hausherr dabei.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 15. Erscheint jeden Sonntag. 24. Oktober 1858.

Mutter und Gattin.

(Schluß.)

Der Morgen des vierten Tages brach endlich an und fand die Kranke etwas beruhigter, so daß sich erwarten ließ, der Schlummer werde sich auf ihre matten Augenlider senken und ihr Genesung bringen. Aber man hatte zu frühe gehofft. So wie die achte Stunde schlug, richtete sie sich wild im Bette empor und verlangte zu wissen, ob die Post ihr keine Briefe gebracht.

Kein Bitten, kein Zureden half, sie drohte aus dem Bette zu springen, wenn man ihr nicht sogleich willfahre und ihr einhändige, was für sie eingelaufen sei. Man berieth sich mit dem Arzte, und dieser hielt es für das Gerathenste, ihr nachzugeben; — nur sollte man ihr das Versprechen abnehmen, für heute nur einen der Briefe zu lesen. Sie willigte ohne Bedenken in diese Zumuthung und erhielt nun, was sie begehrte. Mit raschem Blicke überflog sie die Adressen und erkannte mit starkem Herzklopfen die gefürchtete Handschrift. „Ich wünsche allein zu sein", herrschte sie ihrer Umgebung zu. „Daß man mich gleich wie ein Kind behandelt, wenn ich drei Tage Kopfschmerz habe, ist wahrer Unsinn. Geht jetzt Alle hinaus, und ich will versuchen zu schlafen."

Man folgte dieser strengen Weisung und ließ sie im Zimmer allein.

Die Jungfer saß versteckt hinter den Vorhängen des Bettes und rührte sich nicht. Die Regierungsräthin begrub den Kopf in die Kissen und stellte sich schlafend, leise aber, ganz leise zog sie dabei den Unglücksbrief hervor und erbrach vorsichtig das Siegel. — Himmel! — Er war schon in der Stadt, — vielleicht schon vor dem Hause. — Um Gottes willen! Wie hier Rettung finden!

„Lisette!" herrschte sie der Jungfer zu. Diese schlich leise an das Bette. „Verschließe die Thüre und bringe mir Tinte und Feder!"

Das Mädchen wollte Einwendungen machen.

„Du gehorchst mir, oder Du verlässest meinen Dienst!" befahl sie. „Ich weiß ganz gut, was ich fordere, und verbitte mir alle Gegenrede. Ich schreibe jetzt ein Billet, mit diesem schleichst Du Dich aus dem Hause, so daß Dich Niemand sieht, und lieferst es an die Adresse ab; richtest Du diesen Auftrag geschickt aus und kehrst an mein Bette zurück, ohne daß man Deine Abwesenheit bemerkt hat; — so kannst Du Dir ein Kleid aus meiner Garderobe wählen. Verräthst Du mich, oder bist Du ungeschickt, so betrittst Du die Schwelle dieses Zimmers nicht wieder. Darnach richte Dich!"

Das Kleid wirkte und Lisette reichte stumm das Verlangte hin. Die Regierungsräthin schrieb mit zitternder Hand:

„Ihr Brief trifft mich im Bette. Die heftige Gemüthsbewegung hat mir ein Fieber zugezogen. Gedulden Sie sich! — Sobald ich das Haus verlassen kann, komme ich zu Ihnen; bis dahin haben Sie Barmherzigkeit und erzwingen Sie keinen Zutritt bei mir. Ich bin Ihnen freundlich gewogen und segne Sie!

Anna v. W."

Diese wenigen Zeilen waren nicht schnell geschrieben. Als sie sie endlich mit großer Anstrengung auf das Papier geworfen und die Adresse geschrieben hatte, mußte Lisette das Billet versiegeln, während die Regierungsräthin halb ohnmächtig in die Kissen zurücksank. Mit matter Stimme befahl sie dann noch, sie während ihrer Abwesenheit einzuschließen und im Uebrigen genau zu thun, wie sie geboten; dann sank sie scheinbar in einen leichten Schlummer und öffnete auch im Verfolge des Tages die Augen nicht wieder.

Als der Arzt am Abend vor ihrem Bette erschien, war er verwundert, daß seine Mittel auch gar nicht angeschlagen. Er schüttelte bedenklich den Kopf. Die Symptome der Krankheit waren so wenig Gefahr drohend, daß er nicht begriff, woher diese Abnahme der Kräfte und die fortwährenden Fieber kamen. Es mußte eine Ursache zum Grunde liegen, die er nicht ermittelte; die Kranke mußte irgend einer heimlichen Sorge nachhängen, die

Digitized by Google

den Schlaf von ihren Augen ſcheuchte. Er nahm ihre Hand in die ſeine und ſah ſie ſinnend an. Was konnte es ſein, das auf ihrem Herzen laſtete? — Er war ſeit einem Dutzend Jahren Hausarzt in der Familie und hatte den ruhigen Gang ihrer Lebensſchickſale ſo ununterbrochen fortſchreiten ſehen, daß hier kaum von einem Kummer die Rede ſein konnte, der dem geſchätzten Freunde des Hauſes nicht auch mitgetheilt worden wäre. — Er begriff nicht, was die Kranke quäle! — Brachte die Nacht keine Linderung, ſo mußte er am Morgen ernſtlich in ſie dringen, ihm mitzutheilen, was ſeine Kunſt hier zu Schanden mache, und ihr die Gefahr ihres Zuſtandes vorſtellen; für den Moment aber ſchien es ihm beſſer, jede Aufregung zu vermeiden, und unter Anempfehlung großer Ruhe und eines leichten Schlaftrunkes ſchied er für heute aus dem beſorgten Familienkreiſe.

Als er in ſeine Wohnung zurückkehrte, ward ihm gemeldet, daß während ſeiner Abweſenheit drei Mal ein junger Mann da geweſen, der ihn dringend zu ſehen gewünſcht und die Botſchaft hinterlaſſen habe, er werde um 10 Uhr noch einmal wieder kommen. Der Arzt ging in ſein Zimmer und befahl, daß man den Fremden, wenn er wiederkehre, vorlaſſe. —

Keine halbe Stunde verging und Robert trat bei ihm ein.

„Sie entſchuldigen!“ ſprach dieſer verlegen, „wenn ich mein öfteres Kommen nur ſchlecht motivire und für die Auskunft, die ich erbitte, Ihre Diskretion in Anſpruch nehme. Es liegt mir unendlich viel daran, von Ihnen zu erfahren, ob der Zuſtand der Regierungsräthin Werther gefährlich iſt?“

Der Arzt maß den Fragenden mit einem forſchenden Blicke. „Sind Sie vielleicht ein Verwandter des Hauſes?“ fragte er ſcharf.

Robert erglühte. „Ich glaube nicht, daß meine Theilnahme einer Legitimation bedürfte, Herr Doktor“, verſetzte er, ſich höher aufrichtend und dem Auge des Arztes mit einem ſtolzen Blick begegnend.

„Sie haben Recht, junger Mann! ſagte dieſer begütigend. „Sie können Ihren Antheil ſchenken, wo und wie Sie wollen. Aber über mein Vertrauen können Sie nicht gebieten.“

„Ich kann Sie bitten, mir aufrichtig zu ſein, und das habe ich, meines Bedünkens, gethan. — Die Gewährung ſteht allerdings bei Ihnen.“

„Der Zuſtand der Frau Regierungsräthin iſt bedenklich; die Kranke ſpottet gewiſſermaſſen der Kunſt des Arztes, ich weiß nicht, wie ich ſie angreifen ſoll. Iſt es morgen früh nicht beſſer, ſo ſteht Alles zu befürchten. — Ich habe Ihnen jetzt mit aller Aufrichtigkeit geantwortet, mein Herr! Wollen Sie mein Vertrauen jetzt zurückgeben?“ Er maß ihn ſcharf.

„In welcher Art?“ fragte Robert verwirrt.

„Indem Sie mir frei und ohne Hehl antworten: ob Sie in irgend einer Beziehung zu der Regierungsräthin ſtehen.“

Roberts Auge ſuchte den Boden.. Er wußte nicht, wie er dieſe Frage beantworten, oder wie er ſie umgehen ſollte. —

„Geben Sie ehelich zu Werke, junger Mann!“ fuhr der Aezt fort. „Bedenken Sie, daß es ſich hier um ein Menſchenleben handelt.“

Robert fuhr entſetzt in die Höhe. „Um Gottes willen, Herr Doktor! ſteht es ſo? — Und welchen Einfluß auf die Herſtellung der Kranken kann meine Antwort ausüben?“

„Vielleicht den einzigen, der hier Rettung bringen kann. Sie hat in ihren Fieberträumen von einem jungen Manne geredet, der das Meſſer nach ihrem Herzen zucke; läge dieſen Phantaſien etwa eine Wahrheit zu Grunde?“ —

Robert ſank wie vernichtet auf einen Seſſel und verhüllte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Nun, noch einmal, mein Herr! In welcher Beziehung ſtehen Sie zu der Kranken?“

„Sie iſt meine Mutter!“ rief Robert mit dem Tone eines völlig Verzweifelnden und wollte zum Zimmer hinausſtürzen.

„Halt!“ rief der Arzt; „ſo haben wir nicht gewettet!“ und zog ihn ſanft zurück. „Mit Ihrem Davonlaufen wäre wenig gewonnen; durch Ihr Hierbleiben bietet ſich vielleicht ein Weg der Rettung. Erzählen Sie mir jetzt ganz einfach, wie ſie mit der Kranken ſtehen, und erlauben Sie dem erfahrenen Manne, ſich Ihnen dann als Rathgeber aufzudrängen. — Ihre Mittheilung iſt keine Indiskretion, ſie iſt eine heilige Pflicht; das Leben Ihrer Mutter hängt wahrſcheinlich davon ab. Alſo ohne Umſchweife.“

Robert ſah nun keinen weitern Ausweg mehr, als die ganze Thatſache darzulegen. Der Arzt hörte aufmerkſam zu.

„Gottlob!“ ſagte er, als dieſer geendet, und drückte theilnehmend ſeine Hand. „Sie befähigen mich, eine große Sünde von der armen Frau fern zu halten. Es iſt augenſcheinlich, ſie wollte ſterben, um der Schande zu entgehen, ſich als Mutter zu bekennen. Menſchenfurcht, nicht Gottesfurcht, beherrſcht ſie ſelbſt am Rande des

Digitized by Google

Grabes. Die arme Frau! — Sie müſſen ihr deshalb nicht zürnen. — Es wird hoffentlich noch Alles gut werden. — Armer junger Mann! — Ich bin Ihr Freund, verlaſſen Sie ſich auf mich. Morgen Abend in der Dämmerſtunde erwarte ich Sie hier, dann ſollen Sie das Reſultat meiner Tagesarbeit erfahren."

Sie ſchieden.

Der Arzt kam ſeinem Worte getreulich nach. Als Robert am folgenden Tage bei ihm eintrat, ſtand er ſchon mit Hut und Stock gewaffnet ſeiner harrend und bat ihn, ſogleich mit ihm zu gehen. Ihr Weg führte ſie direkt nach dem Hauſe des Regierungsraths Werther. Leiſe ſtieg der Arzt die Treppe hinauf und bat Robert, auf einem Gange zu verweilen, bis er ihn rufe; dann verſchwand er durch eine Thür, die in das Zimmer führte.

Eine Viertelſtunde verging, die Robert in der peinlichſten Erwartung verbrachte, dann hörte er ein leiſes „Kommen Sie!" und folgte dem Winke der Hand, die ihm den Fingerzeig gab.

Er trat in ein matt erleuchtetes Zimmer, wo eine Dame, von weißen Polſtern unterſtützt, im Bette aufrecht ſaß. Niemand war gegenwärtig; — ſelbſt der Arzt ſchien verſchwunden.

„Mein Sohn!" flüſterte eine Stimme und Robert lag an dem Herzen ſeiner Mutter. Heiße Thränen rollten über ſeine Wangen.

„Segnen Sie mich!" ſtammelte er flehend, und die dünne weiße Hand ſenkte ſich auf ſeine Locken und bat um den Schutz der Allmacht für dieſes verlaſſenen Kindes Leben.

„Sie haben mir verziehen, meine Mutter!" ſprach Robert, ſich halb aufrichtend und den erſten Blick auf das Angeſicht ſeiner Mutter wendend.

„Ich habe Dir Nichts zu verzeihen, mein Sohn, aber Du mir eine große Schuld. Mir galt die Welt mehr als meine Mutterpflicht. Ich verläugnete mein Kind aus falſcher Scham. Vergieb mir, wie Gott mir wird vergeben."

„Es iſt Alles vergeſſen, ſeit ich an Ihrem Herzen ruhe, meine Mutter! Gott erhalte Sie mir! Dann iſt Alles gut."

„Ich werde nicht leben, und es iſt beſſer, daß ich nicht lebe, mein Kind! Die Welt würde ſich auch jetzt noch meiner Mutterpflicht entgegenſtellen."

„Sie müſſen leben, meine Mutter! damit mir der Vorwurf nicht bleibt, Ihre Tage verkürzt zu haben. Laſſen Sie dieſe Schuld nicht laſten auf dem Haupte Ihres armen Kindes."

„Mein lieber Sohn!" ſprach ſie ſanft und ſtreichelte ſeine Wange, „ich ſpreche Dich frei von jeder Schuld. Mich trifft Gottes Hand. Es iſt ſein Strafgericht. Ich ſollte nicht länger mit der Maske der Rechtfertigen unter den Menſchen wandeln, ich ſollte für meine Lügen büßen und bereuen. Ich bin zur Erkenntniß gekommen und kann nun mit geläutertem Herzen vor dem Throne des Ewigen erſcheinen. Nur an Dir möchte ich gut machen können, was ich verbrachen; aber ich kann es nicht, das quält mich. Haſt Du einen Wunſch, den ich erfüllen kann, ſo nenne ihn mir! Er iſt Dir gewährt." —

„Laß mich nicht mehr allein auf der Erde ſein, gieb mir Verwandte, gieb mir eine Familie!"

Die Regierungsräthin ſeufzte und blickte verlegen vor ſich hin. — Ein leiſes Geräuſch hinter dem Vorhange ſagte, daß Jemand das Zimmer verlaſſen habe.

„Ich weiß nicht, wie ich dieſe Bitte erfüllen kann", ſprach ſie endlich traurig. „Ich thäte es ſo gerne! Aber an wen ſoll ich Dich verweiſen, wen ſoll ich bitten, Dir ein Freund zu ſein?"

„Mich!" antwortete eine Stimme und der Regierungsrath ſtand neben dem Bette, gefolgt von ſeinen Kindern. „Wer nicht vergiebt, dem wird auch nicht vergeben, darum, meine Anna, reiche ich Dir über dem Haupte deines Sohnes noch einmal die Hand zum Bunde und nehme ihn in demſelben als Glied unſerer Familie auf. Du warſt mir während fünf und zwanzig Jahren eine treue Gattin, haſt redlich Freud und Leid mit mir getheilt; ſo theile ich auch jetzt mit Dir, was Dich bekümmert. Hätteſt Du Vertrauen zu mir gehabt, gutes Weib, ſo wäre uns dieſe Szene am Krankenbette erſpart worden, und wir hätten beim munteren Mahle den neuen Sohn in unſere Mitte aufgenommen; — aber beſſer noch, er wäre gleich mit unſeren Kleinen aufgewachſen. Das Verſäumte läßt ſich nun nicht einholen; aber gut machen läßt ſich noch Vieles. Darum Muth, liebe Anna! und unſeem Robert ein herzliches Willkommen."

Die Regierungsräthin war wie vernichtet in die Kiſſen zurückgeſunken. — Sanfte Thränen ſtahlen ſich über ihre Wangen, und die Zunge fand keine Worte, ihre Bewegung laut werden zu laſſen. Söhne u. Töchter ſammelten ſich um ihr Bett, küßten ihre Hände und riefen ſie bei den zärtlichſten Namen; der Regierungsrath aber wandte ſich zum Arzte, der mit verſchränkten Armen hinter der Gruppe ſtand, ſchlug ihm auf die Schulter und ſagte: „Alter Freund! haben Sie Hoffnung?"

Digitized by Google

Der treue Freund des Hauſes nickte ſtumm bejahend. —

Wilde Herzblätter.

3.

Wenn ein Herz in einem andern
Seine Heimath hat erkoren,
Gleich als wär' es da erſchaffen,
Gleich als wär' es da geboren;

Gleich als wär' es da geweſen,
Seit es fühlen kann und denken,
Daß ſich ſeine Wurzeln alle
Nur in dieſes Herz verſenken;

Und das Herz muß dann urplötzlich
Dieſes Heimathherz verlaſſen,
Iſt's das bitt're, bitt're Heimweh,
Das ihn tödtlich wird umfaſſen;

Iſt's ein Heimweh nach dem Herzen
Und ein Sehnen und ein Bangen,
Nach den Höhen, nach den Tiefen
Dieſes Herzens zu gelangen.

Dieſes Herzens Heimathſprache
Dieſes Herzens Heimathſterne
Tönen, leuchten um uns wenig
In der heimathloſen Ferne.

Wenn dies Herz nun iſt gebrochen,
Eh' die Heimath es erworben,
Wißt, daß es am ſchwerſten Leide,
An dem Heimweh, iſt geſtorben.

4.

Abends, wenn im Meer des Herzens
Sich die Fluthen legen ſchlafen,
Ziehen die Gedankenſchiffe
Segelmatt zum Schlummerhafen.

All' die kleinen Kähne, Nachen,
Die bis in des Meeres Mitten
Bald mit Freuden, bald mit Leiden
Dieſe Fluth am Tag durchſchnitten,

Schaukeln ſtill ſich auf den Wellen,
Die im Herzen Nachts ſich glätten,
Liegen auf den Silberflammen
Wie auf weißen Dunenbetten.

Ein Gedankenſchiff, ein einz'ges,
Eins nur, das im Schiffes Schilde
Iſt geſchmücket und geheiligt
Mit dem ewig theuern Bilde;

Dieſes Schiff geht nie zu Hafen,
Reſft gar nie die Segelbänder,
Treibt umher ſtets in dem Herzen,
Gleich dem fliegenden Holländer.

Und auf dem Verdecke liegen
Viel verſtümmelt', blut'ge Leichen,
Die im Tod den ſüßen Stunden
Der erſchlag'nen Lieb' noch gleichen.

Dieſes Schiff geht nie zu Hafen,
Feiert Windſtill' nie im Schlummer;
Nacht iſt Nacht nur für die Freude,
Aber Tag für Liebeskummer.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 14.

Ohr.

Räthſel.

Jedem Menſchen iſt es werth,
Keinen gibt's, der's lieb nicht hätte,
Und der, wenn Gefahr ihm droht,
Nicht verſuchte, wie er's rette.
Jeder ſucht es zu erhalten,
Und Befehl der Himmel gibt,
Daß kein Menſch damit darf ſchalten,
Wie es etwa ihm beliebt.
Es zu ſchonen, iſt ihm Pflicht,
Und zerſtören darf er's nicht,
Aber ſo, wie ſich's gebühret,
Daß er es nicht maltraitiret,
Darf es auch nicht ganz allein
Seines Lebens Abgott ſein;
Wär' es ſo, dann würde nie
Allgemeine Harmonie
Sich erhalten hier auf Erden,
Und die Freundſchaft und die Liebe,
So wie alle beſſern Triebe,
Würden leere Worte werden.
Einem Mann, der an dem Dinge
Liebend ganz allein nur hinge,
Legt man einen Namen bei,
Der es ausdrückt, was er ſei,
Dieſer ſtammet vom Latein,
Und mir fällt kein deutſcher ein.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 16. Erscheint jeden Sonntag. 31. Oktober 1858.

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Vor dem Schloßportale zu Berlin saß die Frau Grützmacher bei ihrem Obstkram, den sie schon seit vielen Jahren an dieser Stelle betrieb. Sie war eine stattlich derbe Figur mit kräftigen, von der Sonne gebräunten Armen, gutmüthig, aber auch leicht aufbrausend und dann nicht wählerisch in ihren Ausdrücken, wobei sie manche kräftige Wahrheit sagte. Von ihrem kleinen Handel nährte sie sich und ihre zwei Kinder redlich, seitdem ihr Mann sie heimlich verlassen und mit dem König in den Krieg gezogen war. Einmal hatte er ihr aus dem Lager geschrieben, aber sie ihm nicht geantwortet, weil sie ihm nicht verzeihen konnte, daß er so schlecht an ihr gehandelt. Trotzdem liebte sie ihn noch immer und vielleicht noch mehr, als sie selber glaubte und wußte.

Jetzt war der Krieg zu Ende und die Regimenter kehrten zurück, mit Ruhm bedeckt. Ganz Berlin jubelte, und die Freude war auf allen Gesichtern zu lesen. Das Volk strömte in Festtagskleidern seit dem frühen Morgen durch das Frankfurter Thor, wo man den König und die Truppen erwartete. Dort war auch ein Triumphbogen errichtet und außerdem alle Häuser in den Straßen mit Blumen, Kränzen und Fahnen zum festlichen Empfange geschmückt. Die Schützengilde in neuer Uniform hatte sich bereits aufgestellt, um den sieggekrönten Monarchen bis zum Schlosse zu begleiten, die Herren vom Magistrat waren auch zugegen, und der Bürgermeister wiederholte noch einmal im Stillen die sorgfältig ausgearbeitete Anrede, womit er den König zu begrüßen gedachte. Die weiß gekleideten Jungfrauen, welche bei keinem fürstlichen Einzuge fehlen dürfen, trippelten vor Ungeduld und musterten sich gegenseitig, um zu sehen, welche von ihnen am schönsten gekleidet sei. Ab und zu machte sich ein Berliner Straßenjunge, und solche gab es zu allen Zeiten, das Vergnügen und schrie: „Sie kommen!“ — Dann stellte sich Alles in Positur, reckte den Hals in die Höhe und schaute sich fast die Augen aus, bis es sich zeigte, daß es nur ein schlechter Witz gewesen. Demungeachtet ließen sich die guten Berliner das Warten nicht verdrießen, denn sie liebten den großen König und waren stolz auf ihn und seine unsterblichen Siege. Es war ein Tag der allgemeinen Freude und Begeisterung, wo das Herz eines ganzen Volkes höher schlägt und selbst der Geist des gewöhnlichen Spießbürgers sich getragen von dem großen weltgeschichtlichen Momente fühlt.

Nur die Obstfrau an dem Schloßportal rührte sich nicht von ihrem alten Fleck und saß still, fast theilnahmlos bei dem Jubel aller Welt. Obgleich sonst nicht kopfhängerisch, war sie doch heut innerlich gar tief betrübt. Sie hatte auch hinlänglichen Grund zur Trauer, wenn sie an ihre eigene Verlassenheit und das Schicksal ihrer Kinder dachte. Sie wußte nicht, was aus ihrem Manne geworden, der vermuthlich im Felde geblieben war. Aber wenn er auch gegen ihre Erwartungen zurückkehren sollte, war sie dennoch fest entschlossen, nach wie vor getrennt von ihm zu leben, weil er sie, wie sie glaubte, auf so schändliche Weise verlassen hatte. Der Entschluß stand fest in ihrer Seele, und sie war einer jener kräftigen Charaktere, die ein einmal an ihnen begangenes Unrecht nicht so leicht verzeihen. Falsches Mitleid kannte sie nicht, und wie sie selber zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen streng ihre Pflicht erfüllte, so forderte sie das Gleiche auch von Andern und besonders von ihrer Umgebung. Sie hatte, mit einem gesunden Verstand und gehörigen Mutterwitz ausgerüstet, sich eine eigene Moral und Lebensphilosophie geschaffen, an der sie bei jeder Gelegenheit festhielt. — Außer diesem Kummer drückte sie aber heute noch ein anderes Leid. Der königliche Haushofmeister hatte im übertriebensten Pflichteifer den Befehl ertheilt, ihren bisherigen Stand an dem Schloßportal aufzugeben. Er wollte die brave Frau, die allerdings manchmal zu laut wurde, nicht länger in der Nähe des Palastes dulden und benutzte die bevorstehende Ankunft des Königs, um sie zu entfernen. Was Allen Freude brachte, die Rückkehr des Monarchen, war für sie nur ein Gegenstand der Trauer. Hier an dem Platze hatte sie ungekränkt seit Jahren gesessen, ihre Kundschaft reichlich gefunden, und nun sollte sie die ihr

Digitized by Google

lieb gewordene und einträgliche Stelle verlieren. Das ging ihr durch den Kopf, und sie sann auf ein Mittel, wie das drohende Mißgeschick abzuwenden sei. — Im Nothfalle war sie entschlossen, den König selber anzugehen, denn sie kannte keine Furcht, auch wußte sie, daß der große Friedrich gegen den Niedersten von seinen Unterthanen menschlich war und ein dreistes Wort nicht übel nahm.

Während sie sich mit derartigen Gedanken beschäftigte, näherte sich ihr die Waschfrau Kulliken, ihre beste Freundin. Diese hatte sich zu Ehren des festlichen Tages herausgeputzt und ihre beste Kantusche und ihre höchste Haube angelegt. Am Arme trug sie einen großen Beutel von grünem Sammet, der Pompadour genannt und mit den nöthigen Lebensmitteln vollgestopft, um die Zeit bis zur Ankunft des Königs sich in angenehmer Weise zu verkürzen. Sie forderte die Freundin auf, mit ihr vor das Thor zu gehen und den Einzug anzusehen.

„Geh' Sie nur," antwortete Frau Grützmacher, „allein hinaus; ich muß ja hier bei meinem Krame bleiben."

„Ei was!" entgegnete die Wäscherin. „Heut hat sich was zu kramen. Ganz Berlin ist auf den Beinen, um den Einzug vons Militär durch das Frankfurter Thor zu sehen."

„Ich bin nicht neugierig," sagte die Obstfrau kurz angebunden.

„Ne so was lebt nicht. Ihr Mann kann ja auch mitkommen. Wenigstens sollte Sie sich nach ihm erkundigen, was aus ihm geworden ist."

„Hat er sich nicht um mich gekümmert, so brauch ich mich auch nicht um ihn zu bekümmern. Wie Du mir, so ich Dir. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig."

„Bedenke Sie aber, daß er immer Ihr Mann bleibt und der Vater von Ihren Kindern."

„Ein schöner Mann, der seine Frau verläßt und seine armen Kinder so behandelt. Hat er sich nicht bei Nacht und Nebel fortgestohlen und ist in den leidigen Krieg gezogen?"

„Aber wenn er nun doch wiederkommt und als ein gemachter Mann. — Ich habe mir sagen lassen, daß mancher Soldat ordentliche Beute gemacht, und es selbst schon manchmal ein Gemeiner bis zum Major oder gar Feldwebel gebracht hat. Wird Sie ihn dann auch nicht mögen?"

„Und wenn er selber General wäre und mir die Schürze voll Dukaten schüttete, ich will von ihm Nichts wissen. Er hat mich zu schwer betrübt. Hab' ich nicht wie eine rechtschaffene Frau an ihm gehandelt, ihm gekocht, gewaschen und aufgeräumt? Die Kinder will ich gar nicht rechnen. Zum Lohn dafür läßt er mich sitzen mit den armen Würmern. Damals glaubte ich, daß ich's nicht überleben könnte, aber Noth lehrt beten. Ich habe das Bischen Gerumpel und die Paar Kleider, die ich noch von ihm hatte, verkauft und mit dem Gelde meinen Obsthandel angelegt, der Gott Lob mich und die Kleinen ernährt. Das werd' ich ihm auf dem Todtenbette noch nicht verzeihen, wie er an mir niederträchtig gehandelt hat. Ob er lebt oder gestorben ist, ist mir jetzt partout egal. Wir bleiben unter allen Umständen geschiedene Leute."

Da Frau Kulliken sah, daß die Freundin sich nicht bewegen lassen wollte, sie vor das Frankfurter Thor zu begleiten, und sie selbst Etwas zu versäumen fürchtete, so hielt sie sich nicht länger auf und machte sich allein auf den Weg. Die Obsthändlerin blieb zurück und wischte sich die Thränen aus den Augen, welche sie gegen ihren Willen heimlich und ungesehen weinte, wenn von ihrem undankbaren Manne die Rede war. So sehr war sie noch immer mit ihrem von Neuem aufgeregten Schmerze beschäftigt, daß sie der zu ihr herabgesendete Hoflakei zwei Mal ziemlich derb anstoßen mußte, ehe sie ihn bemerkte.

„Was will Er?" frug sie verdrießlich über seine Störung.

„Der Königliche Herr Haushofmeister", entgegnete der übermüthige Bediente, „läßt Ihr durch mich sagen, daß Sie sich augenblicklich zum Teufel mit Ihrem Krame scheeren soll?"

„Muß das wirklich gleich sein?"

„Auf der Stelle, und ich habe den Befehl, Sie mit Gewalt fortzujagen, wenn Sie nicht gutwillig fortgehen will."

Dabei schickte sich der Lakei an, die Obstkörbe fortzustoßen und somit seine Worte auch sogleich wahr zu machen. Da war er aber an die Rechte gekommen, denn die Grützmacher war keine Frau, die sich eine solche Behandlung und Widerrede gefallen ließ. Mit zornrothem Gesichte und vorgestreckten Armen sprang sie auf von der Bank, auf welcher sie bisher ruhig gesessen hatte.

„Unterstehe Er sich," schrie sie mit nachdrücklicher Stimme, „und rühre Er mir die Körbe an; es kann ihm was passiren."

„Ich bitte mir," antwortete der Hochmüthige, „Respekt vor der Livree des Königs aus."

Digitized by Google

„Ehre wem Ehre gebührt, aber der Rock macht nicht nicht den Mann, sondern umgekehrt. Denkt Er denn, Mosjö Kilian, daß ich Ihn nicht kenne. Wo trägt Er denn alle Abend die Weinflaschen hin, die ihm aus der Rocktasche vorgucken? — He! — was macht Er denn mit den schönen Wachslichtern, die Er heimlich mitgehen heißt? — He! — wie befindet sich die Mamsell in der Pagenstraße, die neulich nach Ihm gefragt hat? — He! — Gottlob, ich habe meine gesunden Augen und sitze nicht hier umsonst. Ich weiß Alles, was im Schlosse vorgeht, und wenn ich einmal den Mund aufthun und dem König sagen werde, was für eine heillose Wirthschaft seine Leute treiben, so kann sich Euresgleichen darauf gefaßt machen, statt Seide, Wolle in Spandau zu spinnen."

„Das Weib hat den Teufel im Leibe," murmelte der Bediente bestürzt.

„Nun, will Er mich noch mit Gewalt fortjagen?"

„Mein Gott! Ich thue nur meine Schuldigkeit und was der Herr Haushofmeister mir auftragen."

„Wie der Herr, so der Knecht. Der Eine taugt so wenig wie der Andere. Ich sehe schon, ich muß dem Könige einmal reinen Wein einschenken."

„Sie wird es doch nicht wagen —"

„Das Wagstück ist eben nicht groß. Der König kennt mich; wir haben uns immer mit einander gut vertragen, wie es Nachbarn zukommt. Ich hab' ihn gegrüßt, und er hat mir gedankt. Meine Aepfel hat er auch schon mehr als einmal gekostet und sich überzeugt, daß ich ordentliche Musterung unter meinen Truppen halte, wie er unter den Seinigen. Die faulen werf ich in die Spree; denn ich dulde Keinen, der einen Fehler hat, weil die Uebrigen sich zu leicht anstecken. Das böse Beispiel verdirbt gute Sitten. Denselben Rath will ich auch dem alten Fritzen geben, wenn ich mit ihm sprechen werde."

„Woher Sie nur die Courage nimmt?"

„Das will ich ihm gleich sagen. Thue Recht und scheue Niemand. Auch der König ist nur ein Mensch, und wenn sein letztes Stündlein schlägt, wird auch er nur Staub wie ich. Daran denk' ich immer, wenn ich solchen hohen Herrn sehe. Vor dem Tode und dem lieben Gott sind wir Alle gleich."

In diesem Tone redete die wackere Frau zu dem Bedienten, und ihre Worte, oder auch vielleicht ihre Drohungen schienen einen bedeutenden Eindruck auf ihn zu machen; denn er entfernte sich, ohne sie weiter zu belästigen. Jetzt kamen aber auch ihre Kinder aus der Schule gelaufen mit der Schreibtafel und den Büchern unter'm Arm. Das Herz ging ihr auf, wie sie die Kleinen sah, und aller Gram war vergessen,

„Mutter!" jubelten sie ihr schon von Weitem zu, ganz außer Athem vom raschen Laufen und Springen.

„Nicht so wild!" mahnte diese innerlich erfreut. „Wo kommt Ihr denn her?"

„Aus der Schule, wo wir tüchtig gelernt'" antwortete der Bube, welcher ganz das Ebenbild seines Vaters war und sie fortwährend an diesen erinnerte.

„Dafür sollst Du auch einen Apfel haben," sagte Frau Grützmacher, „aber Du mußt ihn mit Deiner Schwester Tinchen christlich theilen."

„Was heißt denn: christlich theilen?" fragte der Knabe verwundert.

„Wenn man dem Andern die größere Hälfte gibt und sich die kleinere behält."

„Weißt Du was," meinte der listige Junge, den Apfel der älteren Schwester reichend, „theil Du lieber christlich."

Darüber lachte die Mutter aus voller Brust, und all' ihr Gram war beim Anblick der fröhlichen Kinder hingeschwunden.

Unterdeß standen die Berliner noch immer vor dem Frankfurter Thore und warteten auf die Ankunft des Königs. Von Stunde zu Stunde steigerte sich ihre Ungeduld, bereits waren fast alle Regimenter und selbst die Garden eingerückt und mit lautem Jubel begrüßt worden; nur Er, der Held des Tages oder vielmehr seines Jahrhunderts, zögerte zu kommen. Es dunkelte schon, und er war noch immer nicht da, die Schützengilde hatte sich so gut wie aufgelöst, um sich in den benachbarten Wirthshäuseen und Restaurationen von dem langen Steh'n auszuruh'n; die weißen Kleider der Jungfrauen waren von dem vielen Staube grau geworden; der Herr Bürgermeister hatte seine Anrede fast wieder vergessen, und selbst die Berliner Straßenjungen, die ihre frohe Laune eingebüßt, machten keine Witze mehr. Das Volk wurde ungeduldig, und der Marquis D'Argens, der Freund des Königs und Ordner der Festlichkeiten, war in wahrhafter Verzweiflung und hielt eine zwar gutgemeinte aber entsetzliche Rede in gebrochenem Deutsch, um die verletzten Bürger zu beschwichtigen. Bei dieser Gelegenheit verrieth der ehrliche Franzose das ihm anvertraute Geheimniß, daß der König aus seiner eigenen Kasse die zwei Million Thaler Contributionen, welche die Stadt im Verlaufe des Krieges zahlen mußte, zurückerstattet und dieser geschenkt habe. Die Nachricht wurde

mit Begeisterung aufgenommen, aber die guten Berliner, die den Werth des Geldes schon damals zu schätzen wußten und nicht gern Steuern zahlten, hätten es doch noch lieber gesehen, wenn der König gekommen wäre, um Zeuge ihrer aufrichtigen Liebe und patriotischen Treue zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Wilde Herzblätter.

5.

Habt Ihr je gehört im Leben,
Was sie von dem „Herzwurm“ sagen,
Wie er in dem Herz des Herzens
Ringelt sich, es durchzunagen?

Wie der Herzwurm lange stille
Liegt und plötzlich läßt sich spüren,
Wie er bei dem kleinsten Anlaß
Anfänge emsig sich zu rühren.

Nagend an dem Kelch des Herzens,
Wühlend in den Herzgrund-Wehen,
Wie er steigt empor zum Herzblatt,
Daß in Ohnmacht wir vergehen;

Wie er an des Herzens Wänden
Suchend kriecht herauf, hernieder,
Wieder still liegt und urplötzlich
In dem Herzen regt sich wieder?

Wer den Herzwurm trägt im Herzen,
Wird im Leben nie gesunden,
Weil durch alle Herzensfalten
Bohrend er den Weg gefunden;

Weil er ist polypenartig,
Habt Ihr ihn zerstückt, erschlagen,
Jedes Stück wird als ein ganzer
Neuer Herzwurm an Euch nagen.

6.

In verschiednen Lebenszeiten
Bin ich auf des Rheines Wogen
Sorglos — sorglich — lachend — singend —
Trauernd — weinend hingezogen.
Und es sang so Mancherlei
Mir ins Herz die Lorelei.

Wie des Schiffes Wimpeln flattern,
Wenn sie frische Lüfte schwellen,
Zog ich auf dem Schiff der Jugend
Durch die jaspisgrünen Wellen,
Und ich wußte' nicht, was es sei,
Was mir sang die Lorelei.

Wieder stand ich auf dem Decke,
Ein geliebtes Haupt zur Rechten,
Eine Rose, die der Himmel
In mein Leben kam zu flechten;
Und wir fühlen süße Scheu
Bei dem Sang der Lorelei.

Jahr's darauf fuhr ich dann wieder
Auf dem Strom voll Weh alleine,
Weil ich eben schrieb die Grabschrift
Ihr bestimmt zum Leichensteine,
Und es brach mein Herz entzwei
Bei dem Sang der Lorelei.

Jahre kamen, Jahre schwanden,
Und den Rhein befuhr ich wieder,
Von den Ufern kamen Grüße,
Blumen, Kränze, Beifallslieder,
Und verhallt im Jubelschrei
War der Sang der Lorelei.

Wieder sieh' ich auf dem Decke,
Neu erscheint die alte Gegend,
Neu erscheinen alte Schmerzen,
Alte Ahnung neu erregend,
Alte Zweifel werden neu
Bei dem Sang der Lorelei.

Auflösung des Räthsels in Nr. 15.

Ich.

Räthsel.

Es ging ein Weib wohl auf der Straß',
Ein kleines Kind am Wege saß
Und weinte bitterlich;
Das Weib trat näher mitleidvoll,
Und fragte: „Warum weinst du wohl
Mein Kind, was kränket dich?“
Das Kindlein spricht: die Thräne fließt,
Weil du Frau, meine Mutter bist,
Ich nicht dein Töchterlein!“ —
Das Kind, was mocht' es sein?

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 17. Erscheint jeden Sonntag. 7. November 1858.

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

(Fortsetzung.)

Friedrich der Große war kein Freund von öffentlichen Triumphen. Er besaß die höchste Eigenschaft wahrhaft großer Männer, die Tugend der Bescheidenheit. Darum wich er den ihm zugedachten Ehrenbezeugungen aus und fuhr unbemerkt, während die Berliner ihn noch erwarteten, um die Stadtmauer nach Charlottenburg. Dort hatte er den Befehl ertheilt, die von den feindlichen, ergrimmten Sachsen zerstörte Schloßkapelle in aller Eile wieder herzustellen. Zur bestimmten Stunde erschienen die herbeschiedenen königlichen Musiker unter der Leitung des berühmten Componisten Graun mit ihren Instrumenten in der Hand, um ein von diesem zu der besondren Gelegenheit eigens geschriebenes Tedeum aufzuführen. Sie erwarteten eine große Gesellschaft und waren nicht wenig überrascht, den König allein und ohne jede Begleitung in das Heiligthum treten zu sehen. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen begann die Musik mit ihren feierlichen Klängen. Bei dem ersten Ton des Tedeums nahm Friedrich der Große seinen Hut ab und saß mit entblößtem Haupte auf seinen bekannten Krückenstock gestützt in tiefe Gedanken versunken, Gott allein die Ehre gebend und sich demüthig beugend vor dem Lenker der Geschicke.

Was in diesem Augenblicke die Seele des Königs durchzitterte, wer vermag das zu beschreiben.

Erst einige Tage später kam Friedrich nach Berlin, um sich den gewohnten Regierungsgeschäften zu widmen und zu sehen, was aus seiner Residenz nach fast siebenjähriger Abwesenheit geworden.

Während dieser Zeit hatte auch Frau Grützmacher gar wunderbare Dinge erfahren und erlebt. Noch am Abend des Einzuges der Truppen war die Wäscherin Kulliken bei ihr gewesen und hatte ihr Neuigkeiten von dem verschollenen Mann mitgebracht, die sie von einem Wachtmeister der Garde erfahren hatte. Grützmacher war in der Schlacht bei Leuthen schwer verwundet worden, eine Kanonenkugel hatte ihm ein Bein fortgenommen. Er war als Invalide mit einem Gnadengehalte von zwei Thalern monatlich entlassen worden. So sehr auch seine Frau von dieser Nachricht betrübt war und ihr sein Unglück zu Herzen ging, so sah sie doch dasselbe nur als eine gerechte Strafe des Himmels an für sein schlechtes Benehmen gegen Weib und Kind.

„Er hat es nicht anders gewollt," sagte sie anscheinend ruhig und gefaßt, „während ihr innerlich das Herz blutete. Was sich Einer eingebrockt, muß er auch auseffen."

„Ich hätte Sie nicht für so grausam gehalten," entgegnete die empfindsame Wäscherin. „Was soll der arme Mann anfangen, wenn Sie ihn nicht wieder aufnimmt. Von zwei Thalern monatlich kann kein Christenmensch leben. Es wird ihm Nichts übrig bleiben, als betteln zu gehen und mit einer Drehorgel auf dem Rücken das Mitleid der Vorübergehenden anzusprechen."

„Betteln!" schrie die Obstfrau entsetzt vor dem bloßen Gedanken auf. „Mein Mann, der Vater meiner Kinder betteln! Nein! das überleb' ich nicht."

„Dann wird Sie ihm wohl verzeihen müssen."

„Auch das kann ich nicht. O! ich bin gewiß die unglücklichste Person auf der ganzen Welt."

Die ganze Nacht machte Frau Grützmacher kein Auge zu. Als die Wäscherin gegangen war, weinte sie still für sich, was bei ihr nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten geschah, denn sie gehörte nicht zu den Frauen, die so leicht Thränen vergießen und immer das Augenwasser zur Hand haben. Sie war eine feste, fast harte Natur, und wenn sie einmal gerührt war, so ging es bei ihr in die Tiefe und bis in's Herz hinein, nicht oberflächlich, sondern so recht innerlich.

Trotzdem konnte Sie sich nicht entschließen, den entlaufenen Mann so ohne Weiteres wieder aufzunehmen. Sie hatte ein ausgebildetes Rechtsgefühl und verlangte für jede Schuld auch eine ordentliche Strafe und Buße. In ihrer Seele fand ein schwerer Kampf statt zwischen ihrer Liebe und der Verbitterung über das erlittene Unrecht. —

Bald siegte das weibliche Mitleid, bald wieder der Zorn und die Strenge eines beleidigten und auf das

Digitized by Google

Tiefſte gekränkten Weibes. Endlich ſchlief ſie ein, aber ſelbſt im Traume beſchäftigte ſie ſich noch immer mit dem Schickſale ihres Mannes. Sie ſah ihn als Krüppel mit abgeſchoſſenen Beinen und ſtieß bei dieſem erſchütternden Anblick einen lauten Schrei aus, vor dem ſie erwachte.

Verſtimmt und voll banger Ahnungen ſetzte ſie ſich zu ihrem Obſtkram vor dem Schloßportal. Sie wurde nur wieder einiger Maßen aufgeheitert, als die Kinder kamen, die wegen irgend eines Feſttages keine Schule hatten und dann am liebſten bei der Mutter blieben. Das Mädchen von zehn Jahren war ſchon ganz vernünftig, und ſie konnte ihr die Bewachung ihres kleinen Handels und den Verkauf ruhig anvertrauen, da ſie gerade eine nöthige Beſorgung bei dem reichen Fleiſcher in der Nähe hatte, dem ſie einige Metzen ächter Borsdorfer bringen und bei dieſer Gelegenheit eine Wurſt zum Mittagbrode ſich holen wollte. —

Sie verweilte nicht länger als es nöthig war, um bald wieder bei den Kindern zu ſein. Als ſie um die Ecke bog, erblickte ſie dieſelben im Geſpräche mit einem Manne in einem alten, abgelegten Soldatenrock. Er ſaß auf der Bank und hatte den ſiebenjährigen Buben auf dem Schoos. Der Knabe ſchien mit dem Barte des Soldaten zu ſpielen und dieſen daran nach Luſt zu zaufen.

Bei dieſem Schauſpiel fühlte ſich Frau Grützmacher wie von einem elektriſchen Schlage durchzuckt. Noch hatte ſie nicht das Geſicht erblicken können, als ſich aber der Mann umwandte und ſie die bekannten, wenn auch jetzt gealterten Züge ſah, gab es ihr einen furchtbaren Stich durch das Herz, ſo daß ſie ſich feſthalten mußte, weil ſie von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, umzuſinken drohte. Bald hatte ſie ſich aber wieder erholt; ſie fuhr ſich einigemale mit der Hand über die Augen, als hätten ſie dieſe getäuſcht und ein Spukbild hingezaubert. Aber das Geſpenſt wich und wankte nicht von der eingenommenen Stelle.

Es war ihr Mann wie er leibte und lebte.

Auch er hatte ſie jetzt bemerkt und ſetzte den Knaben ſanft und mit Vorſicht auf die Erde, worauf er aufſtand und einige Schritte ihr auf ſeine Krücke geſtützt, entgegenging.

„Karoline!“ ſagte er mit ſanftem Tone und reichte ihr die Hand hin.

„Was willſt Du hier?“ fragte ſie ſcharf, ohne die gebotene Hand zu nehmen.

„Ich wollte Dich und die Kinder ſehn. Da ich Euch nicht zu Hauſe fand, ſo hab' ich Euch hier aufgeſucht. Drüm Nachbarn haben mich zum Schloß gewieſen, und ich freue mich, Dich ſo geſund und munter anzutreffen.“

„Weiter haſt Du nichts gewollt?“

„O! ich habe Dir noch ſo viel zu ſagen, aber mein Herz iſt ſo voll, daß ich kein Wort über meine Lippen bringen kann. Der Anblick der Kinder hat mich tief erſchüttert und gerührt.“

„Laß die Kinder,“ ſagte ſie, dieſe an ſich reißend. „Geht Ihr nach Hauſe; ich komme gleich nach.“

„Warum ſchickſt Du ſie fort?“

„Weil Sie Nichts hören ſollen; denn was wir jetzt miteinander reden werden, darf keinen andern Zeugen haben als Gott allein.“

Auf das Geheiß der Mutter entfernten ſich die Kinder, verwundert über das ſonderbare Zuſammentreffen, welches ſie ſich nicht zu erklären wußten. Der Vater blickte ihnen zärtlich und bewegt nach; dann ſeufzte er aus tiefſter Bruſt. Auch Frau Grützmacher war mehr erſchüttert als ſie zeigte, aber zugleich regte ſich der alte Trotz in ihr und drängte die aufſteigende Rührung zurück. Es war ein ſonderbares Gemiſch von Wehmuth und Zorn, das in ihrer Seele kämpfte. Sie hätte ſich am liebſten in die Arme des unglücklichen Mannes geworfen; darüber, daß ſie nicht dieſem erſten Antriebe des Mitleids folgte, war ſie ärgerlich auf ſich und ihn. Mit Mühe drängte ſie das weichere Gefühl, woran es ihr wirklich keineswegs gebrach, zurück und verhärtete ſich von Neuem.

„Nun ſind wir allein,“ ſagte ſie, das peinliche Schweigen unterbrechend. „Jetzt kannſt Du mir ſagen, was Du mir zu ſagen haſt.“

„Ich habe gegen Dich und meine Kinder ſchwer gefehlt, das ſehe ich ein. Karoline! Sei wieder gut und vergib mir.“

„Und Du meinſt wirklich, daß ich in einem Augenblick den Jahre langen Kummer vergeſſen kann; daß ich gar Nichts anders zu thun habe, als Dir gleich um den Hals zu fallen, weil Du ſo gütig warſt zurück zu kommen.“

„Ich bin hart genug geſtraft,“ flehte er. Beuge mich nicht noch tiefer.“

„Dir iſt nur Dein Recht geſchehen; jetzt haſt Du, was Du verdienſt. Statt bei Deinem Weibe und Deinen Kindern zu bleiben und Deine Pflicht zu thun, biſt Du Soldat geworden und haſt uns verlaſſen. Freilich das ſtille Leben und die Häuslichkeit gefiel Dir nicht; das

Rumtreibnn und die liederliche Soldatenwirthschaft sagten Dir natürlich bei weitem besser zu. Nun bist Da dafür belohnt."

„Karoline! Ich bitte Dich, habe Mitleid mit meinem Unglück."

„Wer hat Mitleid mit mir gehabt, als ich ohne einen Pfennig sitzen blieb und vor Verzweiflung nicht wußte, was ich anfangen sollte? Wären die Kinder nicht gewesen, so hätte ich mich in die Spree gestürzt und all' meiner Noth ein Ende gemacht. So blieb ich noch am Leben, um die gerechte Strafe zu seh'n, die Gott Dir nicht geschenkt hat."

„Ich habe nur meine Pflicht gethan und das Vaterland vertheidigt, als es in Gefahe war."

„Seh nur Einer an, wie hochnäsig er noch thut! — Was ging Dich das Vaterland an? Ich denke, Deine Frau stand Dir näher als der König mit seinem Krieg. Wer hat ihn geheißen, mit der Kaiserin von Oesterreich anzubinden? Er hätte auch was Gescheidteres thun können. Viele tausend Wittwen und Waisen hat er gemacht, aber freilich daran denkt kein Mensch außer denen, die es trifft. Geh' mir mit Deinem König weg. Ich mag von ihm Nichts wissen, wenn auch ganz Berlin und die ganze Welt ihn den Großen heißt. Mich und Meinesgleichen hat er für immer unglücklich gemacht und dafür wird ihn Gott noch einmal zur strengen Rechenschaft ziehen."

Das war zu viel für den Invaliden, der wie alle Soldaten Friedrich den Großen gleich einen Gott verehrte. Ruhig hatte er ihre Vorwürfe so lange ertragen, als sie nur ihn selber trafen. Ihr Angriff auf den angebeteten König aber regte ihm die Galle auf.

„Weib!" schrie er, mit dem gesunden Fuße aufstampfend. „Nimm Deine Zunge in Acht. Ich lasse den König, dessen Rock ich noch trage, von keinem Menschen schimpfen und selbst nicht von Die."

„So geh' zu ihm," entgegnete sie aufbrausend, „und laß' Dich von ihm auch ernähren; denn wie Beide bleiben, was wir gewesen sind, geschiedene Leute."

Damit wandte sie ihm den Rücken und ließ ihn forthinken auf seine Krücke gestützt. Er warf ihr noch einen schmerzlichen Blick zu, als er um die Ecke bog. Der Blick traf sie ganz wunderbar und rührte ihr verhärtetes Gemüth, daß sie aufspraug und ihm nachrief; aber es war zu spät, er hörte sie nicht mehr oder wollte sie nicht hören.

Aergerlich über sich selbst und ihre Strenge kehrte sie zu der Bank zurück und verfiel in ein schwermüthiges Nachsinnen. Ein leiser Stoß schreckte sie aus ihren Träumen auf, und als sie aufblickte, stand der König selbst vor ihr mit dem dreieckigen Hut auf dem Kopfe und dem Stocke in der Hand.

„Guten Tag, Frau Nachbarin!" sagte er in heiterer Laune und nach alter Gewohnheit zu einer kleinen Neckerei aufgelegt.

„Schöner Dank!" antwortete sie noch immer in verdrießlicher Stimmung.

„Wie ist es Ihr denn gegangen, seitdem wir uns nicht gesehn?"

„So, so, ja, ja! danke für die gütige Nachfrage, Eure Majestät!"

„Na! Sie weiß doch, daß der Krieg zu Ende ist und wir Frieden haben. Was hat Sie denn dazu gesagt?"

„Was soll man dazu sagen? Pack schlägt sich, Pack verträgt sich."

Der König war auf eine derartige Antwort nicht gefaßt und fuhr ordentlich zurück. Bald aber hatte er sich wieder gesammelt und lachte dazu aus voller Brust, denn er liebte selbst einen derben Spaß.

„Potz Tausend," meinte er, „Mütterchen! Das nenn' ich grob. Sie scheint Etwas gegen mich auf dem Herzen zu haben? Was ist Ihr denn passirt, haben Ihr die Panduren einen Obstkorb genommen, oder die Russen, als sie in Berlin waren, sich an Ihrem Sauerkohl vergriffen?

„Das nicht, aber der Krieg hat mir meinen Mann und meinen Kindern den Vater gekostet."

„Thut mir Leid. — Wie hieß denn Ihr Mann?"

„Grützmacher nennt er sich."

„Grützmacher! Alle Wetter! Den Mann hab' ich gekannt. Er hat sich bei der Leuthner Affaire hervorgethan. Als seine Wittwe hat Sie ja Anspruch auf seine Pension."

„Ich bin nicht Wittwe, mein Mann lebt noch, er hat nur ein Bein verloren."

„Um so besser, so kann ich für ihn sorgen. Sage Sie ihm, daß er sich noch heute auf dem Schlosse bei mir melden soll."

„Da müssen sich Euer Majestät nach einem andern Boten umsehn. Ich rede nicht mit meinem Mann."

„Warum redet Sie nicht mit Ihrem Mann? Was hat das zu bedeuten?"

„Weil er mich und die Kinder heimlich verlassen hat, um in den Krieg zu gehn."

„Daran hat er Recht gethan, und ich will, daß Sie

ihn wieder aufnimmt und in Frieden und Eintracht mit ihm lebt wie früher."

„Daraus wird Nichts, und wenn Eure Majestät es hundertmal befehlen. Er hat mich in der größten Noth sitzen lassen, nun thu' ich dasselbe. Wurst wider Wurst."

„Das wollen wir doch einmal sehn."

„Eure Majestät kann mir das Leben nehmen, aber mich nicht zwingen, mit einem Manne zu leben, der so schlecht an mir gehandelt hat."

„Mütterchen! Sie wird sich noch besinnen."

„Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Darauf kann sich Eure Majestät verlassen."

„Mit dem Weibsvolke ist nicht auszukommen, brummte der König im Fortgehn. „Für den Mann muß ich wohl in anderer Weise sorgen, denn er hat es auch um mich verdient."

(Schluß folgt.)

Wilde Herzblätter.

7.

Um des Ufers Berg' und Thale
Steigen Morgens kleine Flocken,
Nebelstreifen, dünne Fäden,
Wie der weiche Flachs vom Rocken,

Werden dann zu Flaum und Wolle,
Sickeln sich um Fels und Hügel,
Steigen dann zur Felsenspitze,
Spreiten aus die weißen Flügel;

Ziehen höher dann und höher,
Bis sie sich zu Wolken ballen
Und, gebrochen von der Schwere
Dann als Regen niederfallen.

So auch steigt des Morgens immer
Trübes Denken, trübes Sinnen
Aus den Tiefen meines Herzens,
Um mit Flor es zu umspinnen;

Und zu kleinen Nebelwölkchen,
Nicht erhellt durch Morgenlichter,
Werden dann so Gram und Schmerzen,
Und der Flor wird immer dichter.

Immer trüber wird das Denken
Und was Fühlen hat gesponnen,
Bis es sich als Schmerzgewölke
Lagert vor das Licht der Sonnen;

Bis, was Gram und Leid gesponnen,
Steigt vom Herz dem Aug' entgegen,
Und der Schmerz dann, schwer gebrochen,
Niedergeht als Thränenregen.

8.

Sagt mir, wo die Sehnsucht wohnet,
Sagt mir, wo die Sehnsucht weilet,
Ob sie wohnt allein im Herzen
Oder ob ihr Weh' sie theilet?

Ob sie in dem Auge wohnet,
Das sich sehnt, von andern Augen
Ihres Lichtes süßen Rückstrahl
Als sein Selbstlicht einzusaugen;

Ob sie wohnet in dem Ohre,
Das sich sehnt, die süßen Laute
Wieder selig einzuschlürfen,
Die ihr Mund ihm anvertraute?

Ob sie wohnet auf der Lippe,
Die da möcht' die Hand berühren
Und sie liebezärtlich küssen
Und zum Mund sie weinend führen?

Ob sie in der Hand wohl wohnet,
Die da fühlt ein innig Dringen
Das geliebte, theure Wesen
Wie ein Goldreif zu umschlingen?

Ob sie wohnt in den Gedanken,
Die da tausend Boten senden,
Sie zu fragen, sie zu grüßen,
Und ihr Herz zu uns zu wenden?

Sagt mir, wo die Sehnsucht wohnet,
Sagt mir, wo die Sehnsucht weilet,
Die in Herz und Aug' und Ohren
Und Gedanken sich zertheilet?

Dem, bei dem die Sehnsucht wohnet,
Wird's die Sehnsucht selber sagen,
Dennoch könnt' er's nicht erklären,
Würde Sehnsucht selbst ihn fragen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 16.

Sehn.

Räthsel.

Bist Du als Mensch das Erst' an einem Ort,
So wird dir's bald das Zweite dort,
Somit denn auch das ganze Wort.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 18. Erscheint jeden Sonntag. 14. November 1858

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

(Schluß.)

Am nächsten Tage saß Frau Grützmacher wieder bei ihrem Obststand, als ob nichts geschehen wäre. Sie dachte an ihren Mann, und was er wohl jetzt machen werde, da sie Nichts von ihm wissen wollte. Die Klänge einer Drehorgel tönten an ihr Ohr, und als sie aufschaute, sah sie an der Ecke einen Invaliden mit dem Stelzfuß stehen, der den Leierkasten drehte und sich in den vorgehaltenen Hut die mitleidigen Gaben der Vorübergehenden werfen ließ.

„Grützmachern, Grützmachern!" schrie ihr die Wäscherin zu. „Weiß Sie schon?"

„Was denn, liebe Kulliken?"

„Ihr Mann ist aus dem Krieg zuerückgekommen."

„Wenn es weiter Nichts ist," antwortete die Obstfrau, anscheinend ruhig.

„Ich hab' ihn gesehen mit meinen leibhaftigen Augen. Am Schloßplatz steht er und spielt die Drehorgel."

„Mein Mann! Herr des Himmels! Das überleb' ich nicht."

„Da kommt er selber und hinter ihm drein ein ganzer Schwarm von Kindee."

Mit der Drehorgel auf dem Rücken und keuchend unter der ungewohnten Last nahte sich jetzt der Invalide. Seine eigenen Kinder begleiteten ihn mit den übrigen Kleinen.

„Mutter!" sagte der siebenjährige Bube zu der Obsthändlerin. „Gib mir auch einen Dreier, den ich dem armen Mann bringen will."

Die Bitte des Sohnes stieß ihr das Herz ab, und heiße Thränen flossen über ihre Wangen. Ihr Trotz war gebrochen und alle Bitterkeit mit einem Male geschwunden. Alle Schmeezen, die er ihr bereitet, hatte sie bei seinem Anblick vergessen, und die alte Liebe zog triumphirend in ihr Herz.

„Heinrich!" rief sie mit zärtlicher Stimme.

„Was willst Du von mir?" fragte der Invalide.

„Ich bin zu hart gegen Dich gewesen. Nein! Du sollst nicht mit der Drehoegel herumziehen und auf der Straße Dein Brod betteln, so lang' ich noch einen Knochen rüheen kann. Für Dein Vergeh'n bist Du genug gestraft."

Offen vor aller Welt umarmte sie ihn und führte ihm die Kinder zu, die er an sein Herz drückte. Das rührende Schauspiel hatte eine große Menschenmenge herbeigezogen und erregte auch die Aufmerksamkeit des Königs, der am Fenster des Schlosses stand. Er schickte seinen Adjutanten ab und ließ sich von diesem Bericht erstatten, woeauf er den Befehl gab, das versöhnte Ehepaar ihm vorzuführen.

„Nun Mütterchen!" sagte er freundlich zu der Obstfrau. „Jetzt heißt es auch bei Ihr: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Wie ich sehe, hat Sie ebenfalls Ihren Frieden geschlossen."

„Eure Majestät! Werden einer aemen Frau zu Gute halten, was sie in ihrer Dummheit gesprochen hat."

„Das will ich, und Ihren Mann, der sich bei Leuthen unter meinen Augen ausgezeichnet hat, ernenne ich hiermit zum Castellan meines Schlosses in Berlin, da ich seinen Vorgänger wegen Unterschleife und ungebührlichem Betragen zum Teufel gejagt habe. Heißt es noch bei Ihr: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich?"

„Nein!" antwortete die kecke Frau. „Diesmal heißt es: Vivat Fridericus rex! Vivat der König!"

„Vivat der König!" wiederholten alle Anwesenden und am lautesten der glückliche Invalide und seine Frau, die seit dem Tage zu den begeisterten Verehrern des großen Königs zählte und ihren Sohn zu einen tüchtigen Soldaten und Vaterlandsvertheidiger erzog.

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

1.

„Bitte, Herr Condukteur, ein Coupée, wo nicht geraucht wird."

„Nicht geraucht? — ja wohl — wohin?

„Yvenburg."

„Steigen Sie da hier hinein."

Der Conducteur öffnete eins der nächsten Coupées des dicht mit von der Leipziger Messe kommenden Fremden besetzten Zuges, und der junge Mann, der sich ein Nicht-Rauch-Coupée erbeten hatte, lächelte still vor sich hin, als er nur noch einen einzelnen Passagier in dem inneren Raum entdeckte. Die in der Mitte befestigte Lampe verbreitete allerdings blos einen düsteren Schein im Wagen, so daß sich sein Gesicht nicht deutlich erkennen ließ; das ist aber unterwegs auch nicht nöthig, denn es kommt bei unserer jetzigen Eisenbahnfahrt in der That wenig darauf an, mit wem man die kurze Zeit der Reise beisammen ist. Lernt man sich doch selten oder nie näher kennen, als eben nöthig bleibt, „guten Morgen" zu sagen.

Der junge Fremde schien übrigens kein Neuling unterwegs. In kurzer Zeit hatte er sein weniges Gepäck zweckmäßig untergebracht und einen buntfarbigen wollenen Ueberwurf, der ein ausländisches Gepräge trug, zusammenrollend, und unter den rechten Ellbogen schiebend, lehnte er sich behaglich in seine Ecke zurück und sah still und schweigend vor sich nieder, bis der Conducteur die Billete coupirt und den Wagen wieder geschlossen hatte. Dann aber sich zu seinem ebenso schweigsamen Reisegefährten wendend, sagte er:

„Wir sitzen hier in einem Coupée, wo nicht geraucht wird, nicht wahr?"

„Allerdings," lautete die lakonische Antwort.

„Aber es ist Ihnen doch vielleicht einerlei, wenn ich mir eine Cigarre anzünde?" fuhr dee Fremde fort.

„Einerlei? nein", erwiderte der Mitbesitzer des Nicht-Rauch-Coupées — „einerlei ist es mir gar nicht, denn wenn Sie rauchen, rauch' ich mit."

„Das soll ein Wort sein," lachte der junge Fremde, indem er aus seiner Brusttasche eine äußerst fein aus Stroh gearbeitete Cigarrentasche nahm und seinem Nachbar hinüberreichte — „dann bitte versuchen Sie doch einmal meine Havannas. Daß sie ächt sind, garantire ich Ihnen."

„Man kann es in den anderen Coupées gar nicht aushalten," sagte der erste, indem er mit dankender Verbeugung eine Cigarre nahm, — sie sind voll von polnischen Juden."

„Aus dem nämlichen Grund habe ich mir dies Coupée erbeten. Wenn wir nur keine Dame hereinbekommen," sagte der zuletzt Eingetroffene.

„Das ist in der Nacht kaum zu fürchten; es gehen zu viel Züge bei Tage, und nach der Messe reisen Damen gewiß nicht in der Nacht, wenn sie nicht wirklich nothgedrungen müssen. Die Cigarre ist übrigens vortrefflich."

„Schmeckt sie Ihnen?"

„Ausgezeichnet — ich habe noch keine bessere geraucht"

„Sie wohnen in Yvenburg?"

„Ich gedenke dort zu wohnen. Ich komme von Würzburg, wo ich eine Zeitlang praktizirt, und will mich jetzt in Yvenburg als Arzt niederlassen."

„Als Arzt? — vortrefflich. Da wünsche ich Ihnen, oder vielmehr Ihren Patienten Glück."

„Wir können es zu beiden Theilen gebrauchen," lachte Jener, und die beiden jungen Leute lehnten sich schweigend in ihre Ecken zurück, von jetzt an ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. An den verschiedenen Stationen, an denen angehalten wurde, ließ man sie auch ungestört. Unterwegs stiegen nue noch wenig Passagiere ein, und die wenigen wünschten auf der Fahrt Alle ihre Cigarre zu rauchen; belästigten sie also nicht.

Der Tag dämmerte gerade, als sie sich dem Ziele ihrer Fahrt näherten.

„Haben Sie schon ein Logis, Herr Doktor?" frug der Fremde, während er sein Reisegepäck zusammenlegte, es beim Aussteigen gleich bei der Hand zu haben.

„Ich? — ja. Ein Privatlogis, das ich beziehen werde. Und Sie?"

„Ich will einen Onkel von mir überraschen, den ich seit neun Jahren nicht gesehen habe. Ich komme allerdings noch ein wenig früh und der alte Herr wird im ersten Augenblick nicht angenehm überrascht von der Störung sein. Aber das schadet nichts; die Freude ist nachher desto größer."

„Sie waren längere Jahre verreist, wie mir scheint."

„Ich komme direkt aus Havana."

„Daher also die vortrefflichen Cigarren."

„Von denen ich Sie bitte sich noch eine anzuzünden."

„Aber ich beraube Sie."

„Nicht im Mindesten — ach, da sind wir."

Der Zug hielt; die beiden jungen Leute stiegen aus, grüßten einander und der Havaneje fuhr gleich darauf in einer Droschke über die Brücke in die Stadt hinein, während ihm der neue Doktor langsamer und seinen Umständen mehe entsprechend, zu Fuß folgte. Die Maschine schnaufte und pustete und blies den weißen Qualm aus, wie erhitzt vom raschen Lauf, und frische Kräfte

Digitized by Google

jetzt zum neuen sammelnd. Während sich dann die lebendige Menschenlast, die sie eben erst hergeschafft, nach allen Richtungen hin zerstreute, drehte es sich um, das kochende, glühende Ungeheuer, faßte mit den eisernen Zangen den nächsten schwerbeladenen Zug, und schnaubte keuchend wieder hinaus, scheinbar mitten ins blanke Feld hinein, anderen Städten, anderen Ländern zu — rastlos, ruhelos mit der unermüdlichen eisernen Brust.

2.

Es war noch früh, denn bei den schon wieder ziemlich kurzen Tagen fanden sich die Stadtbewohner Morgens nicht so rasch aus ihren Betten. Nur die Mädchen gingen nach Brod oder Milch, das Frühstück für die Herrschaft herbei zu schaffen, und hie und da rasselte ein mit ausgeschlachteten Fleisch behangener Wagen die Straße herauf, seine Ladung den nächsten Hallen zuzuführen.

Unser junger Fremder wußte aber doch, trotz seiner langen Abwesenheit von dem Vaterlande, ziemlich Bescheid in der inneren Stadt — wenn er sich auch in den Vorstädten schwieriger zurecht gefunden hätte. Er bezeichnete wenigstens dem Droschkenkutscher genau die Straße und das Hotel, in das er wollte, ließ dort sein Gepäck abladen, und schritt dann selber, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, quer über den nächsten Platz hinüber, eine Strecke an der Häuserreihe hin, und dann in ein Eckhaus hinein, in dem er in flüchtigen Sätzen die Stufen hinauf bis in die erste Etage sprang.

Die Vorsaalthür dort war aber versperrt, und unschlüssig blieb er davor stehen, denn er scheute sich jedenfalls zu klingeln. Da hörte er drinnen Scheitte: irgend Jemand legte die kleine Kette zurück, die den Eingang sicherte, und gleich darauf öffnete sich die Thür selber, aus der ein Dienstmädchen, den Frühstückskorb am Arm, herausteeten wollte.

„Guten Morgen, mein schönes Kind!“ sagte der junge Mann.

„Herr Jesus, haben Sie mich erschreckt“, fuhr das Mädchen zurück, und schien nicht übel Lust zu haben, ihren Weg ganz aufzugeben. Damit war aber dem Fremden nicht gedient, und ihren Arm ergreifend, sagte er lachend:

„Fürchten Sie sich nicht; ich thue Ihnen Nichts — ich will nur zum alten Herrn. Schläft er noch?“

„Der alte Herr — er gewiß“, erwiderte das Mädchen, das jetzt schon selber überzeugt war, daß ihr von dem gar stattlich aussehenden Herrn keine Gefahr drohe. „Es ist ja knapp 6 Uhr.“

„Und wann steht er auf?“

„Ja, das soll ich wissen! Um 8 Uhr hat er das Frühstück bestellt.“

„Acht Uhr, so lange kann ich nicht warten. Ich werde ihn wecken.“

„Wecken? — das geht nicht — das hat er streng verboten.“

„Nur nicht ängstlich“ — lachte aber der Fremde — „ich nehm's auf mich. Es ist mein Onkel.“

„Ihr Herr Onkel — ja wenn das ist. Na warten Sie, ich will Ihnen nur den Weg zeigen.“

„Danke bestens — den kenn ich schon selber“, bemerkte der Fremde.

„Den Weg kennen Sie? sagte das Mädchen erstaunt, ehe sie ihn aber daran verhindern konnte war er, in dem behaglichen Gefühl, seine Ueberraschung völlig geglückt zu sehen, an ihr vorübergesprungen und verschwand gleich darauf in der nächsten Thür, die wie er sich recht gut aus alter Zeit erinnerte, in das Schlafzimmer seines Onkels führte.

Die Thür öffnete er aber nur ganz leise und schaute erst vorsichtig hinein. Dort stand das Bett noch auf der nämlichen Stelle, wo es vor zehn Jahren gestanden hatte, als er von seinem damals kranken Oheim Abschied nahm. Der alte Herr ging nicht gern von seiner gewohnten Lebensweise ab — und jetzt — was er für ein Gesicht machen würde, wenn er in dem unwillkommenen Störenfriede seinen leiblichen, tausend Meilen von da entfernt geglaubten Neffen erkannte.

Und wie hatte sich der junge Mann auf das Wiedersehen gefreut. Du lieber Gott, wenn wir uns weit entfernt von der Heimath unter kaltherzigen, gleichgültigen fremden Menschen so lange, lange Jahre umhergetrieben haben, was war da unser einziger Trost, der einzige Lichtblick unseres oft so trüben Lebens, als der Gedanke gerade an solch ein Wiedersehen? Wie unzählige Male haben wir uns da den ersten Anblick der heimischen Küste, das erste Betreten vaterländischen Bodens ausgemalt; sind im Geist wieder und wieder durch die lieben alten, uns ach so lieben Straßen geschritten — haben an die Thür geklopft und gehoecht, und endlich fest und innig die theueen Gestalten an unser Heez geschlossen, nach denen sich das wunderliche Ding so heiß, so heiß und lang vergebens gesehnt. — Und jetzt haben wir sie erreicht — jetzt springen wir ans Land und fühlen vor Lust und Seligkeit den Boden kaum unter den

Digitized by Google

Füßen, und jetzt — aber das kann nicht beschrieben, das muß erlebt, wirklich erlebt werden, um eine Idee zu haben von dem wonnigen Gefühl, das in diesem Augenblick alle unsere Nerven durchzuckt. Wie läßt sich etwas mit Worten schildern, das selbst der Augenzeuge nicht verstehen würde, wenn ers nicht selber schon einmal mit durchgemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter-dem-Ofen-Lieder.

1.

Bringet Holz, doch nicht vom weichen,
Bringet Holz von harten Eichen,
Deutschen Holz vom deutschen Stamme,
Daß da werde deutsche Flamme,
Daß da werde deutsche Lohe,
Weich zu kochen Deutschlands Rohe;
Denn es kommt ein hart gesinnter,
Eisbeland'ner, deutscher Winter;
Und es muß den Deutschen lecken,
Hinterm Ofen deutsch zu hocken,
Hinterm Ofen deutsch zu wohnen.
Bringt das Holz der Urteutonen,
Gehet, deutsche Knüppel lesen,
In den Spessart und Vogesen.
Hermann's Geist, mit Riesenschenkel,
Suche Holz für Deine Enkel;
Rübezahl muß klein es hacken,
Däumling auf den Rücken packen,
Daß die Deutschen, deutschberathen,
Deutsch sich hinterm Ofen braten,
Deutsche Kachel, deutsche Breite
Deutsche, derbe Ofenseite,
Mit dem dicken, runden Bauche,
Nimm' uns auf im deutschen Rauche.
Laßt beim Saft vom deutschen Hopfen
Uns die Pfeife sinnend stopfen;
Laßt uns denken, tief wie Hegel,
Wie man deutsch wird nach der Regel;
Wie man, singend deutsche Strophen,
Deutschland frei macht hinterm Ofen,
Hinterm Ofen trachten, dichten!
Hinterm Ofen Lieder dichten!
Hinterm Ofen aufbegehren!
Hinterm Ofen Weisheit greinen!
Hinterm Ofen Deutschland einen!
Hinterm Ofen Dome thürmen!
Hinterm Ofen Zukunft stürmen!
Hinterm Ofen, hinterm Ofen,
Bäckt man Deutschlands Katastrophen.

2.

Nehmet von den dicksten Stöcken,
Schichtet einen Scheiterhaufen,
Und die Stadt von allen Ecken
Soll zu meinem Ofen laufen.
Hoch auf soll die Flamme lodern.
Kommt herbei, Ihr Deutschlands-Schätzer!
Zu Gerichte will ich fordern
Einen großen, deutschen Ketzer.
Führt ihn her, den feisten Sünder,
Hand und Fuß müßt ihr ihm schnüren,
Weil er schon die kleinen Kinder
In der Schule will verführen.
Weil, so weit die deutsche Zunge
Auf der Erde ist verbreitet,
Dieser freche, dumme Junge
Deutsche auf den Abweg leitet.
Bastard Du aus Irmin's Lenden,
Nicht vom deutschen Teut Entstammter,
In den Flammen sollst Du enden,
Du aus Deutschland fort Verdammter!
Räub'risch „D!" o Usurpator!
Willst Du steh'n an Deutschlands Spitze?!
Schon naht, Deutschland! dein Salvator
Bringt Dein „T" zum Ehrensitze!
Werft das „D" mir in die Flamme,
Ha! wie's lodert, knistert, prasselt!
Jetzund mit der deutschen Amme
Kommt das „T" herangeraselt.
Vivat „T!" im Lorbeerkranze!
Deutschlands Wohl ist weich gebettet
Und ich hab's im vollen Glanze
Hinterm Ofen hier gerettet.

Auflösung des Räthsels in Nr. 17.

Einöde.

Räthsel.

Ich nenne dir ein Gras,
Das gute Körner traget,
Der Brei, der draus entsteht,
Dem Landmann wohl behaget,
In Wälschland macht man auch
Und zwar nicht nur zur Noth,
Zum Wohlgeschmacke selbst
Manch Backwerk draus und Brod.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 19. Erscheint jeden Sonntag. 21. November 1858.

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Unser junger Freund aber verstand es zu würdigen, und geizte mit diesen kostbaren Minuten, die er jahrelang ersehnt hatte. Lange stand er deshalb und schaute nach dem Bette seines Onkels hinüber, unter dessen Vorhängen der alte Herr laut und regelmäßig athmete, ahnungslos, welche liebe Unterbrechung seinem Schlaf bevorstand.

Endlich schlich er auf den Zehen leise näher — leise und vorsichtig, bis dicht zum Bett, dessen Gardinen er öffnete. — Aber die dunklen, noch niedergelassenen Rouleaux schlossen das Licht aus; er konnte die Züge des Schlafenden nicht deutlich erkennen, und wie jetzt das Mädchen draußen, das indessen neugierig geworden war der Wiedererkennungsscene beizuwohnen, leise den Kopf zur Thüre hereinstreckte, flüsterte er:

„Onkel!"

Der Alte antwortete nicht; er schlief zu fest, durch solchen sanften Anruf irgendwie gestört zu werden.

„Onkel!" — rief er lauter.

Noch immer kein Erfolg.

„Onkel — lieber bester Onkel," wiederholte der junge Fremde, und schüttelte diesmal, seinen Worten Nachdruck zu geben, die Schulter des Schlafenden.

„Ha! — ja! — wer ist da?" — rief da der Schlafende, erschreckt, und kaum halb wach, in seinem Bette emporfahrend.

„Onkel!"

„Zum Teufel auch! Herr, was wollen Sie! — wer sind Sie — Diebe!"

„Aber, lieber, guter Onkel."

Der Henker ist Ihr Onkel, zu dem geben Sie, heh! Hülfe!" Hülfe!" schrie der alte Herr, und griff dabei unwillkürlich nach seiner Uhr und seinem Portemonnaie, das neben seinem Bett auf dem Waschtisch lag.

„Na, das nehmen Sie mir aber nicht übel", sagte jetzt auch das Mädchen, das bestürzt in das Zimmer trat, „was soll denn das eigentlich heißen?"

„Aber lieber, heezigster Onkel", beharrte der jugendliche Fremde, „so wachen Sie doch nur ordentlich auf. Ich bin es ja, — Ihr Neffe Franz, der eben aus Amerika zurückkommt."

„Und was geht das mich an?" — polterte der alte Herr zurück, jetzt in etwas beruhigt, da er Uhr und Geldtasche gerettet in Händen hielt und noch eine dritte Person im Zimmer wußte. „Was wollen Sie von mir? Wie kommen Sie überhaupt mitten in der Nacht hierher und wer hat Sie eingelassen?"

„Ja, bester Herr Hobelmann," mischte sich jetzt das Mädchen in die Unterhaltung — „der fremde Herr sagte, Sie wären sein Onkel und da dachte ich —"

„Hobelmann?" rief aber Franz, erschreckt aufhorchend, „Hobelmann? — ja, alle Wetter, wohnt denn hier nicht der Regierungsrath Kettenbrock?"

„Kettenbrock? — weiß ich nicht — geht mich auch Nichts an," knurrte der Alte, der nun wohl sah, daß die ganze Sache auf einen gefahrlosen Irrthum hinauslaufe. „Warum ums Himmelswillen erkundigen Sie sich denn nicht erst, ehe sie bei nachtschlafender Zeit einem ganz fremden Menschen wie eine Bombe ins Zimmer fallen?"

„Ja, da bitte ich tausendmal um Entschuldigung," versetzte der junge Mann kleinlaut und selbst etwas erschreckt. Denn plötzlich schoß ihm der Gedanke durchs Hirn, daß sein lieber alter Onkel am Ende gar gestorben sein könne, und jetzt nun fremde Menschen das Haus inne hätten, in dem er seine Jugendzeit verlebt. „Aber Sie können mir dann wohl sagen —" rief er dann aus.

„Gar Nichts kann ich Ihnen sagen", unterbrach ihn jedoch ungeduldig und barsch der Alte — „lassen Sie mich zufrieden. Ich will schlafen. Zum Henker auch geben Sie zum Nachtwächter und erkundigen Sie sich dort nach dem, was Sie erfahren wollen."

Und damit, auf das Entschiedenste dem Fremden den Rücken kehrend, schob Herr Hobelmann vorsichtiger Weise Uhr und Geldtasche unter sein Kopfkissen, und schnitt so

Digitized by Google

jeder noch möglichen weiteren Unterhaltung den Faden ab. —

Aus dem Alten war Nichts herauszubringen, das sah der junge Mann wohl ein, und kopfschüttelnd wandte er sich mit einem trocknen „Guten Morgen", der aber nicht erwidert wurde, die Thüre zu, an der ihn das Mädchen schon erwartete.

„Nun ja, jetzt werd ich's kriegen, wenn der alte Brummbär wieder aufwacht," sagte dieses, indem sie dem Eindringling die Vorsaalthür öffnete. „Wer stürmt denn aber auch den Leuten so mir nichts dir nichts ins Zimmer und ans Bett, ohne auch nur erst einmal zu fragen, wer da wohnt?"

„Sagen Sie mir nur um Gottes Willen, liebes Kind", bat sie aber der junge Fremde, „was mit dem Regierungsrath Kettenbrock vorgefallen ist, daß er dies Haus, in welchem er so lange Jahre gelebt, verlassen hat?

„Vorgefallen? ich dachte gar", versetzte das Mädchen — „Nichts ist vorgefallen; er ist frisch und gesund und befindet sich wohl, das weiß ich gewiß, weil meine Schwester dort dient. Dies Haus hat er nur vor etwa acht Wochen verkauft, weil sich ihm rechts, neben dem Garten, ein Kupferschmied hingesetzt hatte und er das Geklopfe nicht mehr aushalten konnte. Er wohnt jetzt am Obstmarkt Nr. 47."

„Gott sei Dank, da ist mir ein Stein vom Herzen", — sagte der junge Fremde, mit einem aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer.

„Ja, Sie haben gut reden," schmollte das Mädchen, „aber ich bekomme nachher das Aufgebot, wenn der alte Brummbär aufsteht."

„Da, nehmen Sie das indessen darauf, lachte herzlich der Fremde, indem er ihr ein Geldstück in die Hand drückte.

„Danke schön", sagte das Mädchen, mit einem eben so zufriedenen als erstaunten Blick über solche Freigebigkeit nach dem blanken Thaler niederschielend, jetzt mag er schimpfen, so lange er Lust hat."

„Und wer ist denn der alte Brummbär da drinnen eigentlich?"

„Was weiß ich?" plauderte das Mädchen, die kleine Stumpfnase rümpfend, denn sie hatte jetzt entschieden Partei für den jungen freigebigen Fremden genommen. „Unsere Herrschaft hat das Haus gekauft, und er ist, glaub' ich, der Advokat, den sie daheim in Schlesien hatten, und der ihnen hier Auskunft wegen einer Klage oder sonst was geben soll. Gestern Abend mit dem Nachtzug kam er erst an, und ich weiß nur, daß er Hobelmann heißt."

„Schönen Dank, mein Kind, für die Auskunft. Also der Herr Regierungsrath Kettenbrock wohnt jetzt am Obstmarkt."

„Nr. 47 — Sie können gar nicht fehlen — eine Treppe hoch. Und Sie sind der Neffe von Herrn Regierungsrath?"

„Allerdings."

„Na, das wird eine Freude sein."

„Hoffentlich größer, als sie mir Herr Hobelmann gezeigt hat", bestätigte Franz Kettenbrock, nickte dem hübschen Mädchen zu, und sprang die Treppe hinunter, jetzt auf einer sichereren Basis als vorher, seine Verwandten aufzusuchen.

3.

Mit der Ueberraschung in seines Onkels Hause hatte sich aber der junge Havanese, wenn er fest darauf gerechnet, doch geirrt, denn der alte Herr befand sich keinenfalls so unvorbereitet auf ihn, wie er vermuthete. Franz Kettenbrock's Geschäftsfreund in Hamburg nämlich, den er dort aufgesucht, war ein abgesagter Feind gegen jede Ueberraschung, da, nach einer mündlichen Ueberlieferung seiner Großmutter vor uralten Zeiten in seiner eigenen Familie einmal eine solche Ueberraschung sehr böse und nachtheilige Folgen gehabt haben sollte. So wie er deshalb erfuhr, daß der junge leichtsinnige Mensch seinem Onkel nur eben so ins Haus hineinfahren wollte, wodurch er das größte Unglück anrichten konnte, ging er, nach vergeblichen desfallsigen Vorstellungen, einfach auf das Telegraphenamt, und setzte den alten Herrn Kettenbrock von der glücklichen Landung seines Neffens und der Stunde seines Eintreffens zu Ovenburg, mit beabsichtigter Ueberraschung, pflichtschuldigst in Kenntniß. — Der Onkel war dadurch natürlich vollkommen in Stand gesetzt, sich auf jede freudige Anregung genügend vorzubereiten.

Allerdings blieb ihm keine lange Zeit zu großen Empfangsfeierlichkeiten; die waren aber auch nicht nöthig. Ein paar Kränze und Guirlanden bekam man früh genug ehe der Zug eintraf, auf dem Markte und der Onkel trieb an dem Morgen selber — was er eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätte — seine beiden bei ihm lebenden Nichten aus den Federn. Sie sollten jedenfalls fertig angezogen sein und den Kaffee bereit halten, wenn „der Schlingel von Neffe" heimlich angeschlichen käme,

und Wunder glaubte, wie geſcheidt er es angefangen habe, ſeinen Onkel zu überliſten.

In dem einen Kranz, der gerade in der Mitte prangen ſollte, war auch ein Strohblumengeflochtenes lesbares „Willkommen" angebracht, und die beiden jungen Mädchen freuten ſich ganz beſonders auf das erſtaunte Geſicht, das der Herr Vetter aus der Havana machen würde, wenn er ſich hier ſo verrathen ſah. Es wäre ja auch höchſt fatal geweſen, wenn er ſie Morgens ganz früh und noch im vollen Negligé überrumpelt hätte.

So ſchlug es 6 Uhr — der Zug war jedenfalls angekommen, und mit einer Droſchke konnte der Vetter recht gut in 10, höchſtens 15 Minuten vor ihrer Thür ſein. — Es ſchlug aber ein Viertel — jetzt auf der nächſten, und dann auf allen anderen Uhren der Stadt, und er kam immer noch nicht. — Wenn er heute ganz ausgeblieben wäre — oder erſt mit dem nächſten Zuge um 11 Uhr eintraf! Der alte Regierungsrath wurde förmlich nervös vor Spannung, denn er liebte den transatlantiſchen Neffen wie einen eigenen Sohn — trotz mancher tollen Streiche, die er ſchon verübt, — und die beiden jungen Mädchen horchten abwechſelnd an der Vorſaalthür, ja Rieke, das Hausmädchen, war ſogar unten, auf die Treppe poſtirt worden, um von dort aus gleich melden zu können, wenn ſich der Erwartete etwa blicken laſſe.

Unſer anderer junger Freund, der Arzt aus Würzburg hatte indeſſen ſeinen Gepäckſchein einem der nummerirten Kofferträger übergeben, und ging mit ſeiner leichten Reiſetaſche in der Hand, langſam und ſeinen Gedanken nachhängend, in die Stadt hinein. Vor allem mußte er das ihm ſchon ausgemachte Quartier aufſuchen, und dann, wenn ſein Koffer eintraf, ſich für die nothwendigen und eben nicht angenehmen Viſiten in die geeignete Verfaſſung ſetzen.

Haus und Straße wußte er allerdings, wo ſein Logis beſtellt worden: Obſtmarkt Nr. 47, zweite Etage — auf dem Zettel war aber die 7 undeutlich, daß es eben ſo gut eine 2 ſein konnte. Uebrigens ließ ſich das leicht erfragen; auch wußten ſeine neuen Wirthsleute, daß er heute Morgen eintraf und erwarteten ihn gewiß.

Das neue ungewohnte Leben der fremden Stadt intereſſirte ihn dabei, und er ſchritt langſam die vorher erfragte Straße nieder, bis er den ſogenannten Obſtmarkt erreichte, das bezeichnete Haus fand, und, als er eintrat, auf dem erſten Treppenabſatz ein Mädchen ſtehen ſah. Dieſes wollte er nach den Bewohnern fragen, um ſich zu überzeugen, ob er auch am rechten Ort wäre. Das Mädchen ſtand ihm aber keine Rede, denn kaum hatte ſie ihn erblickt, als ſie auch umdrehte und ſpornſtreichs die Treppe hinaufflief. Oben angelangt, war es ihm auch, als ob er ſie die Worte rufen hörte: — „Eben kommt er" — „er iſt ſchon im Hauſe", und ſtill vor ſich hinlächelnd, ſagte er:

„Da bin ich alſo doch an der rechten Stelle und meine Wirthsleute ſcheinen mich wahrhaftig erwartet zu haben. Jetzt freu' ich mich nur auf eine Taſſe recht heißen Kaffees."

Er ſtieg langſam die Treppe hinauf und ſah ſich gleich darauf den aufgehangenen Guirlanden und Kränzen mit dem eingeflochtenen „Willkommen" gegenüber. — Aber das war in der erſten Etage und galt ihm nicht. Nur einen Augenblick blieb er lächelnd ſtehen, denn es ſchien ihm faſt, als ob er hinter der Vorſaalthür ein leiſes Kichern und Flüſtern hörte, dann aber wandte er ſich wieder, um eine Etage höher zu ſteigen.

Da wurde plötzlich und raſch die Thür aufgeriſſen, die lachende Stimme eines alten Herrn rief —

„Haltet ihn — haltet ihn feſt, den Ausreißer!" und ein paar junge allerliebſte Mädchen ſprangen aus der Thür gerade auf ihn zu, warfen ihm, ehe er vor Erſtaunen wußte wie ihm geſchah, eine lange grüne Guirlande über die Schultern und zogen den ſich wenig oder gar nicht dagegen Sträubenden unter lautem Jubel in den Vorſaal hinein.

„Haben wir ihn?" ſchrie der alte Herr — „haben wir ihn erwiſcht den Land- und Meerſtreicher? uns überraſchen wollte er erſt, und dann — wie er merkte, daß es mißglückt war, vorbeiſchleichen, als ob ihn die ganze Geſchichte gar Nichts anginge, heh? — Kam uns aber gerade recht der Muſje; wie, Ihr Mädchen? — Junge — alter Seelensjunge, wie geht's?"

Und damit zog er den jungen Mann ohne Weiteres an ſeine Bruſt und küßte ihn ab nach Herzensluſt.

„Aber beſter Herr", ſtotterte dieſer jetzt ernſtlich verlegen. Ein Mißverſtändniß lag der ganzen Sache jedenfalls zu Grunde, und er wünſchte das ſobald als möglich aufzuklären.

„Was — Herr!" rief aber der Alte — „will ſich wohl gar jetzt noch herauslügen? — Flauſen! Flauſen! Damit iſt's Nichts — und Ihr, Blitzmädel, ſteht jetzt da, als ob Ihr nicht Drei zählen könntet? Iſt das ein Empfang für einen Vetter, auf den Ihr Euch ſo lange ſchon gefreut habt, heh? — und wollt Ihr ihr ihm gleich

um den Hals fallen und einen oder ein Dutzend derber Küsse geben?"

„Willkommen Franz", rief da die Jüngste, die sich zuerst ein Herz faßte, sprang dem jungen Mann entgegen und drückte die rosigen Lippen fest auf seinen ihr sehr bereitwillig dargebotenen Mund. Und dann kam die zweite mit eben so süßem Willkommen, und der junge Arzt sagte lachend:

„Und wenn ich mir das auch wie ein Dieb in der Nacht stehle, mag da ein Anderer widerstehen, und mir der herzliche Empfang in diesem Hause Glück bedeuten. Jetzt aber mein bester —"

(Fortsetzung folgt.)

Hinter-dem-Ofen-Lieder.

3.

Deutsche Frauen, Damen, Zofen,
Mädchen, Wittwen, Jungfern, Alte!
Kehrt vom Land zurück zum Ofen,
Er allein ist stets der Alte.
Er allein ist stets beständig,
Wie vor Jahren ist er heuer,
Und in seiner Brust beständig
Wohnt das keusche Herzensfeuer.

Müde seid Ihr wohl vom Schwärmen,
Satt habt Ihr Romantik eben,
Sternlicht kann das Herz nicht wärmen,
Sehnsucht kann vom Thau nicht leben;
Tannendüfte will die Lunge,
Doch das Aug' will auch das Seine;
Mondschein ist ein lieber Junge,
Doch ihm fehlen Fleisch und Beine.

Manchmal zwar kömmt angeritten
So ein Schwarm Studenten-Futter.
Schwärmen für die Semmelschnitten,
Schwärmen für die gelbe Butter,
Tummeln sich mit uns im Freien,
Schaukeln sich mit uns im Nachen,
Doch zum Lieben, doch zum Freien
Will nicht Einer Anstalt machen.

Tauben girren, Hühner gackern,
Auf das Feld zieht rasch die Sichel,
Auf den Bergen sieht man ackern
Und im Thal macht Heu der Michel;
Blumensträuße, wie die Riesen,
Gold'ne Fischlein im Behälter.
Doch das Herz hat nichts von diesen
Und man wird auch immer älter.

Darum Frauen, Damen, Zofen,
Wittwen, Mädchen, Jungfern, Alte!
Daß Eu'r Herz nicht ganz erkalte,
Amor, ach! Ihr wißt's ja Alle,
Er gehöret zu den Blinden,
Blinde sind im meisten Falle
Hinter'm Ofen nur zu finden.

4.

Auf den Straßen, auf dem Platze,
Ist die Thorheit stets zu schauen,
Und man hört sie, wie die Katze,
Von den Dächern laut miauen.
Hinterm Ofen sitzt die Wahrheit,
Und das Wissen hinterm Ofen!
Hinterm Ofen kam die Klarheit
Und das Licht den Philosophen.
Falschheit auf der Straße lauert,
Lärmend, tosend, stets aufs Neue,
Hinterm Ofen, stillgekauert,
Liegt des Hauses Pudel-Treue!
Wer die Welt will ohne Schranken,
Braucht dazu die Welt voll Waffen.
Hinterm Ofen in Gedanken
Kann man sie aus Nichts erschaffen.

5.

Hinterm Ofen sitzt manch' Einer,
Der da wär' ein Bonaparte,
Wenn er statt dem Ziegendainer
Schwänge Säbel und Standarte.

Hinterm Ofen lungern hundert
Weltgenies und Eisenhelden,
Und das Weltgeschick sich wundert,
Daß sie sich ihm gar nicht melden.

Hinterm Ofen, Kompaßregler!
Kann man Bahn durch's Meer erfinden,
Hinterm Ofen, Weltumsegler!
Ward Amerika gefunden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 18.

Hirse.

Räthsel.

Wenn ein Ding eins ist, und deren nicht mehr,
So passet ein Hauptwort — errath' es — hierher.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 20. Erscheint jeden Sonntag. 5. Dezember 1858.

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Trinken wir vor allen Dingen Kaffee und rauchen eine vernünftige Cigarre oder Pfeife dazu", unterbrach ihn wieder der Regierungsrath, der heute fest entschlossen schien, seinen vermeintlichen Neffen gar nicht zu Wort kommen zu lassen. „Allons Mädels, voraus — hier Rieke, nimm einmal die Tasche und den Shawl, und dann soll er erzählen — erzählen von heute Morgen bis spät in die Nacht hinein, bis wir Alles aus ihm herausholen, was wir wissen wollen."

Dabei hatte er den jungen Mann unter den Arm gefaßt und zog ihn in das schon festlich mit Blumen geschmückte Zimmer.

„Wenn Sie mir aber nur vorher gestatten wollten, Ihnen mit wenigen Worten eine Erklärung zu geben," machte noch einmal der also Gepreßte den Versuch, das Mißverständniß aufzuhellen.

„Keine Erklärung vor dem Kaffee", parirte aber der hartnäckige Regierungsrath auch diesen letzten Angriff, und im nächsten Moment fand sich der Arzt dem alten Herrn gegenüber, an jeder Seite eine seiner reizenden, wenn auch aufgezwungenen Cousinen, vor der qualmenden, vortrefflich duftenden Kaffeekanne, vor allen Dingen die höchst wichtige Frage zu beantworten, ob er viel Sahne und wie viel Zucker er wünsche, — Da steckte das Dienstmädchen, die Rieke, den Kopf wieder in die Thüre herein und meldete, daß draußen noch Einer sei, ein junger Herr, der den Herrn Regierungsrath zu sprechen wünsche.

„Jetzt?" rief dieser — „geht nicht — soll eben wiederkommen. In einer Stunde, oder den Nachmittag, oder am allerliebsten morgen früh. Heute kann ich unmöglich."

Das Mädchen verschwand wieder, kehrte aber nach wenigen Augenblicken zurück, und richtete aus:

„Er kann nicht warten, sagte er, und müßte Sie gleich sprechen."

„Er soll zum Teufel gehn!" fuhr der sonst so gutmüthige Regierungsrath jetzt gereizt und ärgerlich empor — „von Müssen" kann gar keine Rede sein; ich muß gar Nichts, und heute Morgen am allerwenigsten."

„Das ist nun das zweitemal heute Morgen", sagte da eine lachende Stimme in der Thür, „daß mich ein „möglicher" Onkel zum Teufel wünscht, und es müßte nur sein, daß ich wirklich zum zweitenmale an den falschen gekommen wäre. Onkel Kettenbrock?" —

4.

„Onkel?" sagte der atte Herr, überrascht von seinem Stuhl aufspringend und erst den Eindringling und dann wieder seinen früher vermutheten Neffen ganz erstaunt betrachtend.

„Ja mein lieber Herr," sagte der Arzt, der bis über die Ohren roth geworden war, „wenn Sie mich nur einen Augenblick hätten zu Worte kommen lassen, so würden Sie schon lange erfahren haben, daß Sie sich in mir geirrt"

„Ja, aber wer zum Wetter ist denn jetzt eigentlich der Neffe? rief ganz verdutzt der Regierungsrath.

„Vielleicht entscheidet da der Name," lachte der Letztgekommene, „ich heiße Franz Kettenbrock."

„Franz Kettenbrock?"

„Und ich Karl Helmerdiek" sagte der Doktor.

„Mein Reisegefährte aus dem Nicht-Rauchcoupe."

„Der allerdings bedauert", sagte der junge Doktor, „einen so lieben Willkommen auf fremdem Revier und unverdienter Weise erhalten zu haben."

Die Reihe zu erröthen war jetzt an den jungen Damen. Der Regierungsrath aber, mit dem richtigen Neffen vor sich, übersah in dem Augenblick alles Andere, und die Arme ausbreitend, rief er:

„Junge — bist Du es denn wirklich — freilich, das Gesicht gibt's ja — wo ich auch vorher die Augen gehabt habe! — Herzensjunge — und doch so unendlich überrascht!"

Digitized by Google

„Liebſter beſtee Onkel!“ rief Franz Kettenbrock, an ſeine Bruſt fliegend und den alten Mann an ſein Heez drückend. Dann richtete er ſich wiedee auf.

„Und das ſind meine beiden Baſen?“ jubelte ee, während ihm die Thränen in den Augen ſtauden. „Franzchen — Adele — tauſend noch einmal, was für große Mädchen ſind die Kuirpſe geworden!“

Im Nu hatte er ſie beim Kopf und herzte ſie nach der Art.

„Aber iſt das auch gewiß der rechte?“ rief Fränzchen, ihn noch mit ſchelmiſchem Lachen abwehrend, „nach den heutigen Erfahrungen —“

„Wie ich merke, hat mir mein Nachbar aus dem Nicht-Rauch-Coupe ſchon das Beſte oben abgeſchöpft,“ ſprach Franz — „abee halt! laßt ihn nicht ſoet — wir ſind noch nicht fertig mit einander.“

Der junge Arzt, der wohl fühlte, daß ee hier eine eben nicht beneidenswerthe Rolle ſpielte, hatte ſich in der That leiſe nach der Thüre gedrückt, mit der Freude des Wiederſehens ſeinen Rückweg anzuteetrn.

„Mein beſtee Herr Nachbar“, ſagte er, „es thut mir allerdings ſehr leid, das Alles nue untee dem Namen eines Andeeen erhalten zu haben; abee ich bin wirklich unſchuldig.“

„Den Herrn trifft keine Schuld“, nahm auch Fränzchen jetzt ſeine Partei. „Wir Beide haben ihn förmlich eingefangen, und Onkel hat ihn gae nicht zu Worte kommen laſſen, denn wir waren feſt überzeugt, daß es der Rechte ſein mußte. Hat alſo hier Jemand um Entſchuldigung zu bitten, ſo ſind es wir, die wir Sie ſo hinterliſtig auf dee Treppe überfielen.“

„Na, auf dir Art läßt er ſich, glaub' ich, jeden Morgen überfallen“, lachte dee junge Kettenbeock — „aber ohne Kaffee dürfen wir ihn keineswegs entlaſſen. Sie haben ihn einmal hereingeſchafft, Onkel.“

Der Regierungsrath hatte indeſſen den jungen fremden Mann ſchon mit einem wohlwollend prüfenden Blick gemeſſen. Derſelbe ſah ſo anſtändig aus, und ſein Geſicht hatte dabri etwas ſo Offenes, Eheliches, daß er ihm überdies in dee Freude des Augenblicks dir Hand entgegenſtreckte und ausrief:

„Nun Herr — wie war eigentlich Ihr Name?“

„Doktor Cael Helmendiek.“

„Alſo, Herr Doktor, wenn Sie auch nicht mein Neffe ſind, hätten Sie es doch recht gut ſein können, und da Sie unſeretbalben wahrſcheinlich Ihe Frühſtück verſäumt habrn, ſo machen Sie uns eine Freude, wenn Sie das unſerige mit uns theilen. Um ſo mehr, da die beiden Herren auch ſchon miteinander bekannt ſind.“

„Wir waren Coupée-Nachbarn“, ſagte Franz Kettenbrock, „und ich hätte wahrlich nicht geargwohnt, daß mie mein Reiſegefährte beinahe den Onkel abſpenſtig machen ſollte. Das Komiſche bei der Sache iſt jedoch, daß ich heute Moegen ſchon in Eurer alten Wohnung einem wildfremden Mann in's Zimmer und an's Bett gefallen biu.“

„Im alten Logis?“

„Natürlich; ich hatte ja keine Ahnuug, daß Sie das Haus je verlaſſen würden.“

„Und dee Fremde?“ lachte der Onkel mit dem ganzen Geſicht.

„War wüthend, daß ich ihn im Schlafe ſtörte und ihn im Dunkeln ganz zärtlich meinen lieben, beſten Onkel nannte.“

„Das iſt eine himmliſche Verwechslung!“ riefen die jungen Mädchen. „Wee die Szene mit hätte erleben können!“

„Als ob Ihr es mie hier um rin Haae beſſee gemacht hättet! Draußen ſteht „Willkommrn“ an der Thür, und drinnen bin ich eben ſo gut zum Teufel gewünſcht worden, wie drüben bei dem alten Beummbäe. Das war heute ein eigenthümlicher Empfang.“

Fränzchen lachte dennoch wie vorher: „Etwas Komiſcheres kann man ſich kaum denken.“

„So? — nun wartet, ob ich nicht mit Euch quitt werde“, bemerkte Franz. „Für den Empfang muß ich meine Revanche haben.“

„Und auf welche Art, Herr Vetter? fragte ſchelmiſch Adele.

„Das weiß ich noch nicht,“ rief dee Havaneſe, „aber die Mittel werden ſich finden laſſen.“

„Dann will ich Dir gleich Gelegenheit hiezu geben,“ lächelte dee Onkel. „Auf morgen Abend habe ich zur Feier Deiner Ankunft einen kleinen Ball areangirt und alle Deine alten Schulkameraden dazu ringeladen, — da kannſt Du die Mädchen gleich zu ihree Strafe ſitzen laſſen.“

„Daß ich ein Narr wäre“, erwidertr Franz“, — „aber aufrichtig geſagt, liegt mie an einem ſolchen Feſt verwünſcht wenig. Ich hatte mich darauf gefreut, daß wie gemüthlich zuſammenbleiben ſollten. Bei ſo vielen fremden Menſchen“ —

„Dann mußt Du mie das Opfee bringen,“ ſagte der Onkel. „Ueberdieß trifft Du ja auch faſt nur Bekannte dort.“

Digitized by Google

„Ihnen zu Gefallen Alles, lieber Onkel", rief Franz. „Darf ich aber dann wohl einmal die Liste der Eingeladenen sehen und vielleicht noch eine oder die andere Einladung selber machen?"

„Du bist der König des Festes, und hast das volle Recht, einzuführen, wen Du willst," sagte der Onkel.

„Vortrefflich!" rief Franz. „Dann beginne ich gleich hier mit meinem Nachbar. Mein zeitweiliger Repräsentant will sich nämlich als Arzt in Yvenburg etabliren, und der kleine Ball dient ihm dann vielleicht zur Einführung in die Gesellschaft. Sie nehmen die Einladung doch an?"

„Wenn die Damen keinen Groll mehr auf mich haben," sagte der junge Arzt mit einem bittenden Blick, vorzüglich auf Fränzchen.

„Herzlich willkommen sollen Sie uns sein!" rief der alte Herr, — „und wo ist denn eigentlich Ihr Absteigequartier?"

„Wenn ich die Nummer recht gelesen habe, hier im Hause selbst", lautete die Antwort, „vorausgesetzt, daß der Registrator Ehrlich sein Logis hier hat."

„In der Etage über uns. Dann sind wir ja überdies Hausgenossen und müssen gute Nachbarschaft halten. Und nun, Kinder, werft Euch in Euren Staat, denn die Frau Muhmen werden im Handumdrehen da sein, den neu eingetroffenen Vetter in Beschlag zu nehmen.

„Die Frau Muhmen?" rief Franz erschreckt.

„Nun, die Commerzienräthin Brummer und die Steuerräthin Fischbach. — Ich will Dir nur wünschen, daß Du die beiden erst glücklich überstanden hast. Die Frau Commerzienräthin wird wohl gleich damit anfangen, Dir ihre Subskriptionsliste auf den neuen Missionsverein vorzulegen — eine Aktiengesellschaft mit Anwartschaft auf den Himmel, zahlbar mit Aktien zu 2½ und 5 Thaler, um schwarze oder chinesische oder birmanesische Seelen zu retten."

„Gott steh uns bei," rief Franz erschreckt, „dort mache ich keine Visite."

„Das hast Du auch nicht nöthig", lachte der Onkel, „die kommt zu Dir und bringt Dir eine permanente Einladung zu ihren Kaffeegesellschaften mit. Also lieber Herr Doktor, morgen Abend sieben Uhr — pünktlich."

„Ich weiß wahrlich nicht, womit ich diese Güte verdient habe.

„Ein halber Verwandter sind Sie nun doch geworden", sagte Franz, „und als Hausgenosse gehören Sie nach havanesischen Gesetzen ohnedies zur Familie. Sie wollen jetzt Ihr Quartier aufsuchen?"

„Meine neuen Wirthsleute werden mich wahrscheinlich schon längst erwarten", lächelte der junge Mann, „wenn auch freilich nicht mit einem so lieben Willkommen. Also auf Wiedersehen, und nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank dafür, daß Sie dem Fremden, der auf so wunderliche Art bei Ihnen eingeführt wurde, den Irrthum nicht haben entgelten lassen. Ich werde Ihnen Ihre Freundlichkeit nie vergessen."

Die Männer schüttelten sich die Hand, der falsche Vetter neigte sich ehrfurchtsvoll gegen die Damen, die ihn immer noch mit einem schüchternen Erröthen entließen, und der Regierungsrath führte dann den Neffen in das für ihn bestimmte Zimmer, damit er sich es bequem mache, während er dem Onkel in kurzen Umrissen von seiner Reise und seinen jetzigen Plänen und Verhältnissen erzählen mußte.

5.

Des Regierungsrath Warnung war indeß keineswegs übertrieben gewesen, und der junge Havanese kam im Stand, die an dem Tage auf ihn einstürmenden Besuche abzuwehren. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht seiner Rückkehr unter all' seinen früheren Bekannten verbreitet, und besonders schien der weibliche Theil derselben ganz über alle Maßen neugierig, den Mann zu sehen, der sich jetzt neun volle Jahre bei den „Cigarren-Indianern" herumgetrieben hatte. Einige davon kamen auch wirklich in der felsenfesten Ueberzeugung, einen dunkelbrannen, über und über tätowirten, halbwilden Menschen zu finden, und sahen sich denn grausam enttäuscht, als sich der Havanese auch in gar Nichts von den übrigen europäischen jungen Leuten seines Alters unterschied, als vielleicht in der um einen Schatten dunklern Hautfarbe seines Gesichts. Von Tätowirung war keine Spur an ihm zu finden.

Franz Kettenbrock fühlte sich aber in diesem Treiben nicht behaglich und parirte auf das Geschickteste drei verschiedene Einladungen zu drei verschiedenen Kaffeegesellschaften — hatte er ja doch auch in den ersten Tagen die vortrefflichste Ausrede, sich ganz seinem Onkel widmen zu wollen.

Auf den nächsten Tag fiel aber der Ball, und da seine Cousinen außerordentlich beschäftigt waren, die nöthigen Anordnungen dazu zu treffen, ja der Regierungsrath alle Hände voll zu thun hatte, und dabei so viel kochen und braten ließ, daß er mit seinem Neffen im Wirthshause essen mußte, so ging dieser für den Nachmittag allen weiteren Begegnungen am Besten dadurch aus dem Wege,

Digitized by Google

daß er aus dem Thor dem nächsten Dorfe zuwanderte, dort den Nachmittag Kaffee zu trinken, und dann noch ein paar Stunden die benachbarte freundliche und heimische Gegend zu durchstreifen.

Hochauf athmete er, als er, vom lichten warmen Sonnenscheln beglänzt, die lieben Hügel und Thäler, den blitzenden Strom wieder erschaute, und an der nächsten Höhe angekommen, warf er sich ins Gras und blickte mit leuchtenden Augen auf das wunderliebliche Schauspiel, das sich vor ihm ausbreitete.

Wie hatte er sich auf diesen Augenblick gefreut; wie oft sich in Gedanken schon die bunten Matten, die dunklen Wälder ausgemalt, die jetzt in Wirklichkeit wieder vor ihm lagen. Jedes Dorf kannte er auch noch bei Namen, und wußte wie er dort und da gespielt, an Sonn- und Feiertagen mit den Spielkameraden in die Berge gegangen, und leider auch an dem und jenem Ort die Obstbäume sorgloser Nachbarn geplündert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gänseblumen.

1.

Glocke, Veilchen, Malve, Primel,
Rose, Lilie, Tulipan,
Und der Nelken bunt Getümmel
Zünden ihre Kerzen an;

Ist schon Alles dagewesen;
Auf der Au, in Flur und Trift
Sind stets die gezierten Wesen,
Wie man sie in Büchern trifft;

Flinkern hinten, flinkern vorne,
Kokettiren leicht und g'ring,
Mit dem Junker „Rittersporne",
Mit dem Gecken „Schmetterling."

Schaukeln buhlend mit dem Haupte,
Wenn die Biene sie umschnarrt,
Wie ein Mädchen, wenn es glaubte,
Daß sich wer in ihm vernarrt.

Oeffnen ihre Honigherzen
Jedem Flatt'rer, der nur nascht,
Welken dann in blassen Schmerzen,
Wenn der Gaukler abgepatscht.

Und im ganzen Blumenthume
Stehen sie entblättert — stumm, —
Nur allein die Gänseblume
Steht noch frisch und keusch und — dumm! —

Glück der Lieb' verdirbt den Magen,
Denn sie reizt den Appetit,
Schmerz der Lieb', mit seinen Klagen,
Nimmt durch Durst die Lunge mit.

Eifersucht von allen Mächten
Bringt die meisten Lump' hervor,
Schlaf und Ruh raubt sie den Nächten,
Legt solid man sich aufs Ohr.

Hoffnung! ach! macht dick und ledern,
Denn wer hofft, liegt auf der Haut,
Dehnt sich faul auf weichen Federn,
Weil er auf den Himmel baut.

Dichten macht gar viel Beschwerden,
Greift den Unterleib sehr an,
Weil man dichtend sich auf Erden
Nicht gar frei bewegen kann.

Redigiren macht ganz gelbe,
Und man wird ganz grün und wüst',
Denn der Neid bewirkt dasselbe,
Als wenn Galle überfließt.

Spekuliren? Ach, mein Lieber,
Das ist Krankheit, schwarz auf weiß;
Die verursacht Wechselfieber
Und der dritte Tag bringt Schweiß.

Weil ich unter diesen Uebeln
Aber dennoch wählen muß,
Wähl' ich, ohne lang zu grübeln,
Liebe ohne viel Verdruß.

Denn ich hab' n'en g'sunden Magen,
Und verdaue wie ein Pferd,
Hab' dreimal in sieben Tagen
Den „Tannhäuser" angehört.

Auflösung des Räthsels in Nr. 18.

Einheit.

Räthsel.

Wenn du Sappho's Leben gelesen,
Findest du meinen Namen darin;
Freundinn bin ich einstens gewesen,
Dieser berühmten Dichterin.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 21. Erscheint jeden Sonntag. 12. Dezember 1858.

Herr Hobelmann.

Stizze von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

O welch eine liebe Zeit war das gewesen, und doch auch wieder, welch trübe schwere Jahre lagen dazwischen. Sein Vater war erst gestorben, dann seine Mutter, und wie ihm die Heimath mehr und mehr verödete, wenn auch der Onkel den Knaben wie sein eigen Kind erzog, wachte die Sehnsucht in ihm auf, nach jenem fernen geheimnißvollen Land: Amerika. Zum Kaufmann von Jugend auf erzogen, trat er dort mit seinem achtzehnten Jahre selbständig in ein Geschäft und vermehrte, mündig geworden, durch glückliche Spekulationen sein Vermögen bald sehr bedeutend. Aber die Heimath konnte ihm das schöne fremde Land doch nicht ersetzen; hierher trieb es ihn mit unwiderstehlicher Kraft zurück, und wenn er auch gerade nicht die Absicht hatte, sein Leben in Deutschland zu beschließen, wollte er doch sein Vaterland wenigstens noch einmal wiedersehen — die Gräber seiner Eltern besuchen. Dort war er auch heute Morgen schon mit Tagesanbruch gewesen, hatte sich an dem theuren Platz recht herzlich ausgeweint und war dadurch recht weich, recht wehmüthig gestimmt worden.

Um so greller und unangenehmer berührte ihn dafür dies Drängen und Treiben der gesellschaftlichen Welt, die ihn aus den Armen seiner Familie heraus mit aller Gewalt in ihre Kreise ziehen wollte. Wie schaal und nichtig kam ihm das Alles vor, und wie hatte er sich besonders über die Frau Steuerräthin geärgert, die seinethalben heute ein kleines Diner unter ganz intimen Freundinnen nur einfach zu dem Zweck arrangirt hatte, den „Havaneser" noch warm vom Schiffe fort an ihrem Tische zu sehen und sich seine Abenteuer aus erster Hand erzählen zu lassen. Vom Grab der Eltern in die langweilige Gesellschaft — sein ganzes Herz empörte sich gegen den Gedanken und wie er sich der Einladung selber ganz geschickt zu entziehen gewußt hatte, so hätte er auch lieber dem freundlichen Onkel den veranstalteten Ball heute noch ausgeredet, wenn es nur nicht zu spät dazu gewesen wäre.

Unter solchen Gefühlen schweifte sein Auge jetzt gedankenlos über die freundliche, sonnenbeschienene Landschaft hin, als seine Aufmerksamkeit plötzlich auf seine unmittelbare Nähe und zwar durch einen eigenen Zwischenfall geleitet wurde.

Etwa fünfzehn Schritte unterhalb, dort wo er auf dem Rasen lag, lief ein schmaler Fußpfad nach dem nächsten Dorf vorbei, und eine alte Frau, mit einem anscheinend schweren Korbe auf dem Rücken war dort in die Knie gesunken, und konnte, ohne Hülfe, nicht wieder auf. Dicht hinter ihr her kam ein ältlicher, breitschultriger Herr, anständig gekleidet und eine Brille tragend, denselben Pfad. Die alte Frau hatte die Schritte gehört und den Kopf nach ihm umwendend, sagte sie in flehendem Tone:

„Ach liebes Herrchen, wären Sie wohl so gütig mir ein Bischen heben zu helfen? Ich bin ausgerutscht und kann nicht wieder in die Höhe kommen; der Korb ist gar so schwer."

Der breitschultrige Herr war bei ihr stehen geblieben, aber — er hatte lichte Glacéhandschuhe über die dicken Finger gezogen und mochte sich die wahrscheinlich nicht schmutzig machen.

„Ladet nicht mehr auf, wie Ihr tragen könnt," sagte er deshalb finster vor sich hin, rückte sich die Brille, bog eben genug aus, die Frau nicht zu berühren, und — ging vorbei.

„Ach Du mein liebes Herrgottchen," klagte die arme schwache Frau, „was gibt's auch für hartherzige Menschen in der Welt." Sie brauchte jedoch nicht mehr zu sagen, denn Franz, über das Betragen des harten Burschen auf's Aeußerste entrüstet, war auch schon bei ihr, half ihr mit ihrem Korb wieder in die Höhe und sagte ganz freundlich:

„Seid nicht böse, Mütterchen, unser Herrgott hat ja allerlei Kostgänger, und gute und böse, arme und reiche Menschen gemacht; von solchen wie der da vorne gibt's aber, dem Himmel sei es gedankt, nicht sonderlich viel. —

Digitized by Google

Doch Ihr tragt so schwer, habt Ihr noch weit damit zu gehen?"

„Nein, mein gutes Herrchen — nur bis zu den nächsten Häusern drüben. Sonst hab' ich schon mehr getragen. — Wenn man aber erst einmal die fünfundsechszig hinter sich hat, da wollen die Beine doch nicht mehr so recht fort."

„Fünfundsechszig — das ist ein schönes Alter."

„Ne, mein gutes Herrchen", meinte die Alte, „das kann ich gerade nicht sagen. Fünfundzwanzig sind schöner — aber, wie Gott will, und wenn's Zeit ist, wird er mich schon rufen."

„Adieu Alte," sagte Franz, und drückte ihr etwas dabei in die Hand.

„O Jemine!" rief die Alte erstaunt aus — „so viel Geld hab' ich, wer weiß wie lange nicht gehabt. Ach, der Herr Gott vergelt's tausend und tausend Mal und tasse Sie —"

Franz hörte nicht die Hälfte von allen den Segenswünschen, die sie auf ihn herabflehte, denn er eilte, so rasch er konnte, dem Dorfe zu, wohin ihm schon der breitschultrige Herr vorangeschritten war. Diesen erreichte er auch gerade noch, als er gerade rechts in eine Gartenpforte bog, und Franz sah kaum, daß dort aufgestellte Bänke und Stühle einen Wirthshausgarten verkündeten, als er ohne Weiteres ihm zu folgen beschloß, den hartherzigen Menschen sich wenigstens einmal in der Nähe zu betrachten. Gab es dann die Gelegenheit, so ließ sich ihm auch vielleicht sagen, was er von ihm und seinem Betragen hielt.

Der Breitschultrige hatte sich eine Portion Kaffee bestellt und setzte sich jetzt behaglich an einen kleinen runden Tisch, der einen weitästigen Birnbaum umschloß. Franz Kettenbrock ging an ihm vorüber und schleuderte ihm einen verächtlichen Blick zu; der dicke Herr bemerkte dies aber gar nicht und sagte nur zu einem der eilfertig herbeispringenden Kellner:

„Habe schon bestellt."

Franz Kettenbrock blieb überrascht stehen und sah sich nach dem Breitschultrigen um. Die Stimme mußte er jedenfalls schon gehört haben — und war denn das nicht — das Gesicht hatte er freilich gestern Morgen nicht erkennen können — aber war denn das nicht etwa sein falscher Onkel aus dem alten Logis?

Der breitschultrige Herr nahm noch immer keine Notiz von ihm; Franz aber, jetzt fest entschlossen, sich Gewißheit zu verschaffen, bestellte ebenfalls eine Portion Kaffee, zündete sich eine frische Cigarre an, und setzte sich ohne weitere Umstände an den nämlichen Tisch, an welchem Jener saß.

Der Kaffee wurde gebracht; die Beiden schenkten sich schweigend ein, und saßen eine ganze Weile einander stumm gegenüber, ohne auch nur ein Wort miteinander zu wechseln. Das hielt aber unser ungeduldiger Havanese nicht lange aus; ein Anknüpfungspunkt war auch bald gefunden: er ließ seine Cigarre ausgehen, und bat seinen Nachbar um Feuer, und damit war ein Gespräch angeknüpft.

„Sehr schöne Gegend hier", sagte der breitschultrige Herr.

„Sehr schön. — Sie sind fremd hier? —"

„Vorgestern Nacht angekommen."

„Und wohnen vielleicht in einer nicht so hübschen Umgebung?"

„In Schlesien", tautete die Antwort, und Kettenbrock zweifelte jetzt keinen Augenblick mehr, daß er seinen „verkehrten Onkel" vor sich habe. Nur hinsichtlich des Namens mußte er sich noch Gewißheit verschaffen.

„Ja, dann glaub' ich, daß Ihnen die hiesige Gegend gefällt. — Sie sind Geschäftsmann, nicht wahr?"

„Advokat", sagte der Fremde — „treibe aber auch allerdings ein kleines Geschäft dabei", setzte er mit einem breiten, häßlichen Lächeln hinzu.

„Lieber Gott," meinte Kettenbrock — „das Geschäft ist ja doch die allgemeine Axe, um die sich die ganze Welt dreht, und nur wer sich einen guten Platz daran zu sichern weiß, d. h. der, der richtig spekulirt, darf hoffen in der Welt zu reussiren?"

„Ganz meine Meinung," nickte beifällig der Fremde, und über seine Züge stahl sich sogar bei der Bemerkung ein Schein von Wohlwollen.

„Ihre Geschäfte haben Sie also auch nach Ivenburg geführt, nicht wahr mein Herr — wie war doch gleich Ihr werther Name?"

„Hobelmann."

„Ach ja, Herr Hobelmann," sagte jetzt Kettenbrock vollkommen sicher.

„Geschäfte allerdings," erwiderte der Breitschultrige — „ein Prozeß wenigstens. Was ist Ihr Geschäft, wenn man fragen darf?"

„Ich bin Arzt", erwiderte auf gut Glück der junge Kettenbrock.

„Arzt? hm — ein gutes Geschäft hier?"

„Nur mittelmäßig — die Gegend ist unverschämt gesund."

„Hm," sagte Herr Hobelmann, „hätte ich Sie früher

gekannt, hätten wir vielleicht ein Geschäft zusammen machen können. Jetzt ist es vorbei."

„Wir Beide?"

„Ja. — In der Prozeßsache, die ich hier für einen Klienten von mir früher verhandelte — ich habe ihm eben die Schlußakten gebracht — handelte es sich darum, ein Gutachten von einem hiesigen Arzt über den Geisteszustand eines Dritten zu bekommen."

„In der That?" sagte Franz, und ein eigener toller Gedanke fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele — „da interessiren Sie sich wahrscheinlich auch für Geisteskranke."

„Ich? — Damals lebhaft. Ueberhaupt ist es immer ein sehr interessanter Gegenstand: ein Mensch, der nicht vollkommen bei Verstande ist, da man nie bestimmen kann, in wie weit er für seine Thaten zurechnungsfähig blieb."

„Sie sind noch ganz fremd hier in der Stadt?"

„Vollkommen — kenne nur die Familie bei der ich wohne. Warum?"

„Es war nur so ein Gedanke von mir," sagte Kettenbrock. „Ich bin nämlich in einem hiesigen Institute für Geisteskranke angestellt, mit denen wir heute Abend einen eigenthümlichen Versuch machen wollen."

„So? — welchen, wenn man fragen darf?

„Unser Obermedizinalrath hat einen Ball für die Verrückten arrangirt, auf dem sie sich vollkommen frei und unbelästigt bewegen sollen!"

„Die Tollen? — Alle Teufel, das muß sich merkwürdig ausnehmen. Aber es wäre nicht möglich, Zutritt zu erlangen."

„Nicht leicht — es ist verboten, Fremde dorthin zu bringen."

„Hm — das ist schade — sehr schade," sagte Herr Hobelman. „Aber — ließe sich das nicht vielleicht auf eine oder die andere Weise machen? — Es sollte Ihr Nachtheil nicht sein."

„Mit Geld, meinen Sie," sagte Franz, durch diese Gemeinheit nur noch mehr in seinem Vorsatze bestärkt. „Nein, damit ist nichts anzufangen. Aber — der Oberarzt ist mein Onkel, und ich könnte vielleicht die Verantwortlichkeit auf mich nehmen, wenn Sie mir versprechen wollten, gegen keinen Menschen eine Sylbe darüber zu äußern. Sie brächten mich in dem Fall in die größte Verlegenheit.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!" rief Herr Hobelmann rasch und erfreut, „und würde Ihnen noch außerdem zu größtem Dank verpflichtet sein, Herr — wie ist gleich Ihr Name?"

„Franz — Doktor Franz —"

„Sehr schön, Herr Doktor. Sagen Sie übrigens — Gefahr ist doch nicht dabei?"

„Nicht die geringste," beruhigte ihn Franz. „Die Leute stehen unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Wärter, die den Abend sämmtlich als Bediente oder Ballgäste verkleidet sind. Wir Aerzte verlassen sie außerdem keinen Augenblick, und falls ja bei Einem oder dem Andern die Tobsucht ausbrechen sollte, so ist kräftige Hülfe im Moment bei der Hand. Sie können sich wohl denken, daß jede nöthige Vorsichtsmaßregel für solchen Fall getroffen ist. Uebrigens sind wir auch der Leute ziemlich sicher, und nach unserer Methode hoffen wir eben von einem zeitweiligen Eingehen auf ihre fixen Ideen die heilsamsten Folgen. Es versteht sich trotzdem von selbst, daß man zu einem solchen Ball nur die harmlosesten Geisteskranken zuläßt. Wer sie nicht kennt, würde keinen Augenblick auf den Gedanken kommen, daß er sich unter lauter Verrückten befindet."

„Vortrefflich. Also heute Abend ist der Ball, sagen Sie?"

„Heute Abend — ich will Sie abholen. Wo finde ich Sie?"

„Ich wohne in der Kreuzgasse, an der Ecke der Neuen Straße, die Nummer weiß ich nicht, beim Geheimen Rath von Pottlitz."

„Sehr gut, — ich werde um halb zehn Uhr mit einer Droschke an der Ecke warten. Aber Sie werden Ihr Versprechen nicht vergessen. Sie schweigen und halten sich bereit?"

„Kein Mensch erfährt eine Sylbe," betheuerte Herr Hobelmann, „geht auch Niemanden etwas an, wo ich meinen Abend zubringe. Bin vollkommen mein eigener Herr."

„Also auf Wiedersehen um halb zehn Uhr. Ich muß jetzt in die Stadt zurück, um rasch noch einige Anstalten zu treffen. Empfehle mich Ihnen, Herr Hobelmann."

„Empfehle mich Ihnen gehorsamst, Herr Doktor," sagte Herr Hobelmann von seinem Stuhl aufstehend und sich vor dem jungen Mann verbeugend — „war mir ungemein angenehm, Ihre so werthe Bekanntschaft zu machen."

„Ja, das hast Du mir schon gestern Morgen versichert," brummte Franz in sich hinein, bezahlte den Kellner und vergnügt lächelnd schritt er den schmalen Fußpfad

Digitized by Google

nach der Stadt zurück. — „Aber warte Kamerad, den Empfang gestern im heimathlichen Hause und Deine Hartherzigkeit gegen die arme Frau heute, tränk' ich Dir jedenfalls ein und — hahaha — vielleicht kriegt die Frau Steuerräthin und die Frau Commerzienräthin auch ihren Theil ab von dem Spasse. Jedenfalls ist es der tollste Einfall, den ich in meinem ganzen Leben gehabt, und der Onkel wird mir am Ende bös darüber. Aber, bah! Zuletzt muß er doch selbst darüber lachen. Und Herr Hobelmann — hahaha — wenn's nur erst Abend wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Gänseblumen.

2.

Schwermuth lies't sie in den Wolken,
Schwermuth lies't sie aus dem Bulwer,
Morgens trinkt sie süße Molken,
Abends nimmt sie Brausepulver.

Wenn es dunkelt, spielt sie Harfe,
Daß es rühret einen Kiesel,
Und sie hat zum Zeitvertreibe
Weiße Mäuse und ein Wiesel.

Und in einem Wetterglase
Sitzt ein Laubfrosch geistig stille,
Und in einem Pfühl von Grase
Hegt sie innig eine Grille.

Einen Stieglitz und ein Käuzchen
Pfleget sie mit zarten Sorgen,
Und ein Käzchen, dessen Schnäuzchen
Länger wird mit jedem Morgen;

Vier gefleckte Tarteltauben,
Goldfisch' auch mit schwarzen Flecken;
Wenn's ihr Zimmer nur erlaubte,
Wär auch da ein Stall mit Schecken.

Ach, sie liebt so viele Thiere, —
Hab' noch alle nicht beschrieben —
Daß ich schmerzlich tief es spüre,
Sie kann mich nicht auch noch lieben.

3

Meine Lieb' ist ausgeflogen
Aus dem warmen Herzensneste,
Viel gelind're Seufzerwogen
Treibt das Herz an meine Weste.

Wieder tritt des Herzens Nachbar,
„Magen", ein in seine Rechte,
Und die Milz ist wieder lachbar,
Und voll Schlaf sind meine Nächte.

Und ich fall' nicht auf die Nase,
Weil ich in das Blau stets gucke,
Und ich komm' nicht in Extase,
Wenn ich ein Sonettchen drucke.

Bin nicht mehr durch Schmerzanschauung
Ein Fragment nur von mir selber,
Werde nicht durch Unverdauung
Int'ressanter stets und gelber.

Bin nicht mehr ein Auserkorner
Für des Schicksals Schmerzensruthe,
Bin auch kein zu spät Geborner
Für das früh entschwund'ne Gute.

Bin nun wieder so recht g'rade,
Immer dreimal hungrig täglich,
Bin nicht Gott und nicht Mänade;
Und im Ganzen recht erträglich.

Auflösung des Räthsels in Nr. 20.

Eidos.

Räthsel.

Der Schiffer.

Wohl mir, wenn dich mein Blick gewahrt,
Du bist mein Leiter auf der Fahrt.

Der Liebhaber.

Nur dein Auge liebe Seele,
Ich za meinem mir erwähle.

Der Ehrsüchtige.

Alles, was ich thu' und meide,
Alles, was ich wag' und leide,
Thu' ich nur dafür,
Fürst! o gib es mir!

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 22. Erscheint jeden Sonntag. 19. Dezember 1858.

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

6.

Der Abend kam und in den Salons des Regierungsraths Kettenbrock, der ein ziemlich großes Haus machte und brillant eingerichtet war, sammelten sich nach und nach die Gäste, bei deren Empfang Franz Kettenbrock natürlich nicht fehlen dürfte. Im Anfang machte ihm das auch Freude, denn er knüpfte da manche alte Bekanntschaft wieder an, und schon lang vergessene Namen und Gesichter tauchten auf's Neue vor ihm auf und weckten schlummernde Erinnerungen zu neuem Leben. Als aber die Frau Steuerräthin ihre Tochter, und die Frau Kommerzienräthin ihre beiden Nichten mitbrachte, und dann noch außerdem ein paar alte adelige Fränleins heranrauschten, den armen jungen Mann in ihre Mitte nahmen und ihn mit ihren faden alltäglichen Phrasen todt zu quälen suchten, da erwachte ein Gefühl der Empörung in Franz.

Ihm zu Ehren ward die kleine Festlichkeit gegeben, und er als Hauptperson, wollte und brauchte sich nicht langweilen zu lassen. Im Anfang hatte er allerdings leichte Gewissensbisse über seinen tollen Plan gehabt, und wie sein alter Onkel so vergnügt und glücklich in den hellerleuchteten Räumen umherschritt, und ihm einmal über das andere, wo das nur irgend unbemerkt geschehen konnte, in seiner Freude die Hand drückte, da beschloß er schon das Ganze ungethan, und den alten egoistischen Hobelmann ruhig sitzen zu lassen. Aergerte diesen das nicht erfüllte Versprechen, so geschah ihm gerade recht; aber Stunde um Stunde verging, und den äußersten Belebungsversuchen des alten Regierungsrathes zum Trotz, zog sich die Gesellschaft immer mehr in einzelne Gruppen zurück, die nur dann und wann darauf ausgingen, den Havanesen abzufangen und sich anzueignen. Franz hatte auch volle Arbeit, ihnen geschickt auszuweichen oder, wenn wirklich einmal aufgefaßt, den gelegten Schlingen zu entgehen, mit denen ihn besonders die beiden Muhmen verfolgten. Eben war er solcher Art ganz verbittert der Frau Kommerzienräthin entschlüpft und stand in einen kleinen Nebenzimmer in tiefen Gedanken, als ihm plötzlich der Onkel den Arm unterschob und zu ihm sagte:

„Das weiß doch der Henker; in unsere Gesellschaften, wir mögen's anstellen wie wir wollen, ist nun einmal kein Leben zu bringen, und wie ich sehe, ennuyirst Du Dich ebenfalls schmählich."

„Aber lieber Onkel, — wie können Sie glauben —"

„Papperlapapp, ich bin nicht blind. Das langweilige Volk, anstatt Dich mit zu unterhalten, wartet darauf, daß Du ihnen irgend etwas Außergewöhnliches — etwas Havanesisches zum Besten geben sollst, und da stehen sie und thun den Mund nicht auf, außer wenn sie Dich ausfragen oder heimlich untereinander flüstern, und ihre Nebenmenschen lästern. Das Gescheidteste wird sein, ich lasse anfangen zu tanzen, damit nur etwas Bewegung in sie kömmt."

Franz sah schlau vor sich nieder und bemerkte:

„Und wenn ich nun mit etwas Havanesischem zwischen sie führe?"

„Das wär' recht", rief der ärgerliche Onkel — „irgend etwas, um Wechsel, um Bewegung in die Sache zu bringen."

„Aber Sie werden vielleicht böse, Onkel?"

„Ich? wahrhaftig nicht. Wo willst Du denn eigentlich hin?"

„Nicht fort — ich bin den Augenblick wieder da. Wie viel Uhr haben wir jetzt?"

„Es wird gleich halb zehn Uhr sein."

„Schön, lieber Onkel. So lassen Sie den Ball nur beginnen."

„Aber den Tanz wirst Du doch eröffnen?"

„Gewiß, wenn Sie wünschen. Bis Sie in Ordnung sind, bin ich wieder da. Ich will nur mein Schuhwerk wechseln, denn ich blieb vorhin mit der linken Sohle an einer Thürschwelle hängen und habe sie mir gänzlich gesprengt."

„Bleib' mir nicht zu lange aus. Sowie Steuerraths

Digitized by Google

Euphroſine die Gnadenarie, und etwa noch „Die ſchönſten Augen“, zu Ende geſungen hat, geb' ich der Tanzmuſik das Zeichen.“

Der junge Havaneſe benutzte den nächſten Moment die Thüre zu erreichen und, einige ihm nachgeſchleuderte Blicke aus ſchönen Augen nicht achtend, ſtürzte er hinaus, warf ſeinen Paletot über und war in wenigen Sekunden auf der Straße.

„Wie viel Uhr haben wir, Kutſcher?“ rief er einer der unten haltenden Droſchken entgegen.

„Gerade ſchlägt's halb zehn Uhr.“

„Ecke der Kreuzgaſſe und Neuen Straße! Dort wird ein Herr zu mir einſteigen, dann drehſt Du ſchnell um und fährſt hieher zurück — aber nicht an die Front des Hauſes. Weißt Du, wo der Garten an der Promenade ausmündet?“

„Von dem Hauſe hier? — gewiß — es brennt eine Laterne an der Pforte dort.“

„Dorthin fährſt Du, aber nicht den nächſten Weg. Fahr' aus dem Emmer-Thor hinaus und das Stück über die Promenade bis an die Gartenthür — verſtanden?“ — „Sehr wohl.“ — „Hier iſt Dein Fahrgeld für beide Touren zugleich, und laß Dein Pferd ein wenig austraben.“

Der Kutſcher, zufrieden mit dem ihm gegebenen Gelde, zog ſeinem Gaul ein paar tüchtige Peitſchenhiebe über, und ließ die alte Droſchke über das holprige Straßenpflaſter raſſeln. Es dauerte nicht lange, ſo befanden ſie ſich an der bezeichneten Ecke, und kaum hielt dort die Droſchke, als Herr Hobelmann auch ſchon, in ſeinen Mantel gehüllt, erſchien.

„Sie ſind außerordentlich pünktlich,“ ſagte er ſehr freundlich.

„In unſerer Anſtalt muß Alles nach der Minute gehn“, erwidert Franz.

Der Kutſcher hatte ſich die erhaltene Weiſung wohl gemerkt. Er fuhr hinaus auf die Promenade.

„Ihre Anſtalt liegt außerhalb der Stadt?“ ſagte Herr Hobelmann.

„Nein,“ lautete die Antwort, „nur friſch und luſtig am entgegengeſetzten Ende derſelben.“

„Sie haben doch meinethalben keine Schwierigkeiten gehabt?“

„Nicht im Mindeſten — das heißt bis jetzt noch nicht. Laſſen Sie ſich nur nicht das Geringſte merken, daß Sie eine Ahnung davon haben, wo Sie ſich befinden. Die Leute wollen natürlich nicht, wir Sie ſich wohl denken können, für Verrückte gelten. Mit den verſchiedenen Perſönlichkeiten und ihren Eigenheiten werde ich Sie unter der Hand bekannt machen. Sie ſind doch Ihres Verſprechens eingedenk geweſen und haben zu Hauſe nichts erwähnt?“

„Sie können ſich auf meine Diskretion verlaſſen. Aber wenn mich der Oberarzt bemerkt?“

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt,“ erwiderte Franz, „daß derſelbe mein Onkel iſt, und dem muß ich Sie natürlich gleich vorſtellen, ſobald wir eingetreten. Er hat das Feſt arrangirt und ſämmtliche Irrſinnige ſind von ihm nach aller Form der Etikette eingeladen worden. Jeder betrachtet ſich deshalb vollkommen in ſeinem Recht, und da die Anſtalt ziemlich koſtſpielig iſt, und nur Geiſteskranke aus den höhern, wenigſtens den bemittelten Ständen aufnimmt, ſo dürfen Sie ſich auch auf glänzende Toiletten gefaßt machen.“

„Auf ſehr bunte Anzüge und phantaſtiſche. Ich bin wirklich auf's Aeußerſte geſpannt,“ verſicherte Herr Hobelmann.

„Und da ſind wir ſchon,“ ſagte Franz, während er vorn an das Droſchkenfenſter klopfte. „Bitte, folgen Sie mir ſo raſch Sie können, denn ich habe mich ſchon eigentlich etwas über meine Zeit aufgehalten.“

Die Droſchke hielt, und Franz Kettenbrock, der ſeinem Begleiter ſo wenig als möglich Zeit zum Beſchauen gönnen wollte, ſprang behend aus dem Wagen und in die Gartenthür. Herr Hobelmann folgte ihm dabei eben ſo flink, und bald betraten ſie das innere Haus und erſtiegen die mit Teppichen belegte Treppe.

„Das ſieht ja hier ganz vornehm aus“, flüſterte der Herr Hobelmann — „und alle die harrenden Diener da?“

„Sind theils Wächter, theils nur für den Abend von dem Magiſtrate entlehnte Polizeidiener, die ſich hier aufhalten, einer möglichen Unordnung vorzubeugen,“ erwiderte Franz. „Natürlich würden ſie die Kranken, wollten ſie in ihrer gewöhnlichen Uniform erſcheinen, gleich von vorn herein mißtrauiſch machen. In dieſer Livree dagegen, vermuthet keiner, was in ihnen ſteckt.“

„Vortrefflich,“ ſagte Herr Hobelmann. „Eigentlich ſogar ein Bild unſerer ganzen bürgerlichen Verhältniſſe. Die Polizei ſpielt ihre Maskerade ausgezeichnet.“

„Finden Sie?“ lachte Franz, — „doch da ſind wir bei den Irren. Jetzt nehmen Sie ſich zuſammen.“

„Thun Sie mir nur den Gefallen und laſſen Sie mich nicht allein.“

„Haben Sie keine Angſt, jedenfalls verlaſſe ich Sie nicht, bevor ich Sie einigen der Herren und Damen

vorgestellt habe. Sehen Sie, da drüben der alte Herr, das ist der Oberarzt, zu dem werde ich Sie vor allen Dingen führen."

„Und wie titulirt man den Herrn?"

„Herr Rath — ah, er hat uns schon gesehen. Er ist allerdings Obermedizinalrath, aber man nennt ihn hier in der Anstalt nur einfach Herr Rath."

„Franz, wo steckst Du denn?" sagte der Regierungsrath, der in diesem Augenblick den zurückkehrenden Neffen erspäht hatte und rasch auf ihn zukam: „Die ganze Gesellschaft ist schon in Verzweiflung."

„Lieber Onkel," sagte der junge Mann, „ich habe das Vergnügen Ihnen hier Herrn Hobelmann vorzustellen. Er ist fremd in der Stadt, und ich möchte Sie ersuchen —."

„Sehr verbunden für Ihre Bekanntschaft", sagte der alte Herr.

„Ich muß tausend Mal um Entschuldigung bitten, daß ich wage —".

„Keine Entschuldigungen; von meinem Neffen eingeführt, sind Sie mir herzlich willkommen. Nun, tanzen Sie?"

„Es ist allerdings schon einige Zeit her, daß ich nicht mehr diesem Vergnügen mich hingegeben habe."

„Bitte, dann geniren Sie sich ja nicht," sagte der freundliche Wirth. „Jeder ist hier sein eigner Herr und da drinnen kommt wohl eine Parthie Whist oder L'Hombre zu Stande, an der Sie mit mehr Bequemlichkeit Theil nehmen können." Der Onkel eilte geschäftig davon und Franz flüsterte seinem Opfer zu:

„Sie müssen jedenfalls tanzen; ich werde Sie schon einigen unserer „ruhigsten" Damen vorstellen."

„Aber ich habe wahrhaftig lange nicht getanzt."

„Gut. Dann nehmen Sie zum Anfang keine von den jüngsten; und erst einmal wieder in Gang, kommen Sie bald in den Wirbel hinein. Sehen Sie, da haben wir gleich eine unserer älteren Schönen."

„Die Dame mit den gelben Rosen?"

„Das ist eine ungarische Gräfin," sagte Franz, „die aber vollkommen geläufig deutsch spricht. Sie hatte die fixe Idee, daß ein deutscher Steuerrath sie aus ihrem Schlosse an der Theiß entführt und geheirathet habe."

„Gerade ein Steuerrath. Das ist merkwürdig" sagte Herr Hobelmann.

„Ich werde Sie gleich vorstellen." —

„Und die beiden jungen Damen dort?"

„Von denen nachher. Seien Sie nur um Gottes-Willen voller Aufmerksamkeit gegen die so unglückliche Gräfin."

„Und wer ist die alte Dame drüben mit dem Papier in der Hand?"

„Das ist die Königin von Birma."

„Wer?"

„Die Königin von Birma", wiederholte Franz ruhig und mit vorsichtig gedämpfter Stimme, denn die genannte Dame rauschte eben an ihnen vorüber und schien Jemanden zu suchen. Franz, der wohl ahnte, daß sie ihn aufzufinden wünsche, hatte sich durch die ziemlich breite Gestalt des Herrn Hobelmann vollständig und glücklich gedeckt.

„Aber Sie meinen doch nicht im Ernst — ?" sagte der erstaunte Advokat.

„Gott bewahre", lächelte der junge Mann. „Sie war früher an einen Commerzienrath in Berlin verheirathet und schnappte gerade zu der Zeit über, als der birmanische Gesandte nach London reiste. Jetzt bildet sie sich ein, er sei nur dorthin gekommen, sie an den Hof des Großherrn zu holen. Ueber den Zustand der dortigen Seelen aber innigst betrübt, läuft sie nun fortwährend mit einer Liste herum, um Beiträge zur Bekehrung der Heidenkinder in Birma zu sammeln — doch, da kommt die Gräfin-Steuerräthin auf uns zu. Jetzt nehmen Sie sich zusammen."

„Aber bester Franz, wo haben Sie die Zeit daher gesteckt?" sagte in diesem Augenblick die Frau Steuerräthin, die vollkommen ahnungslos über die ihr zugetheilte Würde, zu den beiden Männern trat. „Wie eine Stecknadel haben wir Sie überall gesucht und der Tanz soll beginnen."

„Erlauben Sie mir nur erst, hochverehrte Frau", sagte da Franz, „Ihnen einen Tänzer zuzuführen, der darauf brennt, Ihre Bekanntschaft zu machen. Graf v. Hobelmann aus Pesth."

Die Frau Steuerräthin knixte fast bis auf den Boden hinunter und Herr Hobelmann sah seinen Begleiter mit einem etwas dummen Blicke an. Dieser aber flüsterte der Dame mit den gelben Rosen zu — „halten Sie ihn fest, Steuerräthin, ich glaube fast, Sie haben da eine ganz brillante Eroberung gemacht", und verschwand im nächsten Augenblick von ihrer Seite, seine Cousine Adele zu dem ersten, eben beginnenden Tanz zu führen.

Hier traf er auch schon das zweite Paar, seinen sehr glücklich lächelnden Reisegefährten mit Base Fränzchen am Arm.

Digitized by Google

Der junge Doktor ſchien in einem wahren Meer von Wonne zu ſchwimmen; er ging gar nicht, er ſchwebte ordentlich, und ſein Antlitz ſtrahlte von Vergnügen.

(Fortſetzung folgt.)

Gänſeblumen.

4.

Mädchen lernt' ich viele kennen,
Bücher hab' ich viel geleſen,
Soll ich euch das Facit nennen?
Beide ſind ganz gleiche Weſen.

Immer ſucht man nur nach neuen,
Iſt man mit dem einen fertig,
Glaubt es jetzt nicht zu bereuen,
Daß man Beſſ'ees nur gewärtig.

Und im Anfang iſt's ganz prächtig,
Ganz pikant und unterhaltend,
Neue Reize ſieht man mächtig
Ihre ganze Kraft entfaltend.

Neue Formen und Figuren,
Neuer Stil und neue Wendung,
Und man ſieht oft manche Spuren
Einer friſchen Götterſendung.

Aber lieſt man immee weiter,
Sieht man ſtets ſich mehr betrogen,
Denn die ganze Stufenleiter
Alter Dinge kömmt gezogen.

Sind nicht ſchlimmer, ſind nicht beſſer,
Sind, wie man es längſt erfahren,
Eſſen nur mit neuem Meſſer
Speiſen, die dieſelben waren.

Und es ſind dieſelben Köpfe
Und es ſind dieſelben Döckchen,
Nur der Kopf hat and're Zöpfe
Und hat and're Seidenlöckchen.

Und man überſchlägt dann Vieles,
Um nur raſch das Buch zu enden,
Und am Ende ſeines Zieles
Legt man's gähnend aus den Händen.

5.

Leute gibt's die ſelbſt an Blumen
Auf Gewicht und Umfang ſehen,
Weil ſie ſtets nue aufs Volumen
Und auf tücht'ge Maſſe gehen.

Leute gibt's, die ganz zerfloſſen
Schwimmen ſtets im Ideale,
Die auch ihr „Cot'lett mit Spreſſen"
Braten an dem Sehnſuchtsſtrahle.

Leute gibt's, die wie die Strunken
Kunſt und Poeſie betreiben,
Rechnen bei dem Götterſunken,
Was noch für den Heerd kann bleiben.

Leute gibt's, die jede Dichtung
Halten für die Dichtkunſt ſelber,
Und füe Götter ihrer Richtung
Halten ſie die gold'nen Kälber.

Leute gibt's, die Alles buchen
Nach dem Buche ihrer Dummheit,
Die Bedeutung immee ſuchen
Seldſt in ausdrucksloſer Stummheit.

Weil ich hatte einſt geſchrieben
Tiefgefühlte Liebeslieder,
Fühlen ſie ſich aufgerieben
Jetzt die windelweichen Gliedee.

Da ich „Gänſeblumen" dichte,
Wollen ſie gleich d'eaus gloſſieen,
Daß ich ſeeventlich vernichte,
Was ich einſt that adorieen.

Sagt mie nur, ihe Wieſelſänger,
Trübet das die Meereswelle,
Daß Delphin, des Meeres Sänger,
Schwimmt gleich neben der Saedelle?

Sagt mir nur, ihe Zeitſchriftſtmelker,
Sagt mie nur, ihr Zeitzerſtampfer,
Blüht die Roſe dannm welker,
Weil ſie ſteht bei Sauerampfer?

Urtheilt doch nicht gar ſo thieriſch,
Macht doch nicht ſo viel Rumoe,
Amor ſelbſt iſt ſchakespeariſch,
Scherz im Schmeez, das gibt Humor.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 21.

Stern.

Räthſel.

Wenn drei zuſammen ſingen,
So hörſt du mich erklagen.

Redigirt von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich

Digitized by Google

Noris-Blüthen.

Beiblatt zum Nürnberger Friedens- und Kriegs-Kurier.

Nummer 23. Erscheint jeden Sonntag. 26. Dezember 1858.

Herr Hobelmann.

Skizze von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Bester Kettenbrock", rief der junge Doktor, des Havanesen Hand ergreifend, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für diesen Abend bin — wie glücklich ich mich fühle —"

„Ist auch gar nicht nöthig," scherzte Kettenbrock. „Ihr Gesicht verräth das schon ohne dies. Aber Cousine Fränzchen scheint mir niedergeschlagen?"

„Ich?" sagte das junge Mädchen erstaunt, und ihr Gesichtchen überflog ein leichtes Roth. „Du bist ein arger Spötter, Vetter Franz; aber im Nu wird Dir die Frau Commerzienräthin über den Hals kommen. Siehst Du, wie sie dort mit ihrem Subskriptionsbogen durch den Saal streicht?"

„Wie ein Habicht über ein Ackerfeld", lachte Franz herzlich, „und wehe den armen Opfern, auf die er niederfährt."

„Aber sie bringt sie nicht um —."

„Nein; sie zapft ihnen nur das Blut ab, jene Klasse von Menschen mit dem Erbeuteten zu füttern, die im schwarzen Frack und weißer Halsbinde das passende Futteral für ihre unsterbliche Seele gefunden zu haben glauben."

„Pfui Franz," rief die Cousine aufgebracht, schäme Dich."

„Etwa weil ich glaube, daß die Neger und Indianer keine wollene Strümpfe brauchen?" gab der junge Mann zurück. „Aber wahrhaftig, sie hat es auf mich gemünzt", und ohne weiter ein Wort zu verlieren verließ er die Gruppe und ergriff Adelens Hand, den Tanz zu beginnen, dessen Takte eben lustig vom Orchester herab schmetterten.

„Lieber Franz", sagte die rücksichtslos einschreitende Commerzienräthin, „in glücklichen Momenten des Lebens ist das Herz am mildthätigsten, am allerweichsten gestimmt —."

„Hat aber auch die allerwenigste Zeit", unterbrach sie der junge Mann heftig und setzte sich mit seiner Dame in Bewegung. „Platz, oder der ganze Zug geht über Sie hin."

„Aber nur einen Moment —."

Es half ihr aber Nichts. Die Paare flogen an ihr vorüber.

Nur Einer der Tänzer theilte das allgemeine Vergnügen so wenig, daß er sich lieber davon zurückgezogen hätte, wenn er dazu den Muth besessen, und das war Herr Hobelmann.

Die überselige Frau Steuerräthin als wahnsinnige Gräfin im Arm, keuchte er mit triefender Stirn durch den Saal. Die Gräfin schien gar keine Lunge zu haben und wenn er inne halten wollte, traf ihn ein so merkwürdiger Blick aus ihren Augen, daß er immer wieder auf's Neue die Zähne zusammenbiß und langsam vorwärts arbeitete. Er durfte ja die Unglückliche beileibe nicht reizen.

Endlich aber konnte er nicht mehr; seine Kräfte ließen nach, sein Kopf schwindelte, der ganze Saal drehte sich mit ihm im Kreis und mit immer ängstlicheren Verbeugungen, die er seiner leidenschaftlichen Tänzerin machte, taumelte er zu einem nahen Sitz, auf den er athemlos niedersank.

„Braoo! Bravo! ganz vortrefflich!" flüsterte ihm Franz zu. „Sie tanzen ja mit einer Leidenschaft, mein guter Graf, daß Sie die jüngeren Leute ordentlich beschämen."

„Graf!" flüsterte da Etwas zur Seite, und als Franz den Kopf wandte, entdeckte er die Frau Commerzienräthin, die mit dem unerbittlichen weißen Bogen in der einen und einem schwarzen Bleistift in der andern Hand neben ihm stand, „bitte, lieber Franz, stellen Sie mich dem Herrn Grafen vor."

„Mit dem größten Vergnügen", willigte in seinem Uebermuth der junge Havanese ein. „Meine Gnädigste, ich habe hier die Freude, Sie mit einem unserer leidenschaftlichsten und besten Tänzer, dem Grafen Hobel-Mann bekannt zu machen. Herr Graf, sehen Sie in dieser Dame die Mutter aller unchristlichen Waisen, die Königin

Digitized by Google

und Wohlthäterin von Birma, wie von verschiedenen anderen heidnischen Länderstrichen."

„Sie Schmeichler", lächelte, verschämt unter ihrer Schminke erröthend, die Commerzienräthin. „Herr Graf, ich freue mich außerordentlich, diese ehrenvolle Bekanntschaft zu machen, und entschuldigen Sie nur, wenn ich gleich bei Ihnen mit einer Bitte, und so gewissermaßen mit der Thür ins Haus falle."

Sie trat dabei dicht auf Herrn Hobelmann zu, und dieser, in der Scheu, der Königin zu nahe zu kommen, erhob sich rasch von seinem Sessel, mit dem er beinahe umgefallen wäre.

„Sie ist vollkommen unschädlich," raunte ihm Franz zu, und die Dame, der die Bewegung nicht entging, sagte lächelnd:

„Fürchten Sie sich nicht, Herr Graf, es soll Ihnen Nichts geschehen, nur Ihre Mildthätigkeit möchte ich in Anspruch nehmen und zwar für die armen Heidenkinder in Birma, über deren Elend Sie mir wohl erlauben Ihnen zugleich einige kleine Brochüren zu überreichen."

„Majestät sind zu gnädig", stammelte der also Ueberraschte. Die Kommerzienräthin aber, mit einem dankbaren Blick auf Franz den Titel acceptirend, hielt ihm das Papier vor und sagte bittend:

„Unterschreiben Sie, Herr Graf, bedenken Sie, daß Sie mit ein paar hier so heilvoll angelegten Louisd'oren unendlichen Segen wirken. Und wenn Sie auch nur eine Seele damit retten, so hätte sich das Kapital ja tausendfach, millionenfach verzinst."

„Was soll ich denn thun?" wendete sich der geängstigte Hobelmann an den sich dicht zu ihm haltenden Franz.

„Unterschreiben Sie", rieth dieser leise, „sie wird sonst böse. Derartigen Leuten muß man scheinbar den Willen thun —"

„Aber wie viel?"

„Das bleibt sich ja gleich — unter 10 Louisd'or können Sie aber auf keinen Fall zeichnen. Wenn die Summe nur auf dem Papier steht, so ist die Dame vollkommen zufrieden."

„Nun, nicht wahr, Sie sind so freundlich?" drängte noch einmal die Kommerzienräthin.

„Wenn Sie befehlen, von Herzen gern", sagte Herr Hobelmann, nahm den ihm gereichten Bleistift, und im nächsten Augenblick stand sein Autograph: G. Hobelmann, mit der anscheinend unschuldigen Bemerkung: 10 Louisd'or auf dem Papier und vor den entzückten Blicken der Heidenbeschützerin. Im Ueberfließen ihres Dankes ergriff sie seine Hand.

„Großmüthiger, freigiebiger Mann," rief sie, „dafür ermöglichen Sie vielleicht den Eintritt einer ganzen Familie in den Himmel. Nur um Ihre werthe Adresse dürfte ich wohl noch bitten."

„Die werde ich schon ausfüllen", mischte sich aber Franz Kettenbrock in das Gespräch und wehrte dadurch die Frau Kommerzienräthin endlich ab. Brannte ihr doch auch schon der Boden unter den Füßen, auf neue Opfer zu stoßen, und die unterschriebenen 10 Louisd'or im Triumpf durch den Salon zu tragen. Herr Hobelmann aber, höchst erfreut, so billig davongekommen zu sein, machte ihr eine tiefe Verbeugung, wie er es dem Rang einer Königin von Birma für angemessen hielt, und gewann sich dadurch ihr Herz vollkommen. Die Frau Steuerräthin dagegen rümpfte die Nase und warf jetzt im Innern mehr als je überzeugt, — wenn es dazu überhaupt noch irgend eines Beweises bedurfte hätte! — daß die Kommerzienräthin eine höchst durchtriebene und intriguante Person sei, vor der man sich entsetzlich in Acht nehmen müsse.

„Nun, wie gefällt Ihnen die „Gesellschaft?" sagte Franz, als er sich mit Herrn Hobelmann einen Augenblick allein sah.

„Vortrefflich, mein junger Freund, ganz vortrefflich," erwiderte der dicke Advokat, sich dabei den Schweiß von der Stirn trocknend, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, mich hier eingeführt zu haben. So etwas bekommt man nicht alle Tage zu sehen. Die Königin von Birma z. B. ist göttlich — ein wahres Charakterbild, einzig in ihrer Art! Aber sagen Sie mir einmal, wer ist denn der Herr, der da so finster zwischen den verschiedenen Gruppen herumgeht? Den mit der Brille meine ich und dem großen Schnurbart. Er hat etwas Militärisches."

„Das ist unser Hauptkrankenwärter," erwiderte Franz leise, denn der erwähnte Herr ging eben unsern vorbei und warf dem Herrn Hobelmann einen scharfen, nicht besonders freundlichen Blick zu. „Hier in Gesellschaft wird er zwar „Herr Hauptmann" titulirt und die Kranken lassen ihn für ihres Gleichen gelten; außerdem hat er sie aber tüchtig unter der Fuchtel, und sie fürchten ihn, wenn er einmal ärgerlich wird und zwischen sie fährt. Doch da kommen noch ein paar unserer interessantesten Irrsinnigen, eine noch eben nicht bejahrte Dame in dem permanenten Alter der Zwanziger, ein Fräulein v. Bomershausen, die, wenn ich nicht irre, ein Drama-

Digitized by Google

geſchrieben hat, und vor der Aufführung, aus Furcht vor dem Mißlingen deſſelben wahnſinnig geworden iſt, und ein anderes gnädiges Fräulein von Loſenbrett, ebenfalls eine Schriftſtellerin, die wunderbarer Weiſe in ein franzöſiſches Attentat verwickelt zu ſein glaubt, und in jedem Fremden einen Spion fürchtet. In ihren lichten Augenblicken macht ſie Gedichte, in ihrem ärgſten Paroxismus aber lieſt ſie dieſelben vor."

„Sie ſcheinen es ebenfalls auf uns abzuſehen," ſagte Herr Hobelmann.

„Im ſchlimmſten Fall fordern wir Beide zum Tanz auf, beruhigte ihn Franz; „die Muſik wird im Augenblick wieder beginnen."

„Ich bin aber ſchon ſo müde, daß ich kaum noch auf den Füßen ſtehen kann," verſicherte Herr Hobelmann.

„Das ſchadet nicht", entgegnete Franz. „Sie tanzen ſich wieder munter. Ich empfehle Ihnen Fräulein von Loſenbrett."

„Die Dame mit den entſetzlich langen Locken?"

„Bſt — dieſelbe — nicht ſo laut. Derartige Irrſinnige haben ein wunderbar ſcharfes Gehör, und ſind außerordentlich mißtrauiſch."

Er hatte kaum ausgeſprochen, als Fräulein von Loſenbrett, von der man ſchon ſeit fünfzehn Jahren behauptete, daß ſie eine höchſt intereſſante Blondine ſei, an ihn heran glitt, ſeinen Arm berührte und leiſe zu ihm ſagte:

„Herr Kettenbrock, wer iſt denn der dicke fremde Herr, den Sie uns da gebracht haben?"

„Ein Graf Mann, mein gnädiges Fräulein," antwortete Franz. „Nach ſeinem Erbgut Hobel-Mann genannt."

„Aber den Namen kenne ich gar nicht."

„Er iſt aus dem fernen Oſt-Preußen und erſt heute bei uns eingetroffen. Erlauben Sie mir, daß ich ihn vorſtelle?"

„Gleich — erſt noch eine Frage. Ich — ich habe zu Ihrer Rückkehr ein kleines Gedicht — eigentlich nur ein Epigramm gemacht — denn Sie werden mir zugeſtehen, daß Sie keine Lyrik verdienen."

„Mein gnädiges Fräulein —"

„Still — ich möchte es Ihnen vorleſen — am liebſten Ihnen allein — in Begleitung einer Freundin natürlich — aber — aber wenn Sie Ihren Freund mitbringen wollen, habe ich nichts dagegen."

„Jetzt? meine Gnädige? — Der Tanz wird jeden Augenblick beginnen und ich bin engagirt."

„In der nächſten Pauſe ſodann, unmittelbar nach dem Tanz. D'rüben im kleinen Erker."

„Indeſſen," ſagte jetzt Franz, und zwar wieder mit lauter Stimme, „erlauben Sie mir wohl, Ihnen meinen Freund, den Grafen Hobel-Mann vorzuſtellen, — Fräul. Emma von Loſenbrett — eine unſerer gefeiertſten Dichterinnen."

Die Dame verneigte ſich erröthend, und Hobelmann wollte ſich ebenfalls mit einer tiefen und etwas ſteifen Verbeugung loskaufen. So billig ſollte er aber nicht davon kommen, denn der boshafte Franz fuhr fort: „Er hat mich vorhin ſchon erſucht, Sie, meine Gnädige, in ſeinem Namen um dieſen Tanz zu bitten."

Die Antwort war eine ſtumme, aber geſtattende. Auch blieb nicht viel Zeit zu längerer Konverſation, denn in demſelben Augenblick begann die Muſik auf's Neue, und Hobelmann war gleich darauf genöthigt, nach dem Takt eines raſend ſchnellen Galopps den Saal hinab und wieder hinauf zu wirbeln.

Erſchöpft und mit pochenden Adern machte er eben mit ſeiner Tänzerin eine kurze Pauſe, als ihn Jemand leicht auf die Schulter klopfte. Wie er ſich raſch darnach umdrehte, ſtand der Regierungsrath hinter ihm und ſagte lächelnd mit dem Finger drohend:

„Ei, ei mein Beſter — Sie thun als wenn Sie nicht mehr tanzen könnten, und ich laufe mir die Beine ab, Ihnen einen Platz an einem Whiſt- oder Boſtontiſch zu verſchaffen, indeſſen Sie wie ein Zephyr durch den Saal hüpfen."

„Beſter Herr Obermedizinalrath!"

„Schon gut", lachte der alte Herr, — „kommt auf den Titel nicht an, und iſt mir eine herzinnige Freude, Sie und Alle ſo aufgeräumt, ſo froh zu ſehen. Wenn Sie nur —"

Herr Hobelmann hörte Nichts weiter. Fräulein von Loſenbrett hatte ſich genug ausgeruht, und ſchon war das Paar, welches er mit ihr bildete, wieder an der Reihe.

„So!" ſagte Herr Hobelmann, erſchöpft nach Luft ſchnappend, als er endlich von ſeiner Dame frei geworden, und todtenmatt auf einen Stuhl geflüchtet war, während Franz Kettenbrock, der ſeinen Gaſt nicht aus den Augen ließ, wieder zu ihm trat, „ſo, das glaub' ich. Für ſich ſuchen Sie ſich die hübſcheſten Mädchen aus und mir hängen Sie die alten auf, damit ſie mich durch ihre Tanzwuth ruiniren."

„Aber Fräulein von Loſenbrett —"

„Daß die verrückt iſt, will ich ſelber unterſchreiben",

Digitized by Google

stöhnte der durchaus Fertige, „denn was mir die für Unsinn in den paar Minuten vorgeschwatzt hat, das geht auf kein Buch groß Velinpapier. Ich sagte nur immer ja, sie nicht reizbar zu machen."

„So kommen Sie jetzt mit in jenen Erker, daß wir uns ein wenig ausruhen," sagte Franz — „auch stehen dort Erfrischungen. Bleiben wir hier, so werden wir gleich wieder abgefaßt."

„Wohin retten Sie mich? rief Hobelmann erfreut. „Nur nicht wieder tanzen, sonst bin ich morgen früh ein todter Mann."

Er erschrack aber, als ihnen am Eingang des Erkers, anstatt einer Erfrischung, die unvermeidliche Emma von Rosenbrett, diesmal mit einem Heft Manuskript in der Hand, entgegentrat, und wollte sich rasch entfernen. Franz hielt aber sein Opfer fest und die Dame sagte lächelnd:

„Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie Wort halten. Jetzt nehmen Sie hier Platz. Louise wird uns Gesellschaft leisten. Ich habe mich unendlich auf diesen Augenblick gefreut."

„Mich entschuldigen Sie vielleicht," sagte Herr Hobelmann. Franz aber warf ihm einen warnenden Blick zu, der ihn in den Erker hineintrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Gänseblumen.

6.

Kopf und Herz sind Glock und Weiser
In dem Werk der Menschenuhr,
Geht das Herz auch immer leiser,
Tönt der Kopf geschwinder nur.

Und vom Kopf tönt's laut wie Glocken:
„Meiner Liebe bin ich frei!"
Wie der Herzschlag auch in Stocken
Und in Schmerz gerathen sei.

Hab' nach langen, langen Tagen
Gestern plötzlich sie erblickt,
Und mein Herz fing an zu schlagen
Und zu pochen wie zerstückt;

„Ist's nun wahr, was Du gesprochen?"
Fragt das Herz zum Kopf hinauf,
„Ich regier', und d'rauf zu pochen,
Hör' ich liebend niemals auf."

7.

Tulla liebt mich, liebt mich wüthend,
Liebt mich hoch und liebt mich tief,
Ueber ihre Liebe brütend,
Schreibt sie täglich einen Brief.

Schreibt mir Morgens schon um Sechse,
Und post scriptum „Abends Vier."
Kleine, große, lange Klecksе
Steh'n herum als Klagspalier.

Ach, ich frage, ist's nicht sündlich,
Daß man liebt so schwarz auf weiß,
Wenn man sich die Liebe mündlich
Kann versichern glühend heiß?

Muß ich lesen sieben Seiten,
Daß ich kommen soll geschwind,
Wenn zu ihr schnell hinzuschreiten,
Es nur dreißig Schritte sind?

Wenn ich einst sollt' wieder lieben,
Klopfe ich bei einer an,
Die nicht lesen, was geschrieben,
Und die selbst nicht schreiben kann.

8.

Blumen blühen, wachsen, sprießen
Auf der freien Sonnenflur,
Wie sie öffnen sich und schließen,
Werden sie zur „Blumenuhr."

Meine Blumenuhr hienieden,
Ist ihr Herz nur ganz allein,
Was für Stunde mir beschieden,
Zeigt mir diese Uhr, so klein.

Wenn es offen mich begrüßet,
Zeigt's die schönste Stunde hier,
Wenn's die Blätter grausam schließet,
Schlägt dir letzte Stunde mir.

Auflösung des Räthsels in Nr. 22.

Trio.

Räthsel.

Ist dein Wein,
Nicht ganz rein,
Gibt mein Wort dir rechte Lehren,
Was du thun mußt, ihn zu klären.

Redigiet von Fr. Schultheis. — Druck von J. L. Stich.